



Günter Ebert

Auf Expedition in Afghanistan


Ein Insektenforscher erzählt von seinen
Reisen (1957 – 1971)



In diesem Buch schildert der Autor auf der Grundlage seiner Reisetagebücher und eines umfangreichen Bildmaterials seine Erlebnisse in einer Zeit, als Afghanistan noch nicht von der katastrophalen Entwicklung heimgesucht worden war, die mit dem Einmarsch sowjetischer Truppen Ende 1979 ihren Anfang genommen hat.

Man konnte damals noch durch das Land reisen und Menschen von unterschiedlicher ethnischer Herkunft kennen lernen, ohne dabei als „Ungläubiger“ missachtet oder gar bedroht zu werden. Die Abenteuer, die man dabei erlebte, waren meist ganz anderer Natur. Die Vielfalt an naturkundlichen und ethnografischen Beobachtungen, aber auch solchen, die aus der unmittelbaren Begegnung mit den Menschen herrühren, formt sich hier zu einer Anthologie von hohem dokumentarischen Wert. Die gewohnte tägliche Berichterstattung der Medien von heute über „das Land am Hindukusch“ wird dadurch in ein ganz anderes Licht gerückt.





Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
Kahle/Austin Foundation

GÜNTER EBERT
Afghanistan

GÜNTER EBERT

Auf Expedition in Afghanistan

Ein Insektenforscher erzählt von seinen Reisen
(1957–1971)

150 Farbfotos, 102 Schwarzweißfotos, 5 Karten

2010

Herausgegeben vom Naturwissenschaftlichen Verein Karlsruhe e.V.

www.nwv-karlsruhe.de

Schriftleitung: Dr. ROBERT TRUSCH, Karlsruhe

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

ISBN: 978-3-937783-45-1

© 2010 Naturwissenschaftlicher Verein Karlsruhe e.V.
c/o Staatliches Museum für Naturkunde Karlsruhe, Erbprinzenstraße 13, 76133 Karlsruhe, Germany

Kommissionsverlag: Goecke & Evers · Keltern
Sportplatzweg 5, 75210 Keltern-Weiler, Germany
Fax: +49-7236-7325, E-Mail: books@insecta.de; Internet: www.insecta.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes ist ohne Zustimmung des Naturwissenschaftlichen Vereins Karlsruhe e.V. und des Autors unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz und Gestaltung: STEFAN SCHARF, Karlsruhe
Printed in Germany by NINODRUCK, Neustadt/WStr.

Inhaltsverzeichnis

Widmung	9
Vorwort	11
Kapitel 1: Wie alles begann	19
Die Stuckgirlande – Vom Rennsteig nach Zentralasien – Im Bombenhagel – Auf dem Lande – Zurück nach Nürnberg – Schreckenfaller und Argus- bläuling – Der Traumfaller – Eine Sammelreise zum Stülfser Joch – Der Entschluss – Besuch in Karlsruhe-Durlach – Eine Lektion aus erster Hand – Zum Großmeister nach München	
Kapitel 2: Da will ich hin!	29
Die Weichen sind gestellt – Die Zeit der Bettelbriefe – Nun wird es ernst – Der Lockruf der Ferne – Auf nach Genua – Wiedersehen mit Inge – Endlich an Bord	
Kapitel 3: Mit der „MS Asia“ rund um Afrika	37
O mia bella Napoli – Durch das westliche Mittelmeer – Deckgeschichten – In Dakar – Auf Südkurs im Atlantik – Das Kreuz des Südens – Die Äquatortaufer – Cape Town, Signore! – Zwischen Tafelberg und Lions Head – Mogadischu – Im Arabischen Meer	
Kapitel 4: In Asien!	53
Ankunft in Karachi – Mit der „Northwest Pakistan Railway“ nach Peshawar – Die Kulis von Lahore – Im Punjab – In der Hauptstadt der Pathanen – Wann geht der nächste Bus nach Kabul? – Über den Khyber – Die Todesfurt – Sarobi empfängt den Mottenjäger	
Afghanistan im Jahr 1957	64
Kapitel 5: Zwischen Wunsch und Wirklichkeit	69
Sarobi, mein Stützpunkt am Kabulfluss – Über den Lataband-Pass – Das also ist Kabul – Hinter Lehmmauern – Kabul-Sarobi und zurück – Zwischen Mühlsteinen	
Kapitel 6: Nach Kandahar	83
Vom Abenteuer einer Busreise – Der Hadji von Shaikhabad – Eine Step- penskizze aus Vorderasien – Von Distelfaltern und Pillendreheren – Auf Lord Roberts' Spur	

Kapitel 7:	Im Garmsir	87
	Im Zentrum der Pashtunen – Der Rauchverkäufer – Bei den Ruinen von Lashkar Gah – Klein-Amerika in der Wüste – Ein Lichtfang besonderer Art – In der Dasht-e-Margo – Leuchtnacht am Helmandfluss – Die „Khanpartie“ – Girishk-Maiwand-Kandahar – Am Arghandab-Damm	
Kapitel 8:	Zurück nach Kabul	101
	Eine Höllenfahrt mit der „Afghan Mail“ – Mit dem Fahrrad durch die Steppe von Mukur – Am Salzsee Ab-e-Istada – Zwischen Mukur und Ghazni – Durch die Tangi Garu nach Sarobi	
Kapitel 9:	Nach Faizabad	109
	Die Vorbereitung – Die Reise nach Faizabad, ein Rückblick – Allah akbar! – Durch das Ghorbandtal zum Shibar-Pass – Am Surkhabfluss – Ein Wiedersehen in Baghlan – Durch das Kokchatal – Beim Gouverneur von Faizabad – Von Bajonetten bedroht – In Barak – Die Opiumbauern von Jurm	
Kapitel 10:	Im Sardsir	125
	Der Pferdehandel – Aufstieg zur Shiva-Hochebene – Im Blumenland – Bei den Karakulzüchtern – Das Gepäckpferd stürzt ab – Umkehren oder weiter? – Wir haben uns verirrt – Die vergessene Welt der Shirnis – Unser Feind der Hunger – Ein Ort mit Namen Khinsch-e-Andarab – Sammeln, was vor das Netz kommt – Abschied von der kalten Steppenweide	
Kapitel 11:	Die Rückkehr	151
	Noch einmal in Barak – Khoda hafez, Faizabad – In der Gluthitze von Khanabad – Per Anhalter nach Süden – Zwischenstation in Deh Mazang – Erholung in Sarobi – Von Waranen und Schlangen	
Kapitel 12:	Nach Bamian und Band-i-Amir	157
	Ein Betriebsausflug – Die Rote Stadt – Im Tal der Buddhas – Das Wunder der Königseen	
Kapitel 13:	Die Heimreise	169
	Was kostet ein Koran? – Dscheschen-i-esteqlal – Ebbe in der Reisekasse – Rubel für Afghani – Weisheitszähne und Malaria – Mit „Aeroflot“ und „Intourist“ – Auf dem Roten Platz – Über Skandinavien zurück nach Nürnberg	
	Afghanistan in den Jahren 1961 – 1969	184
Kapitel 14:	Wieder nach Afghanistan!	191
	In offizieller Mission – Mit dem Frachtschiff nach Karachi – Am eigenen Lenkrad – Sarobi hat mich wieder	
Kapitel 15:	Bei den Hazaras	197
	Begegnung mit den Kandahari-Nomaden – Panjao, eine entomologische Neuentdeckung – Am Kotal-e-Shahtu – Die Leute von Kerbala – Im Koh-i-Baba	

Kapitel 16:	Im Hindukusch	207
	Durch das Panjshirtal – Der Malek von Kurbitab – Über den Anjuman-Pass – Das Geisterhaus – Nach Bala Quran	
Kapitel 17:	Pashtunistan	219
	Im Deodarwald – Am Kotal-e-Peiwar – Der Mann, den Admiral Canaris schickte – Das deutsche Forstprojekt – Kahlschlag – Eine Reise nach Swat – Wüstenspringmäuse	
	Afghanistan im Jahr 1971	235
	Auf dem Dach der Welt (von CLAS M. NAUMANN).	240
	Der Exodus der Pamir-Kirgisen	263
Kapitel 18:	Auf Umwegen in den Badakhshan	265
	Noch einmal nach Paktia – Nachtfahrt auf der Lorry – Nach Nuristan und zurück – Gulestan – Auf den Trümmern der Seidenstraße	
Kapitel 19:	Der Wakhan	279
	Bei den Wakhis – Nach Sarhad – Über steile Pässe – Lichtfang bei Zemestani Baharak – Über Langar nach Bzhai Gumbaz	
Kapitel 20:	Im Kleinen Pamir	289
	Am Kol-e-Tshaqmaqtin – Tergen Qorum	
Kapitel 21:	Bei den Pamir-Kirgisen	291
	Alltag in 4000 Meter Höhe – Zu Gast in einer Kirgisen-Jurte – Rahman Qul, der legendäre Stammesfürst	
Kapitel 22:	Im Großen Pamir	297
	Der Rückmarsch – Unsere Traumfalter – Im Tolibai-Tal – Hochlager am Kotal-e-Wazit – Zum Schluss noch eine Erstbesteigung	
	Dank und Adresse des Autors	329
	Literaturverzeichnis	331
	Verzeichnis der wissenschaftlichen Tier- und Pflanzennamen	333
	Verzeichnis der geografischen Namen aus Afghanistan	339

...and ...
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..
... ..
... ..
... ..

Widmung



„Clas und ich waren unserer Karawane wieder einmal weit vorausgeeilt. Auf der kleinen Anhöhe, von der aus wir einen wunderbaren Ausblick genossen, waren wir ganz allein, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Allmählich wurden unsere Pferde unruhig. Sie mochten nicht das lange Stehen. Ihr ungeduldiges Scharren mit den Hufen erinnerte uns daran, dass es Zeit wurde für das letzte Wegstück hin zum Kirgisenlager. In diesem Moment genügte ein kurzer Blick der Verständigung zwischen uns. Beide hatten wir dasselbe im Sinn, und mit einem leichten Schlag der Reitpeitsche brachten wir unsere Tiere auf Trab, der sich schnell zu einem wilden Galopp steigerte. Im Handumdrehen hatten wir die Jurten erreicht“.

So war das damals. Seinen Freunden, Mitarbeitern und Studenten wird Clas als ein ebenso kenntnisreicher wie experimentierfreudiger Biologe und motivationsbegabter Hochschullehrer in Erinnerung geblieben sein. Mit der gleichen Hingabe lebte er seinen Traum, der in den Bergen und Tälern Zentralasiens Wirklichkeit wurde. Hier war er am Ziel seiner Wünsche angelangt – ein vom Glück des Augenblicks erfüllter Mensch. Im Jahr 2003 hat Clas M. Naumann, schon von der schweren Krankheit gezeichnet, die ihn befallen hatte, zum letzten Mal Afghanistan besucht. Wenige Monate später, am 15. Februar 2004, ist er im Alter von vierundsechzig Jahren gestorben. Ihm sei dieses Buch gewidmet.

Vorwort

Als ich am 12. Januar 2006 einen Anruf erhielt und gefragt wurde, ob ich derjenige sei, der vor beinahe fünfzig Jahren mit einem gewissen AJRUDDIN WAIS durch Afghanistan reiste, hatte mich die Vergangenheit unweigerlich eingeholt. Der Anrufer war ein Sohn des Genannten. Sein Vater hatte sich von Kabul aus vergeblich darum bemüht, mich ausfindig zu machen. Als er im vorgerückten Alter erstmals nach Deutschland kam, um die hier lebenden Söhne zu besuchen, konnte sein Wunsch, mit mir Kontakt aufzunehmen, ohne größere Schwierigkeiten via Internet erfüllt werden. Einen Tag später standen wir uns in der Eingangshalle des Naturkundemuseums in Karlsruhe gegenüber – ein Patriarch mit weißem Vollbart und sein deutscher Freund, beide in ihrem siebten Lebensjahrzehnt.

In einem solchen Augenblick verliert die Zeit ihren Maßstab. Das Gestern wird zum Heute, die Erinnerung zur Gegenwart (Abb. 1). Was ist uns geblieben und was können wir davon weitergeben? Seit einiger Zeit schon beschäftigte mich der Gedanke, die während meiner Reise in die Gebirge Zentralasiens gesammelten Eindrücke und Erlebnisse aus der dunklen Tiefe der Erinnerung an das Tageslicht zu holen. Was ich damals in Wort und Bild festgehalten habe, ruht seitdem, fast vergessen, in Schuhkartons: Notizbücher, Fotos und Reiseandenken aller Art, oder in Diamagazinen, deren äußere Beschriftung eine innere Ordnung vortäuscht, die leider keineswegs vorhanden ist. Viele von den alten Farbaufnahmen sind verblasst oder mit Flecken übersät.



Abbildung 1. Wiedersehen mit AJRUDDIN WAIS nach fast fünfzig Jahren. – Foto: GEORG PETSCHENKA.

Ich hatte das schon seit langem bemerkt und es immerhin geschafft, die eingeglasten Dias in Plastikrähmchen zu überführen und neu zu beschriften. Dabei blieb es dann aber auch. Immer wenn ich, mehr zufällig, nachgesehen und das verborgene, ungenutzte Dasein der einst so hart erkämpften Bilder erneut zur Kenntnis genommen hatte, wurde ich traurig, fand aber nicht die Kraft, das zu ändern. Die berufliche Arbeit, die oft genug bis in den Feierabend hineinreichte oder mit neuen Reisen verbunden war, mehrfacher Wohnungswechsel und die Verantwortung für die Familie haben ihren Tribut gefordert. Als am Ende der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts das Leben allmählich in ruhigere Bahnen einzumünden schien, kam mit dem Projekt „Landesfauna“ eine neue Aufgabe auf mich zu, die bald sehr viel mehr Zeit und Engagement von mir forderte als ich mir das je vorgestellt hatte.

Das Projekt „Landesfauna Baden-Württemberg“ begann im Jahr 1967 eigentlich ganz harmlos als eine Art Willenserklärung von etwa zwei Dutzend Amateurentomologen, die mir ihre Mithilfe bei der faunistischen Neubearbeitung der in Baden-Württemberg vorkommenden Schmetterlinge zusicherten. Als das Land zehn Jahre später Botaniker und Zoologen zu einer Kartierung der noch vorhandenen, ökologisch wertvollen Biotope aufrief, waren auch wir mit einer Arbeitsgruppe unter meiner Leitung mit von der Partie. Die im Verlauf von fünf Jahren intensiver Geländearbeit gewonnenen Daten erwiesen sich als dermaßen umfangreich und spannend, dass der Gedanke nahe lag, daraus ein offizielles Programm „Landesfauna Schmetterlinge“ zu entwickeln. Das inzwischen neu geschaffene Umweltministerium hat diesen Projektvorschlag angenommen und in der Zeit zwischen 1980 und 1996 auch finanziell unterstützt. Als Projektleiter fiel mir die gesamte Organisation und damit auch die Integration der Arbeit

von 88 ehrenamtlichen und insgesamt etwa einem Dutzend hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu. Nach fünf Jahren war mit der Bearbeitung der sogenannten Tagfalter der erste Schritt getan. Bereits die ersten beiden Bände, die 1991 erschienen, wurden ein voller Erfolg. Es folgten noch weitere acht Bände über die sogenannten Nachtfalter, von denen die letzten drei allerdings nur noch unter großen Mühen mit Hilfe von Sponsoren- und Spendengeldern zustande kamen. Als schließlich im September 2005 in Anwesenheit hochrangiger Vertreter aus Politik und Wirtschaft des Landes mit Band 10 der letzte des Grundlagenwerkes „Die Schmetterlinge Baden-Württembergs“ der Öffentlichkeit übergeben wurde, war man des Lobes voll und gratulierte dem Herausgeber zu seinem „Lebenswerk“, das bereits vorher durch die Verleihung der FABRICIUS-Medaille der Deutschen Gesellschaft für allgemeine und angewandte Entomologie und des ERNST-JÜNGER-Preises des Landes Baden-Württemberg gewürdigt worden war.

An dieser Stelle möchte ich zu Bedenken geben, dass es mit dem „Lebenswerk“ seine eigene Bewandnis hat. Würde man meine Lebensleistung allein darauf reduzieren, müsste ich Einspruch erheben. Richtig ist, dass ich mich ein Vierteljahrhundert lang ausschließlich mit diesem Projekt beschäftigt habe. Nun aber ist es abgeschlossen und hinterlässt einen, der sich fragen (und fragen lassen) musste, was er denn jetzt tun soll. Die Antwort darauf lautet ganz einfach: das auf seinen Afghanistan-Reisen der Jahre 1957 – 1971 Erlebte aufschreiben!

Inzwischen ist seit meiner ersten Reise nach Afghanistan mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Das ist eine lange Zeit. Vieles, ja eigentlich fast alles hat sich seitdem verändert. Was damals dort den Alltag der Menschen bestimmt und Einfluss auf

die Begegnungen und das Leben mit ihnen genommen hat, ist beinahe völlig in Vergessenheit geraten. Wenn mir Begebenheiten aus den fünfziger und sechziger Jahren einfallen, wie sie damals die Welt bewegten oder für mich persönlich von Bedeutung waren, und ich meinen Kindern oder auch jüngeren Kollegen davon berichte, so bedarf es oft längerer Erklärungen, um mich in allen Einzelheiten verständlich zu machen.

„Schreib es auf“, wurde ich manchmal schon ermuntert. Nun gut, aufgeschrieben habe ich sie ja bereits, meine Reiseeindrücke, allerdings nur für mich, in Kalendern und Notizbüchern hineingekritzelt. Daraus soll jetzt ein Bericht entstehen. Maßgebend dafür ist einzig und allein seine Authentizität. Nur was unmittelbar notiert oder im Bild festgehalten wurde, oder aus einer Erinnerung resultiert, die über jeden Zweifel erhaben ist, kann zu seinem Inhalt, zugleich aber auch zur Dokumentation eines Zeitgeschehens werden, dessen Zeuge und Mitspieler ich war.

Zugleich wird der Blick auf Personen gerichtet, die damals die lepidopterologische Forschung maßgeblich mitgestalteten, sei es durch eigene Reisen in die Gefilde Vorder- und Zentralasiens, oder durch systematisch-taxonomische Publikationen, mit denen sie das gesammelte Material der Wissenschaft zugänglich gemacht haben. Ich spreche hier von den „Mitspielern“, die ich noch persönlich kennen lernen durfte und mit denen ich mich, oft über viele Jahre hinweg, schriftlich ausgetauscht habe. Diese Korrespondenz wird im Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe aufbewahrt.

Ein Thema, welches in Gesprächen über das, was früher anders war, rasch in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt, ist die Art zu reisen. Heute ist es üblich, sich im Internet schon im voraus genauestens darüber zu informieren, mit welcher Linie geflogen, in welchen Hotels übernachtet und welche Ausflüge vor Ort gebucht werden sollen. Das alles wird gewöhnlich schon vor Antritt der Reise festgelegt und elektronisch verwaltet. Wichtig ist die Summe des Machbaren und

der Zeitgewinn dabei das Maß aller Dinge – eine Art von Utilitarismus, bei dem die Handlung danach bewertet wird, in welchem Maße sie zur Mehrung des Glücks nützlich ist.

Die Reise, die ich meine, ist anderer Natur. Auch sie fördert sicherlich die Mehrung des Glücks, das man persönlich dabei empfindet. Da ist allein schon der Lustgewinn, der aus dem Abenteuer erwächst. An erster Stelle steht jedoch ein ganz bestimmter Zweck, den sie verfolgt, nämlich die Entdeckung von Neuem, bis dahin noch nicht Bekanntem oder Beschriebenem. Diese Art zu reisen trägt einen Namen: Forschungsreise. Und hinter dieser Bezeichnung stehen wiederum Namen, die mir schon in meiner Jugend Respekt eingeflößt haben. Der größte von ihnen: ALEXANDER VON HUMBOLDT. Er hat die Ära neuzeitlicher geografischer Forschungen eröffnet. Als Universalgenie hat er es dabei nicht nur auf die Entdeckung noch unbekannter Gebiete abgesehen. Der Botaniker und Zoologe VON HUMBOLDT beschrieb mit wissenschaftlicher Akribie alles, was es über die Flora und Fauna der von ihm bereisten Länder zu berichten gab. Er prägte den Begriff der „Forschungsreise“ des 18. und 19. Jahrhunderts. Unter dem frischen Eindruck der in Brasiliens Urwäldern mit eigenen Augen geschauten Herrlichkeiten der Tropennatur schrieb CHARLES DARWIN am 18. Mai 1832 aus Rio an seinen verehrten Lehrer HENSLOW: Ich bewunderte früher HUMBOLDT, jetzt bete ich ihn beinahe an; er allein gibt irgend einen Begriff von den Empfindungen, welche in der Seele erregt werden beim ersten Betreten der Tropen.

ALEXANDER VON HUMBOLDT und CHARLES DARWIN fanden als Forschungsreisende viele Nachahmer – befähigte als auch weniger befähigte. Solche, die eine Dokumentation ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse ernst nahmen, aber auch andere, bei denen das Abenteuer im Vordergrund stand und die Absicht, es später in oftmals übertriebenen Ausschmückungen ihrer Leserschaft angedeihen zu lassen. Bis um die Mitte des

vergangenen Jahrhunderts waren den technischen Möglichkeiten, die sich mit derartigen Reisen verbanden, egal ob diese nun mehr der Forschung oder dem Abenteuer gewidmet waren, noch Grenzen gesetzt. Für Überseereisen gab es den Passagierdampfer, der den Reisenden erst nach Tagen oder Wochen dem eigentlichen Ziel näher brachte, ansonsten in vielen Ländern auch die Eisenbahn. Das Flugzeug spielte damals, wenn überhaupt, noch eine untergeordnete Rolle. Wer schließlich an seinem vorläufigen Ziel angelangt war und tiefer in die Wildnis der Landschaften eindringen wollte, musste erst einmal eine Karawane zusammenstellen, eine Karawane mit Pferden, Mulis oder Kamelen, oder mit Trägern, je nach den topografischen Gegebenheiten.

Die Größe solcher Unternehmungen wurde stets vom Zweck der Reise bestimmt. Dem Abenteuer – Bergsteiger sollen bei dieser Betrachtung einmal ausgeschlossen bleiben – genügte eine seinen Vorstellungen entsprechende Ausrüstung, zum Beispiel ein paar Kisten mit Proviant, ein Zelt, vielleicht ein Schlauch- oder Faltboot, Jagdwaffen, eventuell auch Träger oder Tragtiere für den Transport. Der Forschungsreisende hatte es da, seinem Spezialgebiet entsprechend, schon um einiges schwerer: Pflanzenpressen, Sammelgläser und Alkoholkannen, geologische Gerätschaften, Feldwaage und sonstige Messgeräte für Temperatur, Wind und Feuchtigkeit, dazu fotografische Apparate, anfangs sogar noch die Plattenkamera aus der Frühzeit der Fotografie. Das alles beanspruchte viel Platz und war oftmals auch gar nicht so leicht zu befördern. Die Transportprobleme freilich waren hier wie dort die gleichen.

Nicht nur der Abenteuerer, auch der Forschungsreisende hat von seinen Unternehmungen anschaulich berichtet. SVEN HEDIN war vor einhundert Jahren der Prototyp des Wissenschaftlers, der auch das Abenteuer nicht verschmähte, um später in seinen Büchern, die zumeist bei BROCKHAUS in Leipzig erschienen sind und hohe Auflagen erreichten, den geneigten Leser daran

teilhaben zu lassen. „Durch Asiens Wüsten“ (1905), „Zu Land nach Indien“ (1910) oder „Von Peking nach Moskau“ (1924) lauteten einige seiner Titel. Später kamen andere im Dienste der Wissenschaft stehende Reisende hinzu wie ALFONS GABRIEL: „Durch Persiens Wüsten“ (1935), WILHELM FILCHNER: „Bismillah! Vom Huang-ho zum Indus“ (1941) oder ARNOLD SCHEIBE [Hrsg.]: „Deutsche im Hindukusch“ (1937).

Das alles stand mir vor Augen, als ich im Jahr 1956 ernsthaft daran ging, *meine* erste Forschungsreise vorzubereiten, die mich nach Afghanistan führen sollte. Ich fühlte mich dabei völlig im Einklang mit meinen großen Vorbildern. Mein Ziel war es, in möglichst noch unbekannten Landstrichen für die Wissenschaft neue oder aus diesen Gebieten noch nicht nachgewiesene Insektenarten, besonders natürlich Schmetterlinge, zu sammeln. Dabei spielte die Geschichte vom sagenhaften *Parnassius autocrator* eine wichtige Rolle.

Dieser Schmetterling ist im Jahr 1911 im Darwaz-Gebirge, das im äußersten Norden Afghanistans liegt, von einem Schafhirten gefangen worden. Das leider etwas ramponierte Exemplar gelangte nach St. Petersburg und wurde dort ein Jahr später von dem russischen Lepidopterologen A. N. AVINOV in der Zeitschrift „Trudy“ („Trudy russk. ent. Obsch.“, ehemals „Horae Societas Entomologicae Rossicae“) als neue Unterart von *Parnassius charltonius* beschrieben und abgebildet (auf Tafel II unter No. 3). Zu Ehren von Zar NIKOLAUS II. gab er ihr den Namen „autocrator“, der aus dem Griechischen kommt und soviel wie „Selbstherrscher“ bedeutet („Stratagos Autocrator“ hat man bereits ALEXANDER d. Gr. als unumschränkten Führer der Griechen gegen die Perser genannt; die russischen Großfürsten haben die Bezeichnung später ihrem Zarentitel hinzugefügt).

Laut einem Bericht von HANS KOTZSCH, auf den ich noch zurückkommen werde,

wurde dieses Exemplar, das über ein Vierteljahrhundert lang ein Unikat blieb, im Jahr 1928 auf dem Entomologentag in Dresden gezeigt. Dort regte es sofort die Phantasie der Sammler an. HANS KOTZSCH, den, wie er selbst schrieb, „von dieser Stunde ab der Gedanke nicht mehr los ließ, eine Sammelexpedition in das nur schemenhaft bekannte Fluggebiet zu wagen, um womöglich diese kostbare Art selbst zu erbeuten“, gelang acht Jahre später die „Jagd nach dem Traumfalter“. Zwanzig Jahre danach hatte ich erstmals die Gelegenheit, in der Sammlung DANIEL KIESSLING in Fürth einige der von KOTZSCH gesammelten Exemplare zu bewundern.

Von der glorreichen Zeit der naturkundlichen Forschungsreisen des 19. und 20. Jahrhunderts habe ich gerade noch den letzten Zipfel zu fassen bekommen. Ich vermag sogar – jedenfalls aus meiner Sicht – auf den Tag genau zu sagen, wann diese Zeit ihr Ende gefunden hat. Es war der 4. Oktober 1957. Damals sah ich auf dem Flughafen von Taschkent die ersten zivilen Düsenverkehrsmaschinen. Mit diesem neuen Verkehrsmittel sollte schon bald der Flugverkehr revolutioniert und der Massentourismus ermöglicht werden. Amerikanische, west- und mitteleuropäische Fluggesellschaften waren zu diesem Zeitpunkt noch mit der Umrüstung beschäftigt. An diesem Tag wurde der erste Flugkörper, genannt „Sputnik“, ins All geschossen. Ich befand mich in einer kleinen Propellermaschine vom Typ „Iljuschin 12“ auf dem Weg von Kabul über Moskau nach Deutschland. Eine der notwendigen Zwischenlandungen erfolgte gar nicht weit vom Ort des Geschehens entfernt.

Schon fünf Jahre später sah alles ganz anders aus! Als ich 1962 nach Nepal reiste, geschah dies in einer DC 8 der KLM. Die guten alten Propeller hatten in dieser Flugzeugkategorie ausgedient. Jetzt trieb mich der Jetstream mit fast 900 km/h vorwärts. Die Weichen für die Zukunft und für Milli-

onen reisehungriger Touristen waren endgültig gestellt.

Um noch einmal auf den Begriff „Abenteuer“ zurückzukommen: Der junge Mensch, der es in den Nachkriegsjahren zwischen 1945 und 1960 suchte, in einer Zeit des Aufbruchs und der Neuorientierung, verband damit zumeist ein bestimmtes Ziel. Mein Ziel war es, einen Beitrag zur Erforschung der Insektenwelt des Hindukuschs und des Pamirs zu leisten. Das Ziel meiner Reisegefährten auf der „MS Asia“ hieß Broad Peak und Chogolisa. Und das Ziel der jungen Seekadetten, die im Schicksalsjahr 1957 auf der Viermastbark „Pamir“ anheuerteten? Auch sie freuten sich auf ihre abenteuerliche Reise, die ebenfalls nicht Selbstzweck war, sondern der seemännischen Ausbildung diente. Alle waren wir jung und abenteuerhungrig, verloren dabei jedoch nicht unsere Zukunft aus den Augen.

Daran muss ich denken, wenn ich heute von den Abenteuern junger Menschen höre oder lese. Oft sind es Extremsituationen, um deren Auslotung es geht. Manche hängen sich an ein Gummiseil, um sich damit kopfüber von einer Brücke zu stürzen, im Vertrauen darauf, dass sie noch rechtzeitig vor dem Aufprall abgefangen werden. Beliebt ist auch das „free climbing“ an senkrechten oder gar überhängenden Felswänden. Als Erklärung dafür wird der sogenannte „Kick“ angegeben, den man dabei empfindet. Für mich hatten gefährliche Situationen nichts mit einem solchen „Kick“ zu tun. Wenn sie plötzlich auftauchten, dann mussten sie irgendwie bewältigt werden. Einen besonderen Reiz habe ich dabei nicht gespürt, sondern eher ein elendes Gefühl im Magen, das ganz und gar nicht Anlass dazu gab, das ungewollt Erlebte noch einmal heraufzubeschwören.

Diese Betrachtungsweise führt natürlich zwangsläufig zur Frage: wo gibt es noch die Abenteuer, die beispielsweise ein SVEN HEDIN erlebt und beschrieben hat? Unser Globus ist von den Spuren, die ein neues Zeitalter hinterlässt, auch an den abgelegensten Stellen

zerfurcht und aufgewühlt worden. Die Takla Makan ist sicherlich noch immer eine lebensfeindliche Wüste im Innern Asiens, und seit HEDIN sie durchquerte, hat man von ihr auch eine gewisse Vorstellung. Mit einem handelsüblichen GPS-Gerät kann heute im Prinzip jeder dort hineinmarschieren, ohne befürchten zu müssen, sich zu verirren. Außerdem gibt es starke allradgetriebene Fahrzeuge, die das einstmals so bewährte Kamel weitgehend überflüssig werden lassen und ein schnelleres Vorwärtstkommen garantieren. Oder eine Expedition zum Südpol? Auch hier bleibt nur noch müdes Abwinken. Wo vor knapp einhundert Jahren noch ROALD AMUNDSEN und der unglückliche WALTER SCOTT ihre Zelte errichtet hatten, stehen heute hochmodern ausgerüstete Forschungsstationen, in denen betuchte Antarktis-Touristen einen Whisky zu sich nehmen können.

Für den abenteuerhungrigen jungen Menschen ist die Welt ärmer geworden. Natürlich kann man immer noch versuchen, sie mit dem Fahrrad zu durchqueren. Man kann sie auch im Heißluftballon oder im Kleinflugzeug überfliegen, an ihren Küsten entlang segeln, oder was immer sich dazu ausdenken lässt. Wer es bequemer haben will, bucht eine Erlebnisreise und lässt sich in einem Einbaum (auf dem im Notfall ein Außenbordmotor in Betrieb genommen wird) auf Flüssen durch den noch vorhandenen, jedoch von Tag zu Tag weiter gerodeten tropischen Regenwald Südamerikas oder Südasiens rudern. Er kann jedoch nicht mehr, wie es vor weniger als einem Menschenalter HERBERT TICHY vorgemacht hat, sich in Österreich auf ein Motorrad setzen und damit nach Afghanistan fahren. Das heißt, er kann es natürlich immer noch. Nur muss er damit rechnen, noch ehe er sein Ziel erreicht, in kriegerische Auseinandersetzungen zu geraten, vielleicht auch in das eine oder andere Minenfeld, das von einer solchen herrührt, oder von religiösen Fanatikern (die man auch „Aufständische“ oder „Terroristen“ nennt) als Lösegeld-Geisel gefangen genommen oder gleich erschossen

zu werden. Es ist noch nicht einmal Wege-lagerei, die da betrieben wird und mit der sich auch Reisende früherer Epochen abfinden mussten. Es ist der Hass, der heute regiert und sich auf ein Feindbild konzentriert, das bestimmte Politiker und ihre Anhängerschaft sich ausgedacht haben, oft geschürt von Mullahs, die längst vergessen haben, worin ihre weltliche Aufgabe eigentlich besteht. Dieser Hass macht keine Unterschiede mehr. Wer vom Westen kommt, ist bei solchen Leuten von vornherein verdächtig. Für die gibt es nur noch Gläubige und Ungläubige. Auf junge Menschen, die neugierig sind auf ihresgleichen, die einem anderen Kulturkreis angehören, wird keine Rücksicht genommen. Und im Westen? Dort gibt es Politiker, die ähnlich denken und handeln. Wenn der junge Mensch aus dem Orient das Pech hat, zufällig in einem Land geboren und aufgewachsen zu sein, das ein Präsident der Vereinigten Staaten in die von ihm erfundene Kategorie der „Schurkenstaaten“ gestellt hat, wird seine Reise in den Okzident auf ähnliche Widerstände stoßen.

In Bagdad, der einst so märchenhaften Stadt am Tigris, die mit den goldenen Kuppeln ihrer Moscheen auf den Reisenden stets einen magischen Reiz ausübte, herrschen heute bürgerkriegsähnliche Zustände. Vom alten Orient ist nicht mehr viel übrig geblieben. Aus Begegnungsstätten islamischer, jüdischer und christlicher Weltanschauung ist ein Schlachtfeld der Kulturen geworden. In dieser Welt ist der Traum vieler junger Menschen wie eine Seifenblase geplatzt. Als sich in den sechziger und siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts viele junge Leute aus den westlichen Industrieländern nach Vorder- und Südasiens auf den Weg machten, um dort ihr Abenteuer zu suchen – man nannte es die „Hippiebewegung“ – war schon nichts mehr so wie früher. Die Haschischpfeifen in den Teehäusern Afghanistans, die es auch vorher schon gab, erhielten jetzt eine ganz neue Bedeutung.

Als ich im Jahr 1962 nach Kathmandu kam, um von dort zu einer wissenschaft-

lichen Expedition in den Khumbu Himal aufzubrechen, war eine gründliche Vorbereitung selbstverständlich. Die Ausrüstung wurde mitgebracht und in genau abgewogenen Traglasten auf einheimische Träger verteilt. Im Basar gab es noch keine gebrauchten Hosen oder Schlafsäcke, mit deren Verkauf vor Ort man sich das Geld für den nächsten „joint“ besorgte. Der Tourismus war damals auf wenige Propellermaschinen der „Indian Airlines“ beschränkt, die ihre Fluggäste zum „sightseeing“ in die Hauptstadt Nepals beförderten. Nach wenigen Tagen oder Stunden flogen sie wieder nach Kalkutta zurück, während ich, von ihnen ungestört, auf Lehm-pfaden entlang dem Sun Khosi oder über den Ting Sang La meinem Ziel am Fuß des Mount Everest entgegenwandern konnte. Dort traf ich nicht etwa auf eine von fragwürdigen Gestalten bevölkerte Zeltstadt – dort waren ich und mein Sherpa allein in einer großartigen, noch heilen alpinen Welt, die mich in ihren Bann zog. In meinem nächsten Buch werde ich über diese Expedition, die im Rahmen des „Research Scheme Nepal Himalaya“ stattfand, ausführlich berichten. – Das allein schon war *das* Abenteuer, das es heute nicht mehr gibt. Die Jugend, die genau so wie wir damals Anspruch auf ein solches Erleben hat, ist um einen großen Traum gebracht worden. Doch wie viele mögen das noch so empfinden?

Wenn ich davon schrieb, dass unser Globus inzwischen auch an den fernsten Stellen von Menschenhand zerfurcht und aufgewühlt ist, so kann dafür aus einem jüngsten Erlebnis heraus Zeugnis abgelegt werden. Ich meine damit einen neuntägigen Ritt auf Dromedaren hinein in den Großen Erg, jener Dünenlandschaft der Sahara im Süden Tunesiens, die früher sicher zu den einsamsten Landschaften der Erde zählte. Zusammen mit meiner neuen Lebensgefährtin URSULA GÜNTHER begegnete ich dort zu Beginn des Jahres 2008 einem europäischen Artgenossen, der keinen „tschesch“ (das ara-

bische Wort für Turban) trug, und sich auch nicht wie wir auf alt hergebrachte Weise durch das Land bewegte, sondern in Geländewagen oder auf Moto-Cross-Maschinen saß. Zweck seiner Reise war es, damit die Sanddünen hinauf und hinunter zu fahren. Zurück blieb seine Spur. Man kann es auch die Entweihung einer grandiosen Naturlandschaft nennen: Tiefe, weithin sichtbare Reifenabdrücke, dazu noch weggeworfene Plastikflaschen und sonstige Gegenstände. Alles für den besagten „Kick“, der morgen schon wieder in die Langeweile führt und nach neuen Gegenständen des Spaßes Ausschau halten lässt. Bei einer solchen Begegnung erlebten wir es, von Insassen eines Geländewagens, wohl alles Italiener, fotografiert zu werden – wir, die wir mit wehendem „tschesch“ auf unseren Dromedaren saßen, hergekommen mit der Absicht, die Stille und Großartigkeit der Sahara zu genießen. Für diese Eindringlinge waren wir, ihre europäischen Landsleute, nichts anderes als antike Figuren in einer Landschaft, die sie mit ganz anderen Augen sahen.

Mich stimmt das nachdenklich, einfach weil es zu dem Schluss führt, dass das, worüber ich auf den nachfolgenden Seiten berichten werde, unwiderruflich der Vergangenheit angehört. Selbst wenn die Länder, um die es hier geht, allen voran mein geliebtes Afghanistan, wieder zur Ruhe kommen sollten – es wäre trotzdem nichts mehr so wie früher. Die Zeit bleibt nicht stehen, das war schon immer so. Doch sie muss wenigstens in der Erinnerung festgehalten werden, damit wir oder die nach uns Kommenden sich ein Bild davon machen können. Schon allein deswegen dieses Buch, das allen Forschungsreisenden gewidmet ist, die vor mir die steilen Bergpfade des Hindukuschs und des Pamirgebirges erklommen haben. Manda nabaschi! Hier haben sie die Freiheit gefunden, in der das wahre Abenteuer begründet liegt. Diesen suchenden Menschen wird es immer geben.

Wie alles begann

Die Stuckgirlande – Vom Rennsteig nach Zentralasien – Im Bombenhagel –
Auf dem Lande – Zurück nach Nürnberg – Schreckenfaller und Argusbläuling –
Der Traumfaller – Eine Sammelreise zum Stilsfer Joch – Der Entschluss –
Besuch in Karlsruhe-Durlach – Eine Lektion aus erster Hand –
Zum Großmeister nach München

Am Anfang war der Raum, ein fester Punkt in seiner Mitte, und um diesen herum eine kreisende, immer wiederkehrende Bewegung. Meine Wahrnehmung erfolgte aus einer horizontalen Lage heraus, also mit dem Blick nach oben. Der Raum war das Schlafzimmer, überspannt von einer weißen Decke, die in jenen Zeiten ein Stockmaß von mindestens dreieinhalb Metern über dem Fußboden hatte. Begrenzt wurde sie von einem simsartig hervortretenden, ebenfalls weiß getünchten Stuckwerk, das sich wie ein Kranz auch um die Basis der Lampe wand, dem schon erwähnten festen Punkt in der Mitte der Zimmerdecke. Um diese Lampe herum flog unaufhörlich in immer gleichen, kreisförmigen Bögen ein dunkles Insekt, etwas kleiner als eine Stubenfliege, ihr ansonsten aber sehr ähnlich. Manchmal kam ein zweites hinzu. Dann gab es sofort eine ordentliche Remperei mit anschließender Verfolgung, doch immer war es nur eine Fliege, vermutlich die gleiche wie zuvor, die in die Umlaufbahn zurückkehrte.

Die Fliege, um die es hier geht, wird als „Kleine Stubenfliege“ (*Fannia canicularis*) bezeichnet. Sie stellt jedoch eine eigene Art dar, die aufgrund abweichender morphologischer Merkmale sogar eine von den „echten Stubenfliegen“ (Muscidae) deutlich verschiedene Familie (Fannidae) bildet. Sie wurde bereits fossil im Bernstein nachgewiesen.

Von der larvalen Entwicklung her betrachtet sollte man sie eigentlich „Latrinenfliege“ nennen, denn an solchen Orten leben ihre Maden. Auch im Westen von Nürnberg kannte man vor dem Zweiten Weltkrieg noch das sogenannte „Plumpsklo“. Damals bestanden die Mietshäuser aus einem „Vorderhaus“ und einem „Hinterhaus“, was zugleich als soziale Demarkationslinie galt. Vorne, wo auch wir als kleine „Beamtenfamilie“ standesgemäß wohnten, gab es bereits das Spülklosett und damit den Anschluss an die städtische Kanalisation, im Hinterhof dagegen noch die Sickergrube, die von Zeit zu Zeit ausgepumpt werden musste. Die Kleine Stubenfliege unterschied natürlich nicht zwischen vorne und hinten. Durch die geöffneten Fenster kam sie überall hereingeflogen, um an den Deckenlampen Karussell zu spielen.

Das war zweifellos die erste insektenkundliche Wahrnehmung in meinem Leben. Für sich allein genommen hätte sie wohl kaum ausgereicht, meine spätere Hinwendung zur Entomologie zu begründen. Doch es ging ja nicht allein um die kleine Fliege! Ihr stereotyper Flug hatte eigentlich eine einschläfernde Wirkung, wäre da nicht diese Stuckgirlande gewesen. In ihr waren höchst merkwürdige Figuren eingeflochten. Da gab es Rosen, aufgeblüht oder als Knospen, verschiedenartige Blätter und Ranken, dazwischen Gebilde, die wie menschliche Gestalten mit eigen-

tümlichen Kopfbedeckungen aussahen. Als ich Jahrzehnte später vor dem berühmten Wandfries der Apadana in Persepolis stand, fielen mir sofort wieder diese Figuren aus der frühen Kindheit ein. Waren das nicht die Satrapen – Meder, Skythen und andere in ihren typischen Gewändern – die in langen Prozessionen dem Achämenidenkönig huldigten?

Die Fantasie wurde jedenfalls schon in einer sehr frühen Entwicklungsphase beflügelt und dazu angeregt, selbst neue Figuren zu erfinden und in den vorhandenen Kranz einzuflechten. Meine Gestalten gerieten allmählich in Bewegung, nahmen immer neue Formen an und fochten miteinander. Ich konnte mich, ganz den Launen meiner Gedanken folgend, mühelos in ihre Feldzüge einreihen und dabei in immer neue Rollen schlüpfen.

*

Solche Spiele lassen Sehnsüchte aufkeimen, die zunächst gar nicht näher beschrieben werden können, die aber den Boden aufbereiten für spätere Eindrücke und Erlebnisse. Die stellten sich ein, als ich im vierten Kriegsjahr zu Verwandten nach Thüringen geschickt wurde. Meine Heimatstadt Nürnberg war zu dieser Zeit schon mehrfach von Bombenflugzeugen heimgesucht worden. Auch in unserer Straße gab es Einschläge und Brände. Die kleine Stadt Suhl am Fuß des Rennsteigs schien dagegen, obwohl als Schmiede für Handfeuerwaffen weithin bekannt, ein sicherer Ort zu sein.

Hier, in einer kleinen Wohnung im „Pfeifergrund“, gab es ein Regal mit Büchern, darunter solchen, die ich zuvor noch nie gesehen hatte. Auf ihren Einbänden und Buchrücken fand ich meine verschlungenen Zeichen und Figuren wieder. „Meine Tibetreise“, oder „Im Herzen Asiens“ lauteten die Titel. Überragt wurden sie von einem dicken Band, dem „Velhagen & Klasings Weltatlas“. Er war das Tor, durch das die Gedanken eines Achtjährigen hinausflogen in die weite, noch gänzlich unbegreifliche Welt. Namen wie „Kuku Nor“ oder „Lhasa“, die ich in den Büchern las,

konnten in diesem Atlas aufgespürt werden. Mit der Benutzung eines Registers wurde ich auf diese Weise schon früh vertraut.

*

Als ich im Sommer 1944 wieder nach Nürnberg zurück musste, war diese Quelle meiner abenteuerlichen Gedankenreisen in die asiatischen Gebirge schlagartig versiegt. Der Krieg trat jetzt in sein entscheidendes Stadium. Die Luftangriffe auf Nürnberg, denen ich zunächst ausweichen konnte, erlebte ich nun in ihrem schlimmsten Ausmaß. Eine Luftmine, die nahe unserem Luftschutzkeller einschlug, machte schlagartig klar, was Todesangst bedeutete. Als dann mein Vater am 22. Februar 1945 in diesem Luftschutzraum starb, gab es für meine ältere Schwester LOTTE, ihr ein Jahr altes Kind und für mich, dem fast Zehnjährigen, nur noch die Flucht auf das Land. Evakuierung nannte man das.

*

In dem kleinen Dorf Eschenbach bei Markt Erlbach im Kreis Neustadt/Aisch erlebte ich, nach vorausgegangenen Tieffliegerangriffen und Artilleriebeschuss, den Einmarsch der Amerikaner. Im Herbst 1945 war dann auch, noch recht notdürftig organisiert, der Besuch der Schule wieder möglich. In diese Zeit, es war der extrem heiße Sommer des Jahres 1947, fiel eine Begegnung „mit der holden Dame Entomologie“ (NAUMANN 2003a), die ihre Spuren hinterließ. Ich war mit anderen Kindern aus dem Dorf damit beschäftigt, auf dem „Gänswasen“ einen kleinen Platz zum Fußballspielen herzurichten, als ich in der Sonne zahlreiche überaus bunte Raupen bemerkte. Es waren die Larvenstadien des Wolfsmilchschwärmers, die meine Neugierde weckten und einen bleibenden Eindruck hinterließen.

Solche Raupen kann man einfach nicht übersehen: Auf dunklem Grund eine

Vielzahl kleiner gelber Punkte, dazu auf jedem Segment große, paarig angeordnete, schwarz umrandete Augenflecken zu beiden Seiten einer signalroten Rückenlinie, die vorne in eine rote Kopfkapsel und hinten in ein rotes Horn mit schwarzer Spitze mündet. Sie sitzen im hellen Sonnenschein auf einer giftigen Pflanze, der Zypressen-Wolfsmilch (*Euphorbia cyparissias*), von der sie sich ausschließlich ernähren. Damals wusste ich noch nicht, dass es sich bei diesem Aussehen um das Phänomen der „Warntracht“ handelt. Das Tier will gesehen werden, um zu signalisieren: Friss mich nicht, ich bin giftig!

Dem Wolfsmilchschwärmer (*Hyles euphorbiae*) bin ich später noch oft begegnet, habe ihn gezüchtet, für die Sammlung präpariert und natürlich alle seine Stadien auch fotografiert. In den eremisch geprägten Landschaften zwischen Libanon und Hindukusch leben seine nächsten Verwandten, deren Raupen dort vor allem an Liliengewächsen fressen. Die Imagines flogen nachts oft an mein Leuchtzelt. In der Kabulschlucht waren es Tiere mit hell bestäubten Adern auf den Flügeln, die mir fremd waren und die ich deshalb zu Hause genauer unter die Lupe nahm. Sie ähnelten einer von ROTHCHILD & JORDAN (1903) unter dem Namen *nervosa* beschriebenen geographischen Rasse des Wolfsmilchschwärmers und wurden von mir als *Celerio robertsi orientalis* in die Literatur eingeführt (EBERT, 1969). Dieser Name musste später aus nomenklatorischen Gründen geändert werden. Das Taxon heißt jetzt *Hyles robertsi elisabethae*, zu Ehren meiner zweiten Frau, ELISABETH ECKERT (EBERT 1996).

Der Clou war jedoch die Entdeckung einer noch völlig unbekannten Art aus dieser Gruppe. Ich fand sie in 2100 m Höhe auf der Nordseite des Salang-Passes in Afghanistan. Auf den ersten Blick hatte sie Ähnlichkeit mit dem im

Mittelmeerraum verbreiteten Sanddornschwärmer (*Hyles hippophaës*), aber eben nur auf den ersten Blick. Eine genauere Untersuchung erbrachte morphologische Unterschiede am Genitalapparat und am Tarsenglied des Vorderbeines. Diese neue Art benannte ich, des Fundortes wegen, *Hyles salangensis*.

*

Ein knappes Jahr später erfolgte dann die Rückkehr in das zerbombte Nürnberg. Dort, in der Holzschuherstraße 20, lebte ich Tür an Tür mit einem nur wenig älteren Jungen, bei dem auch viele Bücher im Wohnzimmerschrank standen. Der „Transhimalaya“ SVEN HEDINS oder andere mir bekannte Reiseschilderungen über Asien befanden sich allerdings nicht darunter. Dafür gab es in langen Reihen die Abenteuerromane eines Herrn KARL MAY. Ich habe sie alle gelesen und dabei schnell gemerkt, dass „Kara Ben Nemsis“ mir näher stand als „Old Shatterhand“. „Durch die Schluchten des Balkan“, „Von Bagdad nach Stambul“ oder „Der Schut“ – da war sie wieder, die Sehnsucht nach dem fernen und doch so nahen Asien. Sie blieb jedoch unerfüllbar, eben nur ein Traum, dem ich mich von Zeit zu Zeit hingab.

In der Welt der Gegenwart waren keine Träume gefragt. Die Lehrer erwarteten präzise Antworten auf ihre Fragen. Die gedanklichen Freiräume, die sie in ihrem Unterricht boten, waren begrenzt. In den Fächern Mathematik und Physik, auch in der Chemie, war es ganz schlimm. Hier zwang ein unerbittliches Regelwerk mit schwer durchschaubaren, ineinander verschachtelten Komponenten, auf schnurgeraden Bahnen zu wandeln. Nur so konnte die Lösung der gestellten Aufgabe erreicht werden. Für mich waren sie deshalb so schwer durchschaubar, weil sie keine interessante Perspektive boten. So konnte auch keine forschende Neugierde geweckt werden. Hinter dem Ergebnis wartete höchstens die recht oberflächliche Befriedigung, wie man sie bei der

Lösung eines Kreuzwort- oder Buchstabenrätsels empfindet. Im Lateinunterricht war es dagegen etwas leichter. Der *bellum gallicum* bot durchaus Anlass darüber nachzudenken, wie es den römischen Legionen und Kohorten auf ihrem Weg in die Gebiete fremder Völker ergangen ist. Als solche oder ähnliche Texte im Laufe des Unterrichts unter die Zwänge des Gerundiums und Gerundivums gerieten, war das Vergnügen sprachlicher Wahrnehmung plötzlich deutlich eingeschränkt. Wer hat schon Lust, Hunderte unregelmäßiger Verben zu pauken?

Ein Glück nur, dass man uns auch Geschichte beibrachte. Dazu gehörte nicht zuletzt die Mythologie der alten Griechen, mit der uns ein betagter Lehrer, den man aus seinem Ruhestand an die Schule zurückgeholt hatte – viele der jüngeren Lehrer waren im Krieg gefallen, vermisst oder befanden sich noch in Gefangenschaft – vertraut machte. Obwohl die Schule, von der ich spreche, neusprachlich ausgerichtet war und das Altgriechische schon nicht mehr zum normalen Lehrplan gehörte, trug er doch die Begebenheiten des Trojanischen Krieges an herausragenden Stellen mit sichtbarer Begeisterung in der Sprache des Dichters HOMER vor und erfüllte auf diese für uns so faszinierende Art und Weise die daran beteiligten Gestalten mit Leben. Die Danaer vor der Feste des König PRIAMUS an der Küste Kleinasiens! ACHILLES, der den toten HEKTOR an seinen Streitwagen band und vor den Augen der entsetzten Trojer durch den Staub schleifte! Die Abenteuer des listenreichen ODYSSEUS! Bald glitten die Erzählungen unseres verehrten Lehrers hinüber in die Historie des dritten Jahrhunderts vor der Zeitenwende, das von dem Makedonier ALEXANDER DEM GROSSEN und seinen Eroberungszügen in Vorderasien geprägt wurde.

*

Der Nährboden, auf dem meine alten Kindheitsträume gediehen, hat also auch in der Schule noch Dünger erhalten. Bald

jedoch ging eine andere Saat auf, die sich fortan wie Unkraut ausbreiten sollte. Es war meine Neugierde auf alles was da krecht und fleucht. Um dieser immer stärker sich entwickelnden Hinwendung zur Insektenkunde die nötige Reverenz zu erweisen, kaufte ich im Dezember 1950 ein gebundenes und liniertes Quartheft, wie es der Kaufmann verwendet, um seine Handelsgeschäfte darin zu notieren. Auf den Deckel schrieb ich „Mein Tagebuch“ und in der Einleitung vermerkte ich, dass darin über die „wichtigsten Ereignisse meines Lebens, die Ergebnisse meiner entomologischen Tätigkeit und über Fahrten in fremde Sammelgebiete“ berichtet werden soll.

Da war er also wieder, der Wunsch nach Reisen in ferne Länder, möglichst solchen im Schatten der Hochgebirge Asiens. Neu hinzugekommen ist der Hinweis auf den Zweck solcher Reisen, der mir nun klar vor Augen stand. Vorerst musste ich mich jedoch bei meinen Forschungsreisen durch die Welt der Insekten mit der näheren Umgebung Nürnbergs begnügen. Mein bevorzugtes Jagdgebiet lag im Süden der Stadt, im Dreieck zwischen den Ortschaften Eibach, Maiach und Hinterhof. Heute wird man sie in ihrer eigenständigen Abgrenzung dort vergeblich suchen. Entweder sind sie längst im Weichbild der Stadt aufgegangen, oder, wie es mit dem kleinen Weiler Hinterhof geschah, im Rahmen einer groß angelegten Übung der Städtischen Feuerwehr planmäßig eingeebnet worden. Wo früher in feuchten Senken der Sonnentau wuchs oder auf trockenen Heideflächen Scheckenfalter und Argusbläulinge flogen, stehen heute Lagerhallen aneinander gereiht und markieren asphaltierte Straßen den Zugang zum Hafenbecken am Donau-Main-Kanal, für den in den Jahren des wirtschaftlichen Wiederaufbaus nach dem Krieg hier ein neues Bett gegraben wurde. Bei meinen Eintragungen in das Tagebuch konnte ich nicht ahnen, dass ich den Schmetterlingen und Käfern dieses ökologisch so wertvollen Gebietes damals zugleich ein Denkmal gesetzt hatte.

Es ist beabsichtigt, diesem Denkmal in der Fachliteratur eine bleibende Existenz zu verschaffen. Eine Zusammenstellung unter dem (vorläufigen) Titel „Schmetterlinge aus dem Nürnberger Reichswald, insbesondere aus einem inzwischen zerstörten Gebiet zwischen Eibach und Maiach“ ist bereits erfolgt und als Datei abgespeichert. Sie enthält 124 Arten mit genauen Fundort- und Zeitangaben sowie Beobachtungsnotizen zum Verhalten und zur Biologie. Die Käfer, soweit sie damals gesammelt und präpariert wurden, habe ich zur weiteren Bearbeitung und Aufbewahrung dem zuständigen Kollegen im Staatlichen Museum für Naturkunde Karlsruhe übergeben, die Schmetterlinge noch selbst in die wissenschaftliche Sammlung eingeordnet. Noch nicht vollständig abgeschlossen ist zum Zeitpunkt dieser Niederschrift die Umetikettierung der Belegtiere. Ein Teil von ihnen trägt immer noch den ursprünglichen, auf der Oberseite mit „Bavaria“ und mit meinem Namen gestempelten Zettel, auf dem auch das Funddatum vermerkt ist. Der Ort, an dem das Tier gesammelt wurde, ist dagegen handschriftlich auf der Rückseite deszettels angegeben, oft mit Begleitnotizen zum Entwicklungsstadium, zur Pflanze, an der ich es fand, und zum Habitat. Eine Auflistung der Fundorte mit genauen geografischen Angaben findet sich am Anfang der oben zitierten Zusammenstellung.

Vielleicht wird man einmal, wenn die Zerstörung unserer Umwelt ihr gegenwärtiges Ausmaß noch weiter überschritten und die Menschen, wenngleich viel zu spät, zur Besinnung gebracht hat, die Frage nach Örtlichkeit und Größe der Verluste stellen. Wer wird sich dann noch an meinen „Eibacher Wald“ erinnern, in dem der schon damals seltene Gelbringfalter (*Lopinga achine*) flog, oder der Zimmermannsbock (*Acanthocinus aedilis*) mit seinen extrem langen knotigen Fühlern?

Sie alle sind längst verschwunden. Ihre Lebensspuren sind nur noch in meinem Tagebuch aufgezeichnet.

Das Vergnügen, das ich bei der Ausübung meiner entomologischen Tätigkeit empfand, die Freude über jede neue Art, die mein Wissen wie auch meine Sammlung bereicherte, führte bald zum Wunsch nach Büchern und Zeitschriften, die mir Auskunft über das Vorkommen und die Lebensgewohnheiten meiner Lieblinge geben konnten. „SCHREIBERS kleiner Atlas der Schmetterlinge und Raupen“ reichte dazu schon lange nicht mehr aus. Ich verkaufte also meine Skier, um für den Erlös Professor KURT LAMPERTS Buch über „Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas“ und EDMUND REITTERS „Fauna Germanica. Die Käfer des Deutschen Reiches“ zu erwerben. Daneben abonnierte ich die „Entomologische Zeitschrift mit Insektenbörse“. Sie kostete im Vierteljahr 4 DM (für einen kleinen Laib Brot zahlte man damals etwas mehr als 50 Pfennige), womit mein Budget für diesen Zeitraum auch schon fast ausgeschöpft war.

*

In dieser Entomologischen Zeitschrift waren, neben Aufsätzen über die Morphologie und Biologie der Insekten, hin und wieder auch Reiseberichte enthalten wie zum Beispiel über „Sammeltage in den Süd- und Ostalpen“ (ROELL, 1952) oder „Im Reich des *Morpho aega*“ (FOERSTER, 1954). Im Mai 1951 lag ein Heft im Briefkasten und wurde natürlich, wie immer mit großer Erwartung, aus dem Streifband geholt. Sofort sprang mir ein Titel in die Augen, der mein Herz höher schlagen ließ: „Am Fundort von *Parnassius autocrator* Av.“. Autor war HANS KOTZSCH aus Dresden, ein leidenschaftlicher Sammler, zugleich Inhaber der Firma HERMANN WERNICKE, die sowohl private als auch museale Insektensammlungen mit Material aus aller Herren Länder versorgte. Im Jahr 1948, nach dem Tod von OTTO BANG-HAAS, führte er

die Vereinigung der Firmen H. WERNICKE und Dr. OTTO STAUDINGER & O. BANG-HAAS durch und verzichtete damit zugleich auf die Beibehaltung seiner bis dahin bekannten Firmenbezeichnung. Mit diesem Schritt konnte der in der ganzen entomologischen Welt bekannte traditionsreiche Firmenname STAUDINGER erhalten werden.

Besagter HANS KOTZSCH war es, der als erster Entomologe diesen Traumfalter, auf den ich in meinem Vorwort bereits kurz eingegangen bin, in einem unwegsamen Gebiet Afghanistans aufgespürt hat. Die Beschreibung seiner Fangexpedition des Jahres 1936 liest sich ungeheuer spannend: „Tägliche gewaltige Erkundungsritte und Klettertouren bis in die Regionen des ewigen Schnees ergaben oft einen herrlichen Ausblick (...) aber nirgends Spuren des gesuchten sagenhaften Apollofalters (...) Immer tiefer drangen wir in das unübersehbare Gewirr der menschenleeren Hochgebirgsketten ein, in denen der Schneeleopard der unumschränkte Gebieter über die sonst spärliche Tierwelt ist (...) So gingen die Wochen dahin und wir hatten fast schon die Hoffnung aufgegeben, unser Forschungsziel zu erreichen. An einem Spätnachmittage, als wir in einer Höhe von etwa 4000 Metern auf einem riesigen Hochplateau schon manches seltene Tier ins Netz bekommen hatten, sollte unsere Sehnsucht erfüllt werden. Mit dem einsetzenden Abendwind kam ein großes, weißes Etwas durch die Luft gewirbelt, so ziemlich auf mein Netz zu. Der Schmetterling schien seiner Flügel nicht mehr Herr zu sein und sein Fang daher nicht schwer. Auf irgend eine Weise hatte der Falter einen Hinterflügel eingebüßt (...) aber die dem *Parnassius autocrator* Av. eigene charakteristische orangefarbene Prachtbinde war bis auf einen kleinen Rest erhalten. Es ist mir unmöglich zu beschreiben, welche Bestürzung ich beim Betrachten dieses defekten Falters empfand. Zitternd vor Aufregung stellte ich fest, dass mein Fang höchstwahrscheinlich das Männchen des gesuchten sagenhaften Falters war, von dem bisher nur ein Weibchen bekannt war.“ (Abb. 2 und 3)



Abbildungen 2 und 3. *Parnassius autocrator* Männchen (oben), Weibchen (unten).

Als ich diese Zeilen las, war ich nur noch von dem einen Wunsch beseelt, selbst den sagenhaften Falter zu fangen. Zwanzig Jahre dauerte es, bis sich dieser Wunsch erfüllte. Das geschah auf eine höchst sonderbare Weise: Auf einem Pass in etwa 4000 Meter Höhe kam ein großes, weißes Etwas durch die Luft gewirbelt, so ziemlich auf mich zu. Ich saß auf einem Yak und hatte kein Netz bei mir, konnte aber dennoch das Tier mit einem schnellen Schwung meines rechten Armes aus der Luft greifen. In der Hand hielt ich – das Männchen von *Parnassius autocrator*. Ein Hinterflügel war etwas defekt.

Diesen Moment hat CLAS NAUMANN, der damals im Jahr 1971 neben mir ritt, in seiner Laudatio auf mich festgehalten (NAUMANN 2003a). Es ist in der Tat eine höchst eigenartige, im Grunde durch nichts erklär-bare Fügung des Schicksals. Man stelle sich vor: Auf dem schwankenden Rücken eines Grunzochsen balancierend einen vom Wind dahergewirbelten Schmetterling, der sich dazu noch als *Parnassius autocrator* erweisen

sollte, aus der Luft zu greifen! Das kann gar nicht gelingen, weil es einfach absurd ist. Ich aber hielt ihn in meiner Hand, den „Selbstherrscher“, der mich in das Land gelockt, der sich vor mir versteckt hat, an den ich schließlich nicht mehr dachte, bis zu diesem letzten Tag, schon auf dem Rückweg in den Wakhan, wo die Expedition sich auflösen sollte. Da war er nun, der Traumfalter, der meinem Leben einen so eigenwilligen Verlauf gegeben hat. Der Kreis hatte sich geschlossen.

Rational ist diesem Ereignis nicht beizukommen. Wer also trieb da seinen Scherz mit mir, wer hielt den Schleier der Maja an allen möglichen Orten, die ich in den Bergen des Hindukuschs aufgesucht habe, vor das begehrte Objekt, um ihn dann erst am Ende meiner letzten Reise nach Afghanistan, sozusagen im allerletzten Moment wegzuziehen? Und nicht nur das! Warum musste es ausgerechnet ein Männchen mit defektem Hinterflügel sein, das mir da entgegenflog? Was sagen Sie dazu, lieber Herr Kotzsch? Jetzt, da Sie womöglich auf einer Schmetterlingswiese der himmlischen Gefilde lustwandeln, umflattert von *Parnassius autocrator* und anderen Kostbarkeiten der bunten Falterwelt, werden Sie wohl die Antwort kennen, die mir und allen anderen, die von dieser Geschichte wissen, auf Erden vorenthalten bleibt.

*

Doch zurück ins Frühjahr 1951. Der Gedanke an eine Reise in den Hindukusch ließ mich fortan nicht mehr los. Immer wenn ich in der Fränkischen Schweiz einen Apollofalter sah, wie er um Felskuppen segelte, musste ich an den legendären *Parnassius autocrator* denken. Dann kam das Jahr 1955 und mit ihm eine erste Sammelreise in die Alpen Südtirols. Ich hatte mir als Ziel die Almweisen rund um den 3905 m hohen Ortler ausgesucht, dem höchsten Berg der Ostalpen. Das Stilfser Joch war hier als Fundort vieler hochalpiner Schmetterlingsarten in Sammlerkreisen weithin bekannt. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnte man dieses

Gebiet auf einer gut ausgebauten Passstraße recht bequem erreichen. Ich fuhr also mit der „Vinschgaubahn“ von Reschen bis Mals und von dort, hinten auf einem Bauernfuhrwerk sitzend, bis Prad, um anschließend zu Fuß über Gomagoi und Trafoi zur 2188 m hoch gelegenen Franzenshöhe zu wandern. Dort fand ich den richtigen Ausgangspunkt für meine Exkursionen über blumen- und insektenreiche alpine Matten, bis hin zu den Firnrändern der umliegenden schneebedeckten Berge. In meinen Träumen wurden daraus schnell die Sechs- und Siebentauser des Hindukuschs. Für Schlechtwettertage hatte ich entomologische Literatur in den Rucksack gepackt, darunter auch den Reisebericht von HANS KOTZSCH. In dieser grandiosen Bergwelt rund um den Ortler war die Wirkung, die er beim wiederholten Lesen auf mich ausübte, so stark, dass ich den unumstößlichen Entschluss fasste, nach Afghanistan zu fahren. Eine Expedition sollte es werden, so wie ich es bei den alten Forschungsreisenden gelesen hatte.

*

Wenn ein Franke, noch dazu ein im Sternzeichen des Widders geborener, einen „unumstößlichen Entschluss“ fasst, dann ist das schon eine ernste Sache! Kaum wieder zu Hause angekommen, schrieb ich einen Brief an die Königlich-Afghanische Botschaft in Paris. Ich wusste noch nicht einmal, dass es schon längst eine Gesandtschaft dieses Landes in Bonn gab. Prompt wurde ich dorthin verwiesen und erhielt auch bald eine Nachricht, die mein weiteres Handeln bestimmen sollte. Doch das war erst der Anfang. Nun kam die Zeit, sich ausführlicher Gedanken zu machen über das Wie und Wann dieser Expedition. Am liebsten wäre ich schon im Jahr 1956 aufgebrochen, doch das war reine Utopie. Auch wenn ich dem inneren Drang nachgegeben hätte – das wenige vorhandene Geld hätte nie und nimmer ausgereicht! Zuerst einmal war Sparen angesagt, und daran habe ich mich auch eisern gehalten.

Hingebungsvoll unterstützt wurde ich dabei von ERIKA EBERT, meiner Frau, die ich ein Jahr zuvor als noch nicht einmal Volljähriger, im dritten Lehrjahr meiner Ausbildung zum Verlagskaufmann stehend, geheiratet hatte.

Dann kam ein Brief von meiner Schwester EDITH aus Karlsruhe. Darin teilte sie mir mit, dass es im dortigen Naturkundemuseum einen Insektenforscher gab, der gerade mit seinem Sohn und noch einem Entomologen eine Expedition nach Afghanistan unternimmt. Auf dem Landweg seien sie dorthin gefahren um – Schmetterlinge zu sammeln! Diese Nachricht traf mich wie ein Keulenschlag. Es gab also einen, der mir in die Quere kam. Afghanistan war doch schließlich *mein* Land, das Ziel *meiner* entomologischen Forschungsreise, die ich mir so schön ausgemalt hatte. Es war zunächst für mich nur schwer vorstellbar, dass sich auch andere das Recht nahmen, dorthin auf Entdeckungsreise zu gehen. JOSEF KLAPPERICH zum Beispiel, ein Einzelgänger, der bereits in Fukien im Südwesten Chinas das Schmetterlingsnetz geschwungen hat. In den Jahren 1952 und 1953 hatte auch er sich Afghanistan zum Ziel einer neuen Sammelreise auserkoren, wovon ich allerdings erst viel später erfuhr.

Meine hochfliegenden Pläne hatten also zunächst einmal einen gehörigen Dämpfer bekommen. Doch wie immer in solchen Situationen gerät man dabei glücklicherweise schnell in eine heilsame Phase des Nachdenkens, aus der wiederum neue Impulse entstehen. Ich konnte es kaum erwarten, bis der Karlsruher Insektenforscher Dr. HANS GEORG AMSEL von seiner Reise nach Afghanistan zurückgekehrt war. Im September 1956 war es soweit. Schon kurze Zeit später saß ich ihm in seiner Wohnung in Karlsruhe-Durlach gegenüber. Ich ahnte noch nicht, welche weitreichenden Folgen diese Begegnung für mein späteres Leben haben sollte.

*

AMSEL war damals ein schlanker, mittelgroßer Anfangfünfziger von recht lebhaf-

ter Art. Auf sprachlichen Ausdruck legte er großen Wert. Rasch erfuhr ich von Dingen, die ihn wohl ständig bewegt haben mochten. Dazu gehörte seine Liebe zur klassischen Musik, insbesondere zu SCHUBERT. Er fühlte sich einem preußischen Protestantismus verbunden, dem allein er die Bewahrung deutschen Denkens zutraute. Schon bei unserem ersten Zusammentreffen erzählte er mir von dem Nationalökonomem BERTHOLD OTTO, den er noch persönlich erlebt hatte. Von diesem stammte ein Buch über die Anonymität des Geldes, in dem die Kriminalität einer immer stärker liberalisierten Wirtschaft gebrandmarkt wird. AMSEL hat sich zeitlebens mit diesem Thema beschäftigt. Er verstand es, rasch von Feldern des allgemeinen auf solche des speziellen Wissens überzuwechseln und seinen Zuhörer für sich einzunehmen.

*

Auf seine Afghanistanexpedition angesprochen erzählte er mir, dass er sie wegen einer Hepatitis, die er sich dabei zugezogen hatte, vorzeitig abbrechen musste. Dennoch sei er mit der Ausbeute zufrieden. Diese Ausbeute durfte ich noch am selben Tag in Augenschein nehmen. Es waren über ein Dutzend flache Sperrholzschachteln mit einigen Tausend genadelter Kleinschmetterlinge. Wichtig sei es, so erklärte er mir, die Fühler und Flügel dieser äußerst fragilen Tiere kurz nach dem Abtöten sorgfältig auszubreiten und in dieser Position zu fixieren. Die lateinischen Namen, mit denen er die Arten in den Schachteln nannte, waren allesamt neu für mich. AMSEL versäumte auch nicht, immer wieder auf Exemplare aufmerksam zu machen, die seiner Meinung nach neu waren für die Wissenschaft.

Ich war tief beeindruckt von der Lehrstunde, die mir da zuteil wurde. Enttäuschend war lediglich die meist nur geringe Größe der Objekte, die er mir zeigte. Zwar konnte man bei genauerem Hinsehen wunderbare Zeichnungsmuster entdecken – auch Gold und

Silber waren als herausragende Farbelemente des Schuppenkleides reichlich vorhanden – doch ein *Parnassius autocrator* befand sich nicht darunter (ich meine mich zu erinnern, bei dieser Erkenntnis eine gewisse Erleichterung verspürt zu haben). Bis dahin hatten die großen und auffallenden Arten der Falterwelt meine besondere Freude und Aufmerksamkeit erregt. Nun aber wurde mir klar gemacht, dass viele Neuentdeckungen gerade bei den Microlepidopteren, wie die sogenannten Kleinschmetterlinge im Fachjargon heißen, zu erwarten seien. AMSEL hatte es erreicht, mich davon zu überzeugen, dass eine Fortsetzung seiner Expedition mit dem Ziel, möglichst viele Arten der Pyraliden, Tineiden usw. zu sammeln, im Mittelpunkt der von mir geplanten Forschungsreise stehen müsse.

*

Die Vorbereitungen bekamen von nun an schärfere Konturen. AMSEL versicherte mir, dass er sich um die finanzielle Unterstützung meines Unternehmens bemühen wolle, verwies jedoch gleichzeitig auf Dr. WALTER FORSTER, den Direktor der Zoologischen Staatssammlung in München, der sicher an den sogenannten Großschmetterlingen der zu erwartenden Ausbeute interessiert sein dürfte und den man ebenfalls fragen sollte, ob er Geld für die Sache locker machen könne. FORSTER war mir bereits als Autor der „Schmetterlinge Mitteleuropas“ bekannt. Von diesem Werk, zu dem Professor THEODOR WOHLFAHRT aus Würzburg die Aquarelle lieferte, waren gerade die ersten beiden Bände erschienen. Den Tagfalterband hatte ich mir sofort gekauft und damit mein Wissen über die Systematik, Taxonomie und Nomenklatur unserer einheimischen „Diurna“ auf den neuesten Stand gebracht.

Diesen Großen unserer Zunft sollte ich nun aufsuchen, um ihn, in Erwartung einer finanziellen Beteiligung, über mein Vorhaben zu unterrichten. Schon kurze Zeit später stand ich im Nordflügel des Nymphenburger

Schlusses, in dem die Zoologische Sammlung des Bayerischen Staates nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges notdürftig untergebracht war, an der Pforte. Ähnlich wie in einem Kloster bestand sie aus einem kleinen Schiebefenster, das sich nach Betätigung der daneben angebrachten Klingel öffnete. Ich wurde freundlich begrüßt und dem Herrn Direktor gemeldet. In gespannter Erwartung stieg ich die Treppe zum Obergeschoss empor, vorbei an großen, mit Alkohol gefüllten Glasbehältern, in denen Kaimane und andere Echsen aufbewahrt wurden. An langen Schrankreihen vorbei gelangte ich an das Ende eines großen Saales, den ich auf meinem Weg zum Arbeitsraum des Chefs durchqueren musste. In Ermangelung fester Zwischenwände bestand dieser Raum, wie bei allen anderen Räumen der hier tätigen Wissenschaftler und Präparatoren, aus einem Geviert von Sammlungsschränken, in dem noch ein einfacher Holztisch, zwei ebensolche Stühle sowie Regale für Ordner und Bücher untergebracht waren.

Zum ersten Mal verspürte ich die fast ein wenig mystisch anmutende Atmosphäre eines Naturkundemuseums. Das Licht, das durch die hohen Fenster hereinfiel, war gedämpft. Vor den dunklen Insektenschränken, die es quasi in sich aufsogen, wurde es noch weiter abgeschwächt. Es roch nach Paradichlorbenzol. Die Stille ringsum war nahezu greifbar. In den Nischen saßen Männer in weißen Kitteln über Kästen mit präparierten und etikettierten Insekten gebeugt. Andere schraubten an ihrem Mikroskop oder hantierten mit kleinen Glasplättchen, die man Objektträger nennt.

WALTER FORSTER hatte mich bereits erwartet und rückte den Besucherstuhl an seinen Schreibtisch heran. Er war ein kräftiger untersetzter Mann mit weichen Gesichtszügen, der sein Gegenüber mit großer Aufmerksamkeit musterte. Für den jungen Mann, der ihm da ins Haus geschneit kam, empfand er offenbar sofort eine gewisse Sympathie, die er in einer Art väterlichen Wohlwollens zum Ausdruck brachte. Er erzählte mir, dass er selbst vor zwanzig Jahren als Teilnehmer

einer Expedition nach Vorderasien gereist sei, um im Elbursgebirge zu sammeln. Er gab mir fachmännische Ratschläge, die ich begierig aufnahm. Bald kamen wir darin überein, dass ich mit meinen eigenen Mitteln und den Möglichkeiten, die ich hatte, versuchen sollte, die Reise nach Afghanistan im kommenden Jahr anzutreten. Er wolle sich inzwischen um Empfehlungen und Kontakte bemühen, die mein Vorhaben erleichtern sollen. Natürlich durfte ich nicht darauf hoffen, bereits in diesem frühen Stadium meiner Planung Geld

vorgestreckt zu bekommen. Doch immerhin erhielt ich die Zusicherung einer finanziellen Beteiligung am Unternehmen, sobald erste vorzeigbare Ergebnisse vorlägen.

Mit diesem recht zufrieden stellenden Resultat meines ersten Besuches der Zoologischen Staatssammlung in München, dem später noch viele weitere folgen sollten, fuhr ich nach Nürnberg zurück. Dort entwickelte ich sogleich eine Betriebsamkeit, die ich heute im Rückblick nur noch mit Kopfschütteln betrachten und kommentieren kann.

Da will ich hin!

Die Weichen sind gestellt – Die Zeit der Bettelbriefe – Nun wird es ernst –
Der Lockruf der Ferne – Auf nach Genua – Wiedersehen mit Inge – Endlich an Bord

Die politische Großwetterlage war während dieser Epoche der Nachkriegszeit durchaus angespannt. Vom Algerienkrieg und den Auswirkungen einer weltweit in Gang gekommenen Entkolonialisierung einmal abgesehen, war gerade „auf meiner Route“ der Teufel los! Dort kam es 1956 zum Suezkrieg mit dem Ergebnis, dass der Kanal durch die Wracks zerstörter Schiffe auf ungewisse Zeit blockiert war. Wer auf dem Seeweg nach Asien reisen wollte, musste den Weg um Afrika nehmen. Auf dem indischen Subkontinent hatten die Engländer im Jahr 1948 den Rückzug angetreten. Hindus und Moslems waren plötzlich auf sich allein gestellt. Alte Feindschaften flackerten wieder auf und drohten, sich zu einem Krieg auf südasiatischem Boden auszuweiten. Besonnene Staatsmänner wie der Inder JAWAHARWAL NEHRU und der Pakistani MOHAMMED ALI JINNAH hatten alle Hände voll zu tun, den Frieden zu bewahren. Ein unvorstellbarer Flüchtlingsstrom hatte sich in Bewegung gesetzt. Ein neues Staatengebilde war entstanden, das unter der Bezeichnung Westpakistan und Ostpakistan, Tausende von Kilometern voneinander getrennt, mehr recht als schlecht existierte.

Vor diesem Hintergrund begann ich mit meinen Reisevorbereitungen. Zunächst einmal war es wichtig, sich über die „wissenschaftlichen Ziele der Forschungsreise G. Ebert nach Süd- und Zentralafghanistan“ im Klaren zu sein. Unter diesem Titel entstand sogleich ein Exposé, das allen Anträgen und Bittgesuchen um Unterstützung des Unternehmens beigelegt wurde. Darin war von einer „Erschließung der mikrolepidopterologischen Fauna“ die Rede, die „bis heute noch

völlig unbekannt“ sei. Für die von AMSEL geplante Gesamtbearbeitung sei sie deshalb „von ausschlaggebender Bedeutung“. Besonderes Gewicht soll ferner der „Erforschung der Biocoenose beigemessen werden, vor allem bei Lepidopteren in den zentralalpinen Lagen“. Das Pflanzenmaterial, das dabei einzutragen ist, erhält Professor VOLK von der Universität in Würzburg zur Untersuchung. Es fehlte auch nicht der Hinweis auf die wirtschaftliche Bedeutung bestimmter Arten und auf Aspekte der Schädlingsbekämpfung. Aus heutiger Sicht ganz besonders interessant war der Hinweis auf einen „Fragenkomplex, dem besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist“, nämlich den „Beziehungen blütenbesuchender Rhopalocera-Arten zu den [von ihnen besuchten] Pflanzen“. (Vierzig Jahre später wurde daraus im Grundlagenwerk über die Schmetterlinge Baden-Württembergs ein eigenes Kapitel.)

Beigefügt wurde ein Voranschlag, in dem die Kosten für die Reise, für den Aufenthalt in Afghanistan und für die Ausrüstung, fein säuberlich getrennt, aufgeführt waren. Sie wurden, in dieser Reihenfolge, auf 3.644 DM, 2.500 DM und 1.200 DM, insgesamt also auf 7.344 DM beziffert. Davon sollten 5.400 DM aus Eigenmitteln aufgebracht, der Rest „eingeworben“ werden (wie man heute sagen würde).

*

Der Schreibkram, der auf einmal zu bewältigen war, türmte sich geradezu bedrohlich auf. Glücklicherweise hatte ich in ALFRED WEHNER einen Freund an meiner Seite, der

sofort tatkräftig mithalf. Wir hatten uns im Jahr 1946 in der Sexta der Oberrealschule in Fürth kennen gelernt und pflegten die Freundschaft, die uns seitdem verbindet, bis auf den heutigen Tag. ALFRED brachte seine Reiseschreibmaschine mit in das kleine Einzimmer-Appartement, das ich damals zusammen mit ERIKA bewohnte. Auf sehr engem Raum, aber mit einem weiten Horizont voller Gedanken und Pläne, formulierten wir Briefe an alle möglichen Firmen, Vereine und Institutionen, immer darauf bedacht, die Einmaligkeit dieser Forschungsreise (von der zumindest wir beide fest überzeugt waren) in den Vordergrund zu stellen.

Dieses Bemühen sollte bald Früchte tragen. Da wurden zum Teil beträchtliche Nachlässe auf Film- und Fotomaterial eingeräumt. Reiseapotheke und Verbandszeug erhielt ich gratis, ebenso einen Teil meines Reiseprovianten wie zum Beispiel 10 Kilogramm KABA („der Plantagentrank“), in tropenfesten Aluminiumdosen verpackt, oder zwei Kartons PFANNI-Knödel à 24 Stück zu je 250 Gramm. Dafür versprach ich werbewirksame Aufnahmen von der Expedition oder entsprechende Berichte, in denen auch das betreffende Produkt Erwähnung findet.

*

Am 28.12.1956 erhielt ich die Mitteilung, dass ich für Dampfer „Asia“ am 6.3.1957 von Genua nach Karachi in einer Vier-Bett-Kabine mit Brause und Toilette zur Rate von 100 £ Sterling plus 1,15 £ Einschiffungsgebühr gebucht sei, nach dem damaligen Umrechnungskurs ungefähr 1.200 DM. In diesem Preis enthalten war, gemäß einer früheren Mitteilung, der Mehrpreis für die Passage nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung, der etwa 20 Prozent betrug. Zum Vergleich: Mit dem Flugzeug hätte ich für die Strecke Nürnberg-Kabul-Nürnberg in der Touristenklasse 2.844 DM berappen müssen. Allerdings – und hier lag für mich der gravierende Unterschied – hätte die Luftfracht 8 DM pro Kilogramm betragen. Bei meinem

Übergepäck von etwa 80 kg wäre also noch einmal ein Betrag von 640 DM hinzugekommen! Beruhigend war der Hinweis, dass die Fahrt auf jeden Fall stattfindet, auch wenn der Suezkanal noch nicht befahrbar sein sollte. Am 16.1.1957 traf dann die Schiffskarte Nr. 0896 ein, verbunden mit dem Satz: „Sie haben sich am 5.3.57 vormittags im Passagebüro des Lloyd-Triestino, Genua, Via Serra 8 zu melden“. In einer Zeit der etwas anderen, jedoch durchaus korrekten und zuverlässigen Dienstleistung hat man an derartigen Formulierungen keinen Anstoß genommen.

Im Januar 1957 lud mich Professor VOLK zu einem Besuch nach Würzburg ein. Der Kontakt zu ihm erwies sich schon allein deshalb für meine Reise als äußerst vorteilhaft, als VOLK über ausgezeichnete Verbindungen nach Kabul zu hochgestellten Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Politik verfügte. Das Referenzschreiben, das er mir mitgab, hat seine Wirkung nicht verfehlt! Kurze Zeit später erhielt ich einen Brief von FORSTER in München. Zusammen mit AMSEL in Karlsruhe hatte er versucht, bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein gutes Wort für mich einzulegen, allerdings ohne Erfolg. Dennoch hatten beide Herren bereits zu diesem Zeitpunkt unter sich die Aufteilung der Ausbeute zwecks Bearbeitung und Präparation zur beiderseitigen Zufriedenheit geregelt. Dies zu lesen hat mich weniger erstaunt als vielmehr amüsiert. So also teilt man selbst unter reputierlichen Entomologen das Fell des Bären, noch ehe er erlegt ist! Im gleichen Brief schrieb mir FORSTER, dass der Wakhan bis zum Pändsch (dem Oberlauf des Amu Darja) noch Neuland ist, „für uns aber aus dem Grund besonders interessant, da ja Prof. SHELJUZHKO, der jetzt hier in München einer meiner Mitarbeiter ist, auf der anderen, sowjetischen Seite des Pändsch ausgiebig gesammelt hat und wir so einen Anschluss an seine Arbeiten bekommen, für die zoogeographische Beurteilung Ihrer Ausbeuten sehr wichtig!“

Was mir in Nürnberg noch bevorstand war die Regelung meiner beruflichen Situation. Nach erfolgreich bestandener Prüfung

zum Verlagskaufmann im Jahr 1955 hatte ich mich innerhalb meiner Firma, der Nordbayerischen Verlagsgesellschaft mbH & Co., in die Filiale nach Fürth versetzen lassen. Dort übernahm ich halbtags die Aufgabe eines Redaktionssekretärs, um während der zweiten Tageshälfte, oft bis tief in die Nacht hinein, als Volontär in der Lokalredaktion der „Nordbayerischen Zeitung/Allgemeinen Rundschau“ zu arbeiten. Während dieser Zeit bediente ich das Feuilleton mit vielerlei Beiträgen und Filmkritiken, und den lokalen Teil mit Neuigkeiten zum Tage. Meine Reportage „Menschen unter uns“, zu der ich auch die Fotos lieferte, war über mehrere Monate hinweg in den Samstagsausgaben zu finden.

*

Die Laufbahn eines Redakteurs, die zunächst auch angestrebt wurde, war mir also vorhergesagt. Nun war sie plötzlich zu Ende, noch ehe sie richtig begonnen hatte. Der „Lockruf der Ferne“, wie man es theatralisch nennen könnte, hatte gesiegt. Darüber machte ich mir jedoch keine Gedanken. Mit wachsender Ungeduld ging ich daran, die letzten vor meiner Abreise noch notwendigen Dinge zu erledigen (Abb. 4).

Das waren die Beschaffung des Einreisevisums, der vorgeschriebenen Impffertifikate und eine allgemeine Untersuchung durch das Gesundheitsamt der Stadt Nürnberg, das mir die Tauglichkeit, nach Afghanistan zu reisen, bescheinigt und amtlich besiegelt hat. Die zeitaufwendigste Maßnahme war das Ausfüllen eines Formulars, das mir vom Hauptzollamt Nürnberg als „Nämlichkeitsschein“ ausgehändigt wurde. Seine Ausfertigung war zu beantragen „für die innen aufgeführten Waren, die zur Verwendung und zwar zum vorübergehenden Gebrauch, notwendig zur Durchführung einer naturwissenschaftlichen Forschungsreise im Zwischenlandsverkehr vorübergehend ausgeführt werden sollen“. Auf mehreren DIN A4-Seiten, unterteilt in die Spalten „Anzahl“, „Genaue Bezeichnung der Ware“, „Herstellungsland“,

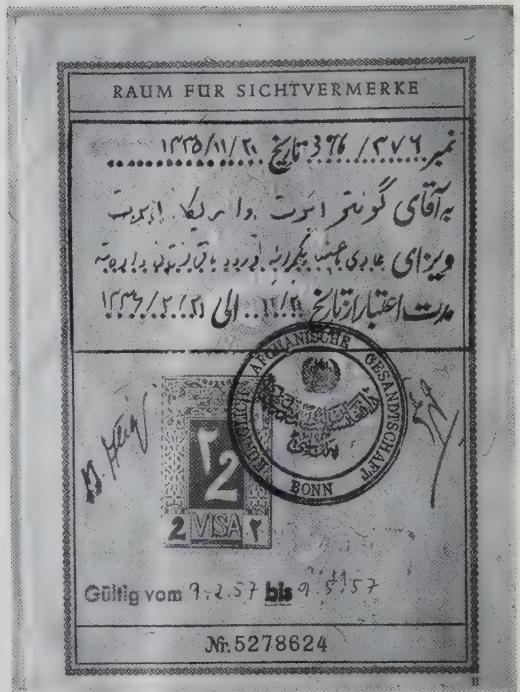


Abbildung 4. Afghanisches Einreisevisum aus dem Jahr 1957.

„Menge“, „Gewicht in kg“ und „Wert“, musste jeder einzelne mitgeführte Gegenstand genauestens eingetragen werden, von der Unterhose über den Ledergürtel bis hin zum Überdach des Zeltes.

Aber auch das konnte mich nicht mehr abschrecken. Das hätte nur noch der weiterhin kritische Zustand meiner Reisekasse vermocht. Eine letzte Zusammenstellung erbrachte eine erforderliche Summe in Höhe von 5.500 DM. Darin war noch kein Betrag für die Rückreise enthalten. Es war mir klar, dass irgendwann in Afghanistan das Geld ausgehen wird. Trotz aller Anstrengungen waren es nicht mehr als 3.500 DM, die ich zusammenbringen konnte. Es fehlte also noch ein Betrag von 2.000 DM. Buchstäblich in letzter Minute gelang es, meinen Schwager CHRISTIAN MITTRING als Bürgen und die Bayerische Vereinsbank als Kreditgeber zu gewinnen (Abb. 5).

*

Ein 22jähriger Nürnberger begibt sich bald auf große Insektenjagd Ins Land der Afghanen fahren . . .

Günter Ebert will die deutsche entomologische Forschungsreise von 1956 fortsetzen

Mit erheblichem Aufatmen transportiert am Montag der 22jährige Nürnberger Verlagskaufmann Günter Ebert eine große Holzkiste zum Hauptzollamt. Es wird der erste sichtbare Beginn zu einer Ein-Mann-Expedition sein, die den jungen Mann in ein Land führt, das viele erst auf der Landkarte suchen müssen: Afghanistan.

Sein Ziel ist es, die im vergangenen Jahr abgebrochene I. Deutsche naturwissenschaftlich-entomologische Afghanistan - Forschungsreise“ fortzusetzen, also Jagd auf seltene Insekten zu treiben.

In Günter Eberts Zimmer in der Jamnitzerstraße stapelt sich Ausrüstungsmaterial und eine umfangreiche Korrespondenz mit namhaften deutschen naturkundlichen Sammlungen. Daß es zu diesem beträchtlichen Aufwand kam, liegt eigentlich einzig und allein an einem Schmetterling, der 1936 in entomologischen Kreisen beträchtliches Aufsehen erregte und der auch heute noch nur in ganz großen Sammlungen zu finden ist.

In jenem Jahr hatte nämlich auf Grund einer russischen Mitteilung der deutsche Kerbtier-Forscher Kotsch aus dem nördlichsten, an Russisch-Turkestan angrenzenden Gebiet Afghanistans, dem Darwaz, etwa 30 bis 40 Stück dieser Schmetterlingsart unter Militär-Eskorten-Schutz mitgebracht.

Vor zwei Jahren hörte Ebert auf seinem Urlaub davon und — nachdem er als Steckenpferd mit Freude und Ausdauer die Entomologie reitet — beschloß er, auch einmal dieses wenig erforschte Land zu besuchen. Als im vergangenen Jahr nun der Leiter der Entomologischen Abteilung an den Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe, Dr. H. G. Amsel, seine Kabul-Fahrt abbrechen mußte, kam es zwischen Karlsruhe und München — dort befindet sich Dr. Walter Forster, der Hauptkonservator der Zoologischen Staatssammlung, — zu einer Einigung. Mit Empfehlungsschreiben dieser beiden Stellen ausgerüstet, widmete sich Günter Ebert ganz den Vorbereitungen für eine achtmonatige Reise in das ferne Bergland Asiens.

Mit eigenen Mitteln und der Unterstützung bekannter deutscher Firmen sammelte sich im Laufe



„Dort will ich hin!“ erklärte Günter Ebert. Um ihn herum sind Teile der Tropenausrüstung aufgebaut: Moskitonetz, Bergstiefel, Karten, Aluminiumkoffer und Tötungsgläser für die Insekten. Photo: Gerardi

der Monate umfangreiches Material an. Karlsruhe und München stellten die wissenschaftlichen Mittel, wie Tötungsgläser, Pinzetten, Injektionsspritzen, Aether und Mikrolepidopteren-Schachteln zur Verfügung. In drei tropenfeste Aluminiumkoffer kamen Khaki-Anzüge, Moskitonetz, Spezialbergstiefel, Tropenmedikamente und vieles andere mehr. Eberts Paß zielt stolz das Einreisevisum des Königreichs Afghanistan — es dauerte allein ein Vierteljahr, diesen Stempel zu bekommen —, und er selbst hat schon Schutzimpfungen gegen Gelbfieber, Pocken, Cholera, Typhus und Paratyphus hinter sich.

Ein halbes Dutzend Spezialkarten von Afghanistan aus amerikanischen Beständen helfen dem jugendlichen Forscherdrang den rechten Weg weisen. Schon heute fließen ihm geläufig die fremden Namen von den Lippen. Verständigung? Man spricht gut deutsch (und gut von den Deutschen!), englisch und einige Brocken persisch zum Einkaufen.

Ueber den Zweck hat Ebert einige Fremdworte parat: Seine Ein-Mann-Expedition will weiter über die faunistische Struktur sowie über ökologische und zoogeographische Probleme des Landes aufklären, auf deutsch: die Verbreitung der

Abbildung 5. Bericht in der „Nürnberger Zeitung“ vom 23./24. Februar 1957 über die bevorstehende „Entomologische Forschungsreise“ von GÜNTER EBERT.

Dann war es endlich soweit: Am 4. März 1957, einem Montag, war auf Bahnsteig 2 des Nürnberger Hauptbahnhofs meine Reise nach Afghanistan Wirklichkeit geworden. Die plötzliche Gewissheit, nicht mehr nur organisatorisch die dafür notwendigen Schritte zu tun, sondern tatsächlich den entscheidenden Schritt weg vom heimatlichen Boden und hinauf in einen Wagen des Schnellzugs nach Italien getan zu haben, steckte wie ein Klob im Hals. Jetzt nur nicht schwach werden, du hast es so gewollt! Wie viel Energie hast du bereits in dieses Unternehmen gesteckt. Mit solchen Vorhaltungen versuche ich mich zu beruhigen. Als der Zug aus der Bahnhofshalle hinausrollt, war das Unvermeidliche geschehen: Ich gehe auf große Fahrt, die erste in meinem Leben. Ich bin noch nicht einmal zweiundzwanzig Jahre alt (Abb. 6).

Über Singen, Schaffhausen und Zürich geht es zum Grenzübergang nach Chiasso. Irgendwann in der Nacht bin ich in Mailand

und am frühen Morgen schließlich in der Stazione Ferrovia von Genua angekommen. Sie liegt der Stazione Marittima genau gegenüber. Das Büro der Schifffahrtsgesellschaft Lloyd Triestino befindet sich zwischen der Piazza Corvetto und der Piazza Brignole, in der Verlängerung der belebten Via Balbi. Dort erlebe ich die erste faustdicke Überraschung dieser Reise, und zwar in Gestalt einer jungen Frau, die mich ganz verdutzt anstarrt. Ich habe sie nicht gleich erkannt in ihrem blauen Kleid mit den lustigen weißen Punkten darauf. An wen erinnert mich dieses von dunklen Locken umrahmte Gesicht mit den ausdrucksvollen Augen? „Bist Du ..., sind Sie nicht Günter Ebert aus Nürnberg?“ Ja, natürlich – und jetzt weiß ich es plötzlich – „und Du ..., Sie ... nicht Inge Zambelli aus Nürnberg?“ Sie war es, die einzige, von ihren Eltern über alles geliebte Tochter des Uhrmachermeisters ZAMBELLI, eines alten Kriegskameraden meines Schwagers.

*

CHRISTIAN hatte vor acht Jahren meine Schwester EDITH geheiratet. Zur Hochzeit waren auch alte Freunde eingeladen. So haben wir uns kennen gelernt. INGE, etwas älter als ich, war damals ein Backfisch von ungefähr 16 Jahren. Wir verbrachten einen sehr vergnügten Tag im Kreise fröhlicher Menschen, von denen jeder die Schrecken des erst wenige Jahre zurückliegenden Krieges erlebt hatte und froh war, dass dies nun alles der Vergangenheit angehörte. Es gab keinen „Volksempfänger“ mehr, aus dem in ewigen Wiederholungen die Durchhalte-schulze „Es geht alles vorüber ...“ tönte. Dafür klangen Samba-Rhythmen nach dem Text „Ei, ei, ei Maria, Maria aus Bahia ...“ vom neuen, mit noch druckfeuchter D-Mark bezahlten Plattenspieler.

Seit diesem Tag im Dezember 1949 hatten wir uns nicht mehr gesehen. „Und was machen Sie hier?“ fragen wir fast gleichzeitig. Dabei stellt sich heraus, dass INGE einen Afghanen, ABDULLAH MOHMAND, der in

Verkehr Deutschland-Italien
Traffico Germania-Italia

627344

Amtl. Bayr. Reisebüro
22. FEB. 1957
Nürnberg - Hauptbf.

Für bestimmte Wagen und die Zuschlag
Per determinati treni e carrozze è dovuto un supplemento

Einfache Fahrt oder Hinfahrt Corsa semplice o andata

von da Nürnberg
nach per 1. Singen
per 2. Kl. Genua P.R.
über via Singen - Schaffhausen
in Deutschland in Germania
in Italien in Italia Chiasso / Ballo 41 - Mailand

Gültig 2 Monate
Validità mesi 2 a partire del 01.03.57

Ermäßigungen:
Reduzione: 1/3 = 1/30%, 1/2 = 1/20%, 2/3 = 1/10%

Grund: 1
Netto: DM 61.10

Abbildung 6. Die einfache Bahnfahrt 2. Klasse von Nürnberg nach Genua kostete damals 61,10 DM.

Deutschland Maschinenbau studierte, geheiratet hat, jetzt also auch MOHMAND heißt und mit ihrem Mann auf dem Weg in seine Heimat ist, wo sie in Zukunft leben und in Kabul oder Gulbahar Uhren reparieren wolle. Das Handwerk habe sie ja bei ihrem Vater gelernt.

Dieser Traum fand leider ein bitteres Ende. Als ich im Jahr 1961 auf meiner Fahrt ins Panjshir-Tal an Gulbahar vorbeikam, war es selbstverständlich, dem Ehepaar MOHMAND einen Besuch abzustatten. Ich ließ mich also in der Textilfabrik bei ABDULLAH melden und freute mich schon auf das Wiedersehen. Es dauerte eine ganze Weile, bis er an der Pforte erschien. Er begrüßte mich zwar höflich, aber äußerst distanziert. Von unserer alten Freundschaft und den unvergessenen Tagen einer langen, erlebnisreichen Fahrt, die erst vier Jahre zurücklag, war nichts mehr zu spüren. Selten stand ich einem Menschen so verdutzt und hilflos gegenüber. Als ich nach INGE fragte, verhielt ABDULLAH sich noch abweisender. Es ginge ihr gut, war seine kurze Antwort. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich sichtbar enttäuscht wieder zurückzuziehen.

Einige Jahre später erfuhr ich in Kabul, dass INGE von der Familie des Mannes nicht wie eine Tochter aufgenommen, sondern vielmehr brüskiert und unterdrückt worden war. Da sie durch ihre Heirat in der afghanischen Gesandtschaft in Bonn zugleich afghanische Staatsbürgerin wurde und ihren deutschen Reisepass abgeben musste, hatte sie aus deutscher Sicht alle Rechte eingebüßt. Niemand konnte ihr mehr helfen. Sie war der afghanischen Familie auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. INGE starb bei einem mysteriösen Autounfall.

Der junge Ehemann, den ich zunächst gar nicht beachtet hatte, gibt sich nun als solcher zu erkennen. Er freue sich auf die

gemeinsame Reise, die vor uns liegt. Dann stellt er mir seinen Freund SATTAR RAHMANI vor, natürlich auch Afghane und Maschinenbauer wie er selbst. Auch der fährt, nach abgeschlossenem Studium in Deutschland, nach Afghanistan zurück, um als leitender Ingenieur in der Zuckerfabrik von Baghlan zu arbeiten.

Nachdem wir uns allseits beschnuppert und die ersten Fragen und Höflichkeiten miteinander ausgetauscht hatten, galt es, die mit der Einschiffung auf der „MS Asia“ verbundenen Formalitäten abzuwickeln. Ticket und Visum waren vorzuweisen, für das mitgeführte Gepäck – 200 Kilogramm waren pro Passagier ohne Mehrkosten erlaubt – gab es die notwendigen Aufkleber und Anhänger. Als alles erledigt war, dürfen wir gehen. Unser Schiff fährt erst morgen los, wir haben also noch genügend Zeit und müssen für die Nacht ein Hotel suchen. Das war gar nicht so einfach. In den ordentlichen Hotels, die um die 2000 Lire kosten, war kein Zimmer mehr zu haben. Schließlich finde ich eines aus der unteren Preisklasse für 600 Lire.

Hier mussten allerdings Einschränkungen in Kauf genommen werden. Eine Wand in dem Viereck, das mir als „Zimmer“ angeboten wurde, reicht nicht bis zur Decke hinauf. Aus der Öffnung dringt fahles Licht, das dem Wasserbehälter eines uralten Spülklosetts schemenhaft Gestalt verleiht. Von dort hängt ein langer schwarzer Strick fast bis zum Boden herab. Das Bett schaukelt und quietscht dermaßen, dass ich Angst habe, die Wanzen könnten davon wach werden (zu meiner großen Überraschung hat es aber dann doch keine gegeben). Die Tür hängt schief in ihren Angeln und der Lichtschalter über dem Bett stellt sich schnell als Attrappe heraus. Draußen schleichen allerhand dunkle Gestalten durch die nur notdürftig beleuchteten Gänge.

Doch auch diese Nacht geht vorüber und macht einem kühlen Morgen Platz. Seine Dunstschleier verhüllen die noch schwache Frühlingssonne. Nach einem dürftigen Frühstück orientiere ich mich in Richtung Hafen

und stehe endlich vor dem Passagierdampfer „MS Asia“. Seine Größe ist mit 11.600 Tonnen und die Reisegeschwindigkeit mit 20 Knoten angegeben. Die Länge beträgt fast 160 Meter, die maximale Breite rund 20 Meter. Zusammen mit dem Schwesterschiff „MS Viktoria“, beide auf einer Werft in Triest gebaut, wurde er 1953 in den Dienst gestellt und bedient seitdem nach strengem Fahrplan die 8.749 Meilen lange Strecke zwischen Genua und Hongkong. Dabei werden die Häfen von Neapel, Port Said, Suez, Aden, Karachi, Bombay, Colombo und Singapore angelaufen. In der 1. und 2. Klasse finden insgesamt 460 Passagiere Platz. Die Besatzung zählt 210 Personen (Abb. 7).

Bis über die Toppen beflaggt liegt das schmucke Schiff fest vertäut an der Pier, das Fallreep ausgeklappt, über das bereits die ersten Passagiere an Bord gehen. Ich komme gerade rechtzeitig, um meine Kiste wiederzusehen, die ich mir in einer kleinen Hinterhofschreinerei in Nürnberg habe bauen lassen. Für 35 DM erhielt ich eine aus kräftigen Brettern mit Bandeisen und Beschlägen gefertigte Überseekiste in der Abmessung 93 x 45 x 93 cm. Ich musste



Abbildung 7. Der Lloyd Triestino verband mit seinen beiden Passagierdampfern *MS Asia* und *MS Viktoria* im Linienverkehr die Häfen Asiens und Australiens mit Europa.



Abbildung 8. Titelseite der Passagierliste der *MS Asia* vom 6. März 1957.

nur noch ein Vorhängeschloss dazu kaufen. Gleich soll sie verladen werden. Doch wie sieht sie aus! Zwei fingerbreite Risse vorne und hinten, ein Handgriff abgerissen. Wird sie noch halten bis Afghanistan? Ehe ich diesen Gedanken zu Ende bringen kann, wird sie vom Schiffskran, zusammen mit anderen Kisten und Kollis, hochgehoben und verschwindet im tiefen Schlund des Laderaums.

*

Auch ich gehe nun an Bord und suche meine Kabine, eine Vierbett-Außenkabine auf dem B-Deck mit der Nummer 117. In dieser Kabine ist das Bett A, parallel zur

List of Passengers

TOURIST CLASS

To Cape Town

Milosavljevic Mr. Mihailo
 Milosavljevic Mrs. Milena
 Milosavljevic Miss Dusica
 Nichols Miss Janna
 Scotti Prof. Anna

To Mogadishu

Johnson Miss Greta R.N., C.M.

To Karachi

Abba Mr. M.T.
 Anwar Mr. Mohammed
 Anwar Mrs. Taj
 Diemberger Mr. Kurt
 Ebert Mr. Günter
 Goth Mr. J.
 Goth Mrs. F.
 Hänggl Mrs. Aida
 Hassan Mr. Ibrahim

Abbildung 9. Ausschnitt aus der Passagierliste.

Schiffswand, für mich reserviert. In Kopfhöhe befindet sich ein richtiges Bullauge, das den Blick auf das Meer freigibt. Bald treffen auch die beiden anderen Personen ein, mit denen ich die Kabine teile. Es sind zwei österreichische Bergsteiger, die zusammen mit zwei weiteren, die in Karachi dazustoßen werden, einen der letzten noch unbestiege-

nen Achttausender im Karakorum bezwingen wollen. Ihre Namen: KURT DIEMBERGER und FRITZ WINTERSTELLER (Abb. 8 und 9).

Hier also werde ich mich für die nächsten 28 Tage häuslich einrichten, denn so lange dauert die Fahrt von Genua um die Südspitze Afrikas nach Karachi. Die Spannung wächst und mit ihr die Lust auf das bevorstehende Abenteuer. Die bangen Minuten, die ich im Hauptbahnhof von Nürnberg verspürte, sind verflogen. Bald kündigt die Dampfpfeife die Abfahrt des Schiffes an. Fallreep und Taue werden eingeholt, der Abstand zwischen Pier und Schiffswand wird rasch größer, die win-kenden Menschen an Land dagegen immer kleiner, bis sie ganz verschwunden sind. Ein Schlepper bugsiert uns sicher aus dem Hafen. Plötzlich geht ein Zittern durch den Schiffsrumpf: wir fahren mit eigener Kraft! Ein neues Kapitel hat begonnen (Abb. 10).



Abbildung 10. Unter der Flagge des Lloyd Triestino stehen wir in See.

Mit der „MS Asia“ rund um Afrika

O mia bella Napoli – Durch das westliche Mittelmeer – Deckgeschichten – In Dakar – Auf Südkurs im Atlantik – Das Kreuz des Südens – Die Äquatortaufe – Cape Town, Signore! – Zwischen Tafelberg und Lions Head – Mogadischu – Im Arabischen Meer

Über die Tage auf dem Schiff wie auch über die Ausflüge an Land, die noch kommen werden, will ich möglichst ausführlich berichten. Noch schreiben wir den 6. März, den Abfahrtstag. Das offene Meer ist inzwischen erreicht. Das Wasser klatscht bis zu meinem Bullauge herauf. Draußen ist es dunkel, nur die Gischt der vom Schiff zerteilten Wellen leuchtet weiß. Es geht inzwischen auf Mitternacht zu. Morgen früh wollen wir in Neapel sein.

7. März: O mia bella Napoli! Mein Herz ist nicht sehnsuchtschwer geworden. Vedi Napoli e poi mori? Ich bin nicht gestorben, wie ein alter Spruch es dem Fremden nahe legt. Gewiss, Du bist schön. Weit ausladend Deine Bucht, die im Sonnenschein herrlich blau schimmern mag. Doch als wir in sie einführen, hattest Du Dein graues Alltagskleid angelegt. So haben wir uns eher im Vorübergehen kennen gelernt, ein wenig miteinander geflirtet – vorbei. Ich bin wieder an Bord, gleich werden wir ablegen, der erste Reisetag an Land liegt hinter mir.

An diesen Tag will ich erinnern, und sei es auch nur wegen einzelner, vielleicht unbedeutender Begebenheiten. Was sofort auffällt, ist Deine unübertreffliche Geschäftstüchtigkeit. Zurückhaltung ist nicht Deine Art. Kaum hatten wir an der Pier festgemacht, schicktest Du schon Deine Boten auf die Schiffsplanken. Pompej, Signore, Vesuvio? How much, quanto costa? Eighteen Shilling, Signore, diciotto. Auf den Vesuv fahren? Hm, gute Idee. Aber die Aussicht ist bei diesem Wetter sicherlich miserabel. Nach Pompej? Das heißt, einer längst vergangenen Kata-

strophe die gruselige Seite abgewinnen. No, Signore, nix Vesuvio, nix Pompej. Also denn, auf Schusters Rappen über den breiten Platz der Stazione Marittima zur Stadt. Am Tor das gleiche Gewehrfeuer: Pompej, Signore, Vesuvio? No, niente. Schnell weiter, immer geradeaus, dann rechts, und schon bin ich in einer der weniger breiten Straßen angelangt. Toll, dieses kunterbunte Menschengewirr, dazu Motocross in engen Gassen: Hupen, Gas geben, Kinder dazwischen. Ein im Gehen lesender Passant macht, ohne aufzusehen, nur einen müden Schritt zur Seite. Und dann die Mode der Signorinas! Das nenne ich aufgeputzt. Von den Zahnstocherabsätzen bis zur Frisur, alles picco bello. Die Herren der Schöpfung wollen da nicht zurückstehen: Hosen vom Durchmesser eines Jackettärmels, wie ich sie bei uns zu Hause noch nicht gesehen habe. Perfetto! Manchmal geben sie aber auch gnadenlos den Blick frei auf mehr oder weniger krumme Beine. Und erst die Schuhe! Wie kriegt man da am Abend vor dem Zubettgehen seine Zehen wieder auf die Reihe?

Das Angebot an Kugelschreibern, Tintenkuulis, goldenen Uhren und Kragenstäbchen ist ohne Grenzen. Doch wie kriegst Du, Stadt am blauen Meer, die vielen Kinder satt, die stundenlang vor einem kleinen Schächtelchen mit Bonbons sitzen und auf einen Käufer warten? Ich bitte Dich, ein paar Bonbons für 20 oder 30 Lire, was bleibt da übrig? Doch für das Geld sind wohl eher die imposanten Bauten da, an denen ich vorbeikomme, die „Banca di Nazionale“, zum Beispiel. Plötzlich finde ich mich in einer hohen Halle mit

riesigem, kuppelförmigem Glasdach wieder, durch das gedämpft das Tageslicht fällt. Die ockerfarbenen Wände sind mit vielerlei Ornamenten und Figuren geschmückt, der Boden mit einem Mosaik aus bunten Steinen. Es ist das „Forum Napoli“, in das ich geraten bin. Vor allem um die Mittagszeit, aber auch sonst, treffen sich hier die arbeitenden und nicht arbeitenden Neapolitaner männlichen Geschlechts. Meist in kleinen Gruppen stehen sie beisammen und diskutieren, wahrscheinlich über Politik, oder über aktuelle Sportereignisse, bestimmt auch über Geld und Wirtschaft.

Auf dem Weg zurück zum Hafen finde ich mich plötzlich noch einmal in einem Irrgarten dunkler, winkeliger Gässchen. In finsternen, nach draußen offenen Verschlägen arbeiten Schreiner, Schlosser und Kupferschmiede. Dicke Frauen und ärmlich gekleidete Männer stehen hinter Auslagen appetitlich ausschauender Früchte, an denen noch die Blätter hängen. Alles wird mit lautem Geschrei angepriesen. Daneben gibt es Seegetier, *frutti del mare*, wie ich es in dieser Reichhaltigkeit vorher noch nie gesehen habe: Gelbe Muscheln, die aus schwarzen Schalen hervorstulpen, allerlei Tintenfische mit ihren vielen Saugnäpfen, Fische mit karminroten Bäuchen, Garnelen mit langen Tastern und schlanke Langusten. Über allem liegt ein penetranter Fischgeruch, den auch der Duft der leckeren Erzeugnisse des Konditors von nebenan nicht vertreiben kann.

Als Firmenschild der *Macelleria* von gegenüber dienen Leichenteile, von denen noch das Blut herabtropft. Welch liebliche Düfte hältst Du doch für den Fremden bereit, *mia Napoli*! Neben einer Handvoll glühender Asche sitzt geduldig ein Weib und wartet darauf, dass jemand an ihren heißen Kastanien Gefallen findet. Ab und zu zerstiebt darin zischend ein Wassertropfen, weil die Signora vom Stockwerk darüber die Wäsche nicht richtig ausgewrungen hat, die in luftiger Höhe quer über der Gasse an einer Leine zum Trocknen hängt. Von den Hauswänden blickt aus kleinen und größeren Nischen mit

sanftmütigen Augen die Madonna mit dem Kind auf das bunte Treiben herab.

Auch ich lasse mich treiben durch das Kreuz und Quer der Häuserzeilen, feilsche hier und dort um eine Sonnenbrille. Trecento, Signore, trecento! Daheim habe ich Orangen immer nur in den Lebensmittelgeschäften gesehen. Du, Napoli, zeigtest sie mir zum ersten Male, reif an Zweigen hängend, in Deinen kleinen Vorgärten. Auch an die hohen Fächerpalmen werde ich mich erinnern, und an das mächtige Castel Nuovo gegenüber dem Hafen, mit seinen halbrunden Ecktürmen auf zinnenbewehrtem Sockel.

Nun stehe ich also wieder an der Reling und schaue zu Dir hinüber, wie Du langsam von mir zurückweichst. Jetzt bist Du wirklich bezaubernd schön, nicht mehr im grauen Werktagsrock, sondern im perlenbestickten funkelnden Abendkleid! Lichtpünktchen klettern in den Nachthimmel. Es ist der Sessellift, der auf den Vesuv hinaufführt. Weit hin leuchtet das in Licht getauchte mächtige Castel San Elmo, weithin sichtbar auch das gleißende Flimmern Deiner ausgebreiteten Arme – *il golfo di Napoli*. Zur Rechten taucht Ischia auf, weiter draußen auf dem Meer die Insel Capri, gegenüber der Hafen von Sorrent. Noch einmal schicken mir die Leuchttürme ringsum ein Lebewohl zu – einmal lang blinkend der von Capri, zwei-, drei- und wieder einmal aufleuchtend die von Ischia, und viermal, jetzt nur noch undeutlich in der Ferne zu sehen, der von Neapel. *Arrivederci Italia, addio Napoli*. Das Meer trägt mich fort zu neuen Küsten.

*

8. März: Genua, Neapel – das liegt jetzt schon weit hinter mir. Die „MS Asia“ pflügt mit ihrem schlanken weißen Leib die sanften Wellen des Tyrrhenischen Meeres mit Kurs Südwest. Am frühen Morgen tauchen die Felsen Sardinien auf, die steil zum Meer hin abfallen. Ab und zu leuchtet, weiß gestrichen, ein Kirchlein zu uns herüber. Grüne Streifen werden im Fernglas zu Rebflächen, Heimat

der weißen Vernaccia-Traube, aus denen der berühmte „Moscato die Cagliari“ gekeltert wird. Bald schiebt sich die flache Bucht von Cagliari ins Bild. Nachdem wir das Kap Teulada passiert haben, entschwindet die Insel unseren Blicken.

Die Sonne ist mittlerweile höher gestiegen. Der Himmel strahlt in einem beinahe überirdischen Blau, es ist keine Wolke zu sehen. Die Reisenden auf dem Schiff, über die noch zu berichten sein wird, haben es sich auf dem Sonnendeck bequem gemacht. Manche vergnügen sich mit allerlei Spielen, andere bevölkern die Liegestühle. Alle genießen sie den wunderschönen Tag und den Anblick der Küste Spaniens, die immer näher rückt. Auch hier wieder schroffe Felsen, die an manchen Stellen fast ins Meer hinausragen, dazwischen kleine Ortschaften, deren grellweiß gestrichene Häuser zu uns herüber grüßen. In ihrem Umkreis erkenne ich grüne, langgezogene Streifen, die so genannten Huertas, ein durch künstliche Bewässerung gewonnenes Kulturland, auf dem Obst und Gemüse angebaut wird. Im Dunst der Ferne zeichnen sich allmählich die schneebedeckten Berge der Sierra Nevada deutlich gegen den Himmel ab. Ein leises Flimmern liegt in der Luft, sanft kräuseln die Wellen das tiefblaue Meer. Die Augen schmerzen, wollen sich aber nicht losreißen von all dem Schönen ringsum.

Langsam kommt der Abend. Das Meer ist dunkler geworden und auch der Himmel hat sein strahlendes Blau verloren. Einem dünnen Arm gleich spannt sich eine Wolke über ihn hin. Noch einmal streut die Sonne ihre Golddukaten aus und lässt die dunkel glänzenden Leiber einiger Delphine aufblitzen, die im Rudel mit dem Schiff um die Wette schwimmen. Immer wieder stoßen sie in flachem Bogen gleichmäßig aus dem Wasser, um sofort wieder elegant darin einzutauchen. Dann verschwinden sie in der Ferne. Nur die Silbermöwen wollen noch nicht zur Ruhe kommen. Längst schon ist die Sonne untergegangen. Zurück bleibt die Erinnerung an einen Tag, wie er schöner nicht hätte sein können.

Von Tanz und Unterhaltung leicht ermüdet lehne ich an der Reling und blicke hinaus in die Nacht. Auch sie will nicht hinter der Schönheit des vergangenen Tages zurückstehen. Heute zeigt sie uns das tausendfache Funkeln naher Lichter zu beiden Seiten des Schiffes. Ich gebe mich ganz dem Genuss dieses Anblicks hin: Auf der spanischen Seite ein zu einer Pyramide sich emporschwingendes glitzerndes Kaleidoskop – der Fels von Gibraltar! Ihm gegenüber, im nachtschwarzen Schatten des Rifatlas' als verlockendes Gefunkel sich hinduckend – Tanger! Europa und Afrika sind einander ganz nahe, nur ein schmaler Streifen glucksenden Wassers trennt die Säulen des Herkules. Das Mittelmeer stemmt sich hier mit letzter Kraft gegen den Atlantik, dessen Wogenstöße ich schon zu spüren glaube.

*

10. März: Die Tage verlaufen jetzt etwas ruhiger. Keine nahe Küste bietet dem Auge Abwechslung. Nur für kurze Zeit taucht in weiter Ferne ein schmaler Küstenstreifen auf. Es ist Nordwestafrika, etwa auf der Höhe von Casablanca. Der Atlantische Ozean hat uns jetzt endgültig in seine mächtigen Wogenarme genommen, Anlass genug für viele Passagiere, besonders weiblichen Geschlechts, mit mehr oder weniger bleichem Aussehen unter Deck zu bleiben. Ein spannendes Warten aufeinander beginnt. Wer fehlt zum Essen? Ah, dort der Stuhl ist leer. Da saß doch immer die Blondine mit dem grünen Pulli. Und der Pakistani mit dem Schnurrbart fehlt auch! Wie geht es Ihnen? Danke gut, ich werde nicht seekrank. Und Sie? Na danke, es geht so. Ab und zu fällt ein Glas zu Boden, an den Tischen müssen die Randleisten hochgezogen werden. Vorsichtshalber bestelle ich keine Suppe. Dennoch kann ich die Wiedergeburt einer Tasse Kaffee nicht verhindern. Dabei blieb es dann allerdings. In der Kabine ergeben sich vom Bett aus interessante Beobachtungen. Da taucht hinter der Scheibe des Bullauges in schöner Regelmäßigkeit der

Meeresspiegel auf, um auf die gleiche Weise wieder zu verschwinden. Der Inhalt im Glas auf dem Tischchen daneben wird in gleichmäßigen Intervallen zur schiefen Ebene. Kleider, die an der Wand hängen, strecken sich mir entgegen und die Klampfe meiner Kabinengenossen tut es ihnen einfach nach.

Männlein und Weiblein auf dem Schiff kommen sich schnell näher. Die ersten Pärchen haben sich schon gefunden. Ein Snob von etwa zweiundzwanzig Lenzen glaubt, die Frauenherzen im Sturm erobern zu können. Um seine vermeintliche gesellschaftliche Überlegenheit ins rechte Licht zu rücken, gibt er sich als Verwandter der Prinzessin Margret von England aus. Ein kleines grünes Wappen auf seinem Hemd soll das bestätigen. Als erstes Opfer hat er sich ein chic gekleidetes Mädchen unbestimmten Alters aus Fernost ausgeguckt. Kartenlegend setzt er sich ihr gegenüber, seine aufgeworfenen Lippen zu einem charmanten Lächeln verzogen. Nach etwa einer Viertelstunde gehen beide hinaus. Am nächsten Tag versucht es der Playboy mit einer Engländerin. Er schleppt sie zum Clay Pigeon Shooting auf das Upper Deck. Dort knallt er in Westernmanier ein paar Mal die übers Meer hinauskatapultierten Tontauben herunter und erhält dafür stets einen bewundernden Augenaufschlag. Beim abendlichen Tanz war der Jüngling natürlich erst recht obenauf. Seine Vorstellung endete jedes Mal damit, sich vom Schlagzeug der Band die Bongotrommeln geben zu lassen. Um Mitternacht verschwand er dann mit der Eroberung des Tages auf das Hinterdeck, wo es guten Sichtschutz gab. Mit urkomischen Verrenkungen sorgte ein Inder, wohlgermerkt ein Passagier, für Unterhaltung. Seine Verknötungen beim Tanzen, insbesondere der unteren Körperpartien, waren so erstaunlich, dass selbst der Bordarzt, der hier übrigens ein ruhiges Leben führt, Bedenken äußerte.

*

13. März: Schon seit 9 Uhr stehe ich an der Reling und warte auf Kap Verde an der

Westküste des Schwarzen Kontinents. Endlich taucht er auf, der steile Fels mit dem schmalen Küstenstreifen davor; auf seiner Spitze, weithin sichtbar, eine große Kanone, unter deren Schutz sich bunte Häuser ducken. Bald ist auch der Hafen erreicht, in den die „MS Asia“ langsam hineingleitet. Überall liegen Schiffe vor Anker. Schräg voraus die „Republika“, ein tschechischer Frachter, daneben die „Toscana“, ein italienisches Schiff, das nach Australien fährt, vor mir ein Kriegsschiff mit graublauem Anstrich, etwas weiter entfernt ein französischer Frachter, der gerade Treibstoff aufnimmt. Etwas weiter draußen ist ein großer japanischer Tanker mit der Aufschrift „Mitsu-Line“ zu erkennen. Dazwischen tuckern bunt bemalte Schlepper, aus deren Schornsteinen dicker schwarzer Rauch quillt. Als Kulisse dienen die Hochhäuser der City von Dakar. Grellweiß heben sie sich gegen einen blauen Tropenhimmel ab, von dem die Sonne bereits am späten Morgen gnadenlos ihre glutheißen Strahlen herabsendet. Ich bin in Afrika angekommen.

Kaum ist das Fallreep herabgelassen, gehe ich schon an Land. Die Stadt ist von einem bunten Treiben erfüllt (Abb. 11). Menschen in malerischen Kattunstoffen oder im weißen Burnus, mit rotem Fez auf dem Kopf, dazwischen immer wieder sandfarbene Khakiuniformen und Tropenhelme. Die Gesichter, Arme und Beine, die aus den weiten Gewändern hervorschauen, sind schwarz wie Ebenholz. Das Haar vieler Frauen ist zu dünnen Zöpfen geflochten, in den Ohrmuscheln hängen Ringe aus Goldblech. Nicht wenige tragen einen Säugling auf dem Rücken; wo dieser fehlt, deutet ein aufgewölbter Leib auf die baldige Ankunft hin. Auffallend bei allen diesen Menschen ist ein Gemisch aus Fröhlichkeit und Gleichmut. Immer wieder lachende, neugierige Kinder (Abb. 12). Taxichauffeure halten an, hupen, winken, und fahren unbekümmert weiter. Keine Aufdringlichkeiten weit und breit (Abb. 13). Manchmal bekommt man auch Franzosen zu Gesicht, meist in Autos oder auf Motorrollern, selten zu Fuß. Erstaunt bin ich über



Abbildung 11. Dakar ist von einem bunten Treiben erfüllt. Menschen, in malerischen Kattunstoffen gekleidet, beleben das Straßenbild.



Abbildung 12. Immer wieder begegne ich lachenden, neugierigen Kindern.



Abbildung 13. Straßenbild in Dakar im Jahr 1957.

den Anblick von zwei europäisch gekleideten hellhäutigen Kindern, ein Mädchen und ein Bub, beide noch keine fünf Jahre alt, die Hand in Hand ohne Begleitung auf dem Gehsteig dahintrippeln.

Plötzlich stehe ich vor einem reich verzierten, nicht sehr großen Gebäude. Es ist der Bahnhof von Dakar. Im Schatten davor sitzen ein paar Männer. Einer von ihnen ist damit beschäftigt, rostiges Blech gerade zu biegen, ein anderer schaut ihm dabei gelangweilt zu. Ein dritter befindet sich im tiefen Schlaf. In der Halle hat ein halbes Dutzend Frauen Schutz vor der Hitze gesucht, darunter zwei schwarze Schönheiten mit schlankem Hals und ausgeprägter Kopfform. Auf dem Bahnsteig zeigt ein Schild die Richtung an, in die wohl einige davor abgestellte Wagons älterer Bauart fahren sollen. „St. Louis“ steht darauf. Ich ziehe es allerdings vor, nicht dorthin zu fahren. Über einen weiten Platz komme ich zu einer von mächtigen schattenspendenden Bäumen flankierten breiten Straße, die wiederum in einen Platz mündet, in dessen Mitte ein Polizist den lebhaften Verkehr regelt. Hautfarbe und Uniform sind einheitlich schwarz, während sich der weiße Tropenhelm in scharfem Kontrast dazu befindet. Fünf Straßen führen von hier in alle Richtungen. Ich muss wohl im Zentrum dieser Stadt angelangt sein.

Es ist in allen Städten der Welt, in die man zum ersten Male kommt, immer wieder dasselbe: Zunächst betrachtet man neugierig die Auslagen in den Schaufenstern und auf den Märkten, bis schließlich das Interesse nachlässt und die Müdigkeit von dir Besitz ergreift. So geht es mir auch in Dakar. Also wende ich mich wieder in die Richtung, in der ich den Hafen vermute. In den Außenbezirken kommt es noch zu einigen zoologischen und botanischen Beobachtungen. Dort fallen mir ausgewachsene Geier auf, die auf Dächern hocken. Um einen rot blühenden, mir unbekannten Busch flattert ein großer gelber „Schwalbenschwanz“, bei dem es sich um *Papilio demodocus* handeln könnte. An niedrigen, staubbedeckten Sträuchern

gewahre ich mehrere Bläulinge, wie ich sie vorher auch noch nie gesehen habe. Bäume, von denen halbmeterlange schwarze Schoten herabhängen, wohl eine Akazienart, stehen überall herum. Bald ist die Müdigkeit größer als der Wunsch, noch weiter in die Fauna und Flora Afrikas einzudringen. Mit einem Taxi schaffe ich schließlich den Weg zurück zum Schiff.

*

15. März: Nun ist auch die Westküste Afrikas längst am Horizont verschwunden. Um mich herum nur noch Himmel und Meer. Ich wundere mich, wie schnell die Tage vergehen. „Es eilt die Zeit im Sause-schritt ...“. Die blühenden Pfirsichbäume vor Genua, der lichterfunkelnde Golf von Neapel, die sonnigen Küsten des Mittelmeeres und das hitzeblimmernde Dakar, das alles gehört bereits der Vergangenheit an! Auf dem Schiff ist wieder der Alltag eingekehrt. Die Passagiere ruhen in ihren Liegestühlen. Es ist feuchtheiß auf dem Atlantik in Höhe des Äquators. Die Lust an Ping Pong und Shuffle Board, oder wie die Spiele an Deck sonst noch heißen, hat merklich nachgelassen. Nur der Swimmingpool auf dem Upper Deck ist gut besucht. Die Stewards servieren unaufhörlich kühle Drinks. Erst am Abend kommt Bewegung in die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Meinen beiden Kabinengenossen fällt plötzlich ein, dass sie ja etwas für ihre Fitness tun müssen. Mit kurzen Sprints auf der „Passeggiata“ und Klimmzügen an den Deckaufbauten versuchen sie, das Versäumte nachzuholen. Andere suchen ihre Kabine auf, um noch vor dem Essen die luftige Kleidung gegen Bügelfaltenhose und Dinnerjackett, die Damen gegen das „kleine Schwarze“ zu tauschen. Alle freuen sich auf Kino, Tanz oder Tombola.

Auch ich lege um diese Stunde meinen Zweireiher an, einen mokassinfarbenen englischen Kammgarnanzug mit feinen weißen Nadelstreifen. Dazu die „Edsor“-Krawatte auf blütenweißem Hemd, das die Laundry,

also die Schiffswäscherei, jedes Mal auf Hochglanz bringt. Besondere Sorgfalt wird den Haaren zuteil. Als Vorbild dient die „Elvislocke“, die mit reichlich Brillantine auch immer gut gelingt. Dermaßen herausgeputzt genieße ich die Annehmlichkeiten, die eine solche Reise bietet. Meine sportliche Aktivität entwickelt sich vor allem an der Tischtennisplatte. Hier nehme ich mit einigem Erfolg an der Bordmeisterschaft teil. Daneben halte ich immer wieder nach einem Schachpartner Ausschau. Am Anfang gewinne ich eine Partie nach der anderen – bis ich an MIHAİLO MILOSAVLJEVIC gerate. Zusammen mit seiner Frau MILENA und der kleinen Tochter DUSICA reist er nach Kapstadt, wo er Arbeit gefunden hat und mit seiner Familie bleiben möchte. Als ich MIHAİLO frage, ob er Schach spielen könne, schaut er mich prüfend an und meint, wir könnten es ja einmal miteinander versuchen. Schon nach wenigen Spielzügen merke ich, dass ich gegen ihn nicht die geringste Chance habe. In achtzehn Zügen setzt er mich Matt. Bei der anschließenden Revanche geht es sogar noch schneller. Immer wieder versuche ich, ihn zu überlisten, doch MIHAİLO ist nicht zu packen. Als er mir gesteht, dass er bei einem Schachklub in Zagreb gespielt hat und dort auch gegen internationale Konkurrenz angetreten ist, gebe ich auf.

*

Als eine Abwechslung besonderer Art sei ein Besuch auf der Kommandobrücke erwähnt. Der erste Offizier des Schiffes hatte Frau Dr. JAYASHREE KIRLOSKAR aus Haidarabad mit Mann und Tochter zu einer astronomischen Exkursion eingeladen, an der auch ich teilnehmen durfte. Schon bald nach Einbruch der Dunkelheit hielt ich Ausschau nach den Sternen und war enttäuscht, nur wenige davon zu sehen. Die vielen Lichter auf dem Oberdeck verbreiteten eine enorme Helligkeit, deren Widerschein die Gestirne am Nachthimmel verblassen ließ. Meine Erwartung war entsprechend gedämpft, als

ich die steilen Stufen zur Brücke hinaufstieg. Der freundliche Offizier führte uns in einen engen Raum, der mit Ferngläsern und astronomischen Karten vollgestopft war. Auf der Nock davor, nur wenige Meter über dem hell erleuchteten Deck, zeigte sich zu meiner großen Verwunderung die Tropennacht in ihrem vollen Glanz. Ungezählte Sterne funkelten über uns. Vertraute Sternbilder des nördlichen Sternhimmels wie der „Große Wagen“ waren allerdings fast über den Horizont hinabgerutscht und vom Laien schon nicht mehr als solche zu erkennen. Doch unser Offizier konnte alles genau erklären. Höhepunkt dieser Exkursion war natürlich das Kreuz des Südens. Mit seinen dicht beieinander stehenden Sternen strahlte es wie eine mit kostbaren Diamanten geschmückte Agraffe vom Zenit dieses wunderbaren Firmaments auf uns herab.

*

17. März: Heute haben wir auf unserem Weg zur Südspitze Afrikas den Äquator überquert. Natürlich wurde dieses Ereignis mit der obligatorischen Äquatortaufe gebührend gewürdigt. Schon vor zehn Uhr morgens versammelten sich alle Passagiere, egal ob in der Ersten oder Zweiten Klasse reisend, auf dem Oberdeck, um dort dem Spektakel beizuwohnen, das nun folgen sollte. Rund um das Schwimmbecken waren Fahnen aus allen fünf Erdteilen aufgestellt. Vor dem Bassin war eine Bühne für den Gott des Meeres und seine Königin errichtet, flankiert von zwei kleinen Tischen, deren Bedeutung mir zunächst nicht klar war. Ehe ich noch länger darüber nachdenken konnte, kamen bereits unter den schmetternden Klängen der Bordkapelle die Hauptdarsteller in ihren farbenfrohen Gewändern hereinspaziert. Neptun mit dem Dreizack, gravitatisch sich verneigend (im wahren Leben der Passagier JOSE MARIA BENGOCHEA von der spanischen Botschaft in Neu Delhi), und seine Königin, mit einer goldenen Krone auf dem blonden Lockenkopf (ist es nicht Mrs. MARSH,

die nach Singapore gebucht ist?). Würdevoll lassen sie sich auf ihrem Thron nieder. Zu beiden Seiten nehmen zwei junge Männer Aufstellung, die wohl eine weltliche Polizeibehörde verkörpern sollen. Einer von ihnen bittet Neptun im Namen aller um die Gunst, diese Nahtstelle seines Ozeanreiches überqueren zu dürfen. Dem folgt eine zunächst zornige, dann jedoch gütiger werdende Ansprache des Meeresgottes, an deren Ende gnädigst dem Ersuchen stattgegeben wird, jedoch erst wenn diese halbnackten, sündigen Menschenkinder die Taufe über sich haben ergehen lassen.

Darauf haben die beiden Polizisten nur gewartet! Schnell ist der am nächsten stehende Fahrgast, natürlich eine hübsche, mit großem Geschrei und Gezappel sich wehrende junge Dame, gepackt und vor den Beherrscher der Weltmeere gezerrt. Dort wird der Ärmsten erst einmal ihr Sündenregister vorgelesen und das Strafmaß verkündet. Dann gibt Neptun das Zeichen. Jetzt rücken auch die beiden Tischchen in den Blickpunkt des Geschehens. Darauf wurden inzwischen verschiedene Küchengefäße gestellt, gefüllt mit Mehl, Tomatensoße, Spaghetti, Eiern und dergleichen mehr. Mit riesigen Schopflöffeln wird dieser Inhalt auf Haupt und Schultern der Delinquentin verteilt, ehe sie in hohem Bogen im Pool landet. Einer nach dem anderen kommt an die Reihe, egal welchen Alters oder Geschlechts. Bald gleicht das Wasser im Becken dem Habitat eines küstennahen Seetangs (man könnte auch sagen einem Hafenbecken, in das kurz zuvor ein Smutje den Inhalt seiner Kombüse geleert hat). Das alles erzeugt natürlich große Heiterkeit. Am Ende erhält jeder Täufling eine Urkunde, in der die erfolgreiche Überquerung des Äquators bescheinigt und abgesiegelt ist.

Wenn alle Beteiligten wieder ordentlich geduscht und gekleidet einhergehen, der Swimmingpool in alter Frische glänzt und der Tag sich stimmungsvoll dem Ende zuneigt, dann, ja dann ist die Stunde der Köche gekommen! Die hatten inzwischen das Dinner zubereitet, das „Pranzo Equato-

riale“. Nun paradieren sie vor ihren Gästen. Speisen werden wie Kunstwerke zur Schau gestellt und fordern die Bewunderung der allzeit Hungrigen heraus.

*

22. März: „Cape Town, Signore, Cape Town!“ Mit diesem Zauberwort weckt mich schon um fünf Uhr der Nachtsteward. Ich blinzele noch etwas schlaftrunken, drehe mein Gesicht dem Bullauge zu – und bin sofort hellwach. Der Blick durch die dicke runde Glasscheibe vor meinen Augen ist überwältigend. Zwar ist es noch dunkel und die Lichter in der weiten Tafelbucht, die wie Perlschnüre aneinander gereiht sind, beherrschen noch die Szenerie. Doch schon sind im Morgendämmern Umrisse zu erkennen, die sich immer deutlicher abzeichnen: Der Tafelberg! Und daneben, der spitze Kegel? Natürlich, der Löwenkopf oder Lions Head, wie er von den Engländern genannt wird (Abb. 14). Schnell bin ich aus dem Bett, schlüpfte in meine Kleider und laufe mit der schon am Abend zuvor bereit gelegten Kamera an Deck. Hier nimmt mich der Zauber dieses frühen Morgens vollends gefangen. Ganz sanft sich wiegend liegt unser Schiff in der Dünung. Nur wenige Passagiere sind an Deck gekommen: ein weißhaariger Inder, mit einem Rosenkranz zwischen den Fingern, Schwester CAMILLA MARIA, im Gebet vertieft, und mein lieber Freund MIHAÏLO mit Frau und Tochter. Erwartungsvoll blicken sie zu ihrer neuen Heimat hinüber. Es ist still ringsum. Jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt. Große Wasservögel mit langen schmalen Schwingen gleiten lautlos durch die Luft. Es werden wohl Albatrosse sein. Das bleigraue Meer nimmt langsam eine violette, bald jedoch ins Karminrot wechselnde Färbung an. Das gleiche Farbenspiel ist auch am Himmel zu bemerken. Dann taucht im Osten hinter einer fernen, lang hingestreckten Bergkette der glutrote Feuerball der Sonne auf. Ihre ersten Strahlen treffen die Felskanten des Tafelberges. Die Lichter im



Abbildung 14. Die Bucht von Kapstadt wird vom Tafelberg dominiert. Daneben der spitze Kegel des Lions Head.

weiten Rund der Bucht werden langsam fahl und verlöschen schließlich ganz. Kapstadt grüßt einen neuen Tag.

Die Uhr zeigt inzwischen die sechste Stunde an. An Bord klingt schrill ein Telefon. Matrosen hantieren an den Ladebäumen. Im Bauch unseres Dampfers ist es lebendig geworden. Immer mehr Passagiere kommen nach oben und blicken hinüber zum Ufer. Der Lotse kommt an Bord. Schlepper tauchen auf, lange schwarze Rauchfahnen hinter sich herziehend. Das Fangseil wird zugeworfen. Ein Schwarm Möwen fliegt um das Schiff. Das feine Gebimmel des Glockenspiels ruft uns zum Frühstück. Währenddessen ist die Sonne höher gestiegen und hat Bucht und Tafelberg mit rotgoldenem Licht überflutet. Wir können es gar nicht erwarten, schnell genug an Land zu kommen. Es dauert aber noch eine gute Weile, bis sich eine Lücke auftut, in der die „MS Asia“ gerade mal Platz findet.

Nach einer kleinen Ewigkeit – es ist beinahe neun Uhr geworden – dürfen wir endlich an Land gehen. Ich hatte vorher, übrigens mit

einem halben Schilling Verlust, zwei englische in südafrikanische Pfund umgewechselt, um ein paar Kleinigkeiten kaufen zu können. Am Ende des Landungssteiges stehen zwei Uniformierte, doch keiner von ihnen fragt uns nach dem Reisepass. Dabei hätte ich gar zu gerne einen Stempelintrag der Südafrikanischen Union mit nach Hause genommen. Zusammen mit den beiden Österreichern marschiere ich im Eilschritt, vorbei an einer schier endlos langen Reihe von Lagerhallen, in Richtung Stadtmitte. Spätestens um 13.45 Uhr, so wurde vorhin durch den Lautsprecher bekannt gegeben, hätten wir wieder an Bord zu sein, denn um 14 Uhr, das heißt 2 p. m., würde die „MS Asia“ wieder abfahren. Eine verdammt kurze Zeit also, die uns da bleibt.

*

Schließlich sind wir in der St. George Street, eine der Hauptstraßen Kapstadts, angelangt. Hier finden wir einen Bus, der uns zu einer Haltestelle am Fuß des Tafelberges bringt (Abb. 15). Von dort aus wollen



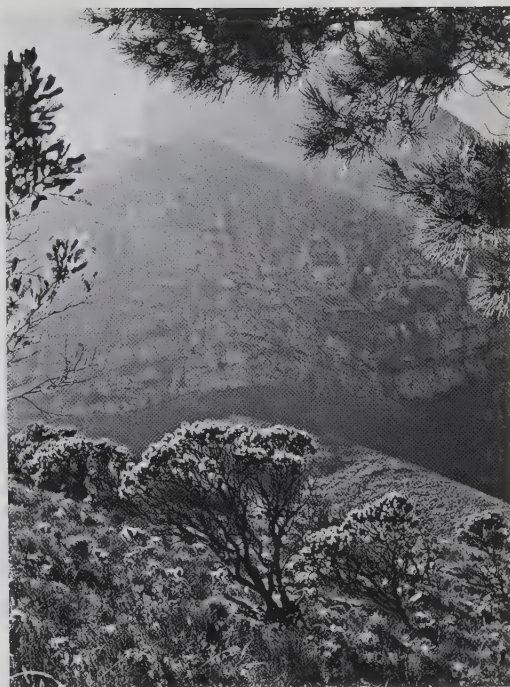
Abbildung 15. In der St. George Street, eine der Hauptstraßen Kapstadts, finde ich einen Bus, der mich zu einer Haltestelle am Fuß des Tafelberges bringt.

KURT und FRITZ „den Berg machen“. Wie das gehetzte Wild stürmen sie sogleich den Hang hinauf. Da ziehe ich es lieber vor, allein zu bleiben, um Fauna und Flora um mich herum näher zu inspizieren. Was gibt es da nicht alles zu sehen! An vielen Stellen klettert richtiger Nadelwald die Hänge empor. Es sind Föhren mit langen Nadeln und Zapfen, größer als eine Männerfaust. Kleine Bäume, eigentlich mehr Büsche, erinnern an Akazien, andere dagegen eher an Weiden – wenn da nicht die völlig anders gestalteten Früchte wären, die wie Kugeln mit grünen fleischigen Zapfen aussehen, einem Morgenstern aus dem Dreißigjährigen Krieg nicht unähnlich. Keine Ahnung, was ich da vor mir habe. Das einzige, was ich dem Gattungsnamen nach kenne und hier in beachtlicher Artenfülle antreffe, sind *Erica*-Gewächse. Fast alle Arten, die in Afrika heimisch sind, sollen auf dem Tafelberg vorkommen. Überall leuchten die vom zarten Rosa bis ins Violett reichenden Blüten – ein wunderschönes Bild, das ein wenig an unsere Heide erinnert. Ich habe das Glück, zur herbstlichen Jahreszeit hier zu

sein, eigentlich kurios wenn man bedenkt, dass in Deutschland gerade der Frühling Einzug hält (Abb. 16 und 17).

Besonders interessieren mich natürlich die Insekten, auch wenn sie mir fast ebenso fremd sind wie die Vertreter der Pflanzenwelt. Im Sonnenlicht schwirren große Käfer umher, auch Schnarrheuschrecken bekomme ich zu Gesicht. Dann kommt da ein größerer Schmetterling angesegelt, den ich zunächst für einen *Papilio* halte, der aber wohl doch zu den Augenfaltern gehört. Über dem Boden flattern dunkle Falter, die solchen der Gattung *Erebia* ähneln. Gibt es am Tafelberg *Erebia*? Ich hätte mich besser vorbereiten sollen!

Natürlich ist die Gattung *Erebia* hier nicht vertreten. Dafür gibt es die Gattungen *Leptoneura* und *Pseudonympha* mit jeweils einem halben Dutzend oder mehr Arten, von denen einige unseren alpinen Mohrenfaltern ziemlich ähnlich sehen, wie etwa *Leptoneura cassina* oder *Pseudonympha bipha*. Leider habe ich von diesen Faltern



Abbildungen 16 und 17. Die Flora am Tafelberg wird von Pflanzen der Gattung *Erica* bestimmt, die hier in reicher Auswahl vertreten sind.

keine Aufnahmen gemacht, so dass eine ins Detail gehende Aussage nicht möglich ist.

Ein Bläuling, der auf einem kleinen Sandhügel sitzt, hat Ähnlichkeit mit unserem *Cupido minimus*. An einer anderen Stelle landet, mit zusammengeklappten Flügeln der Umgebung wunderbar angepasst, eine Satyrinide aus der Verwandtschaft unserer „Berg-hexe“. Warum habe ich kein Netz dabei? Ich pirsche mich trotzdem näher und rutsche prompt dabei aus. Ein Stück weiter hangabwärts bleibe ich in den Sträuchern hängen. Auf dem steilen Boden, der mit Geröll und trockenen Blättern bedeckt ist, finden die Füße keinen Halt mehr und so sehe ich mich plötzlich in einer recht misslichen Lage, aus der ich mich bald befreien muss, denn der Zeiger der Uhr rückt unaufhaltsam vorwärts. Endlich gelingt es. Auf allen Vieren krieche ich den Hang hoch zum rettenden Pfad, auf dem ich gekommen bin.

Schweißgebadet erreiche ich wieder die Bushaltestelle. Es ist jetzt 12.30 Uhr, also noch neunzig Minuten bis zur Abfahrt des Schiffes. Das Warten auf den Bus zerrt an den Nerven. Da kommt plötzlich ein dunkelblauer „Mercury“, hält – und ich darf mitfahren! Der freundliche Mann, der sich meiner erbarmte, stellt sich als OSMAS STRATAKIS vor. Er stamme aus Ägypten und arbeite hier als Architekt. Als wir den Stadtkern von Kapstadt erreichen, hält er vor einem Geschäftshaus. Dort wird er bereits von einer wasserstoff-superoxydblonden Dame erwartet. Zu dritt sitzen wir nun auf der durchgehenden Bank hinter der breiten Windschutzscheibe, von wo aus ich einen komfortablen Blick auf das geschäftige Treiben der City habe.

Als wir im Hafen ankommen, äußert die Lady Appetit auf einen Lunch. Warum nicht auf dem Schiff, denke ich. Im Diningroom stelle ich die beiden dem mir vertrauten Steward vor: My friends from Cape Town, Sir. We would like to have lunch together. Lei-

der war lunchtime bereits vorüber. Ärgerlich! So begnügen wir uns mit Sandwiches und italienischem Rotwein. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich, dass die „MS Asia“ erst um 17 Uhr, also 5 p. m., ablegen wird. Fast noch ärgerlicher! Die ganze Hetze war also umsonst. Gegen 14 Uhr brechen wir auf. Diesmal ist noch SATTAR RAHMANI mit von der Partie. Erneut geht es kreuz und quer durch Kapstadt. Die Lady muss wieder in ihr Office und steigt aus. Ihre blassen Wangen haben vom Rotwein richtig Farbe bekommen.

Zu dritt fahren wir weiter, wieder den Berg hinauf, an der mir bereits bekannten Bushaltestelle vorbei und auf der anderen Seite hinunter. Der Architekt muss in eine bestimmte Straße, inspiziert dort einen Rohbau und lädt uns anschließend zu einer *Cola* in ein kleines Restaurant am Meer ein. Von der Terrasse aus haben wir einen wunderschönen Blick auf die heranrollende Brandung. Leider fehlt es an der Zeit, zum Strand hinabzugehen, um vielleicht ein paar Aufnahmen zu machen. Herr STRATAKIS hat noch in der Gegend zu tun und verabschiedet sich etwas eilig. Also, dann mit dem Bus zurück in die Stadt. Es folgt noch ein kleiner Bummel durch die Geschäftsstraßen. Irgendwo kaufe ich ein paar Ansichtskarten und als Mitbringsel ein Salatbesteck aus schwarzem Holz, schön geschnitzt. Außerdem ein buntes Kopftuch, alles zusammen für ein Pfund und neun Schillinge, nach deutschem Geld etwa 18 DM.

Es bleibt noch etwas Zeit für einige Beobachtungen, die mich nachdenklich stimmen. Maßgebend dafür ist der aktuelle Vergleich der beiden kurzen Aufenthalte in zwei afrikanischen Großstädten. In Dakar hatte ich, trotz Hochhäuser und lebhaftem Fahrzeugverkehr, noch das Gefühl, in Afrika zu sein. Malerisch gekleidete Eingeborene beherrschten das Straßenbild, Schmutzgeier kreisten über den Dächern und meine Bananen kaufte ich bei einem alten weißhaarigen Senegalesen, der im Schatten einer riesigen Akazie kauerte. In der City von Kapstadt

treten die Schwarzen – hier klar in der Minderheit – ganz anders in Erscheinung. Die Männer tragen gut sitzende Maßanzüge, die Frauen zumeist elegante Kostüme. Eine schwarze Schönheit in hellem Kleid fällt mir auf. Offensichtlich wartet sie auf irgend jemand. Immer wieder blickt sie nervös und doch mit gewollt graziöser Armbewegung auf ihre winzige goldene Uhr.

Die Slums hingegen liegen dem Vernehmen nach weit außerhalb und die Schaulerleute, die gerade Schichtwechsel haben, kommen erst gar nicht in die Stadt hinein. Mit einem ziemlich klapprigen, vom Rost schon angenagten Bus müssen sie weit darum herumfahren, obwohl es doch einen direkten Weg zu ihren Siedlungen gibt. Meine Bananen kaufe ich hier in der Lebensmittelabteilung eines Kaufhauses. Eine junge Holländerin bedient mich. Und auf der Post frankiert ein blasser, hellhäutiger Mann meine Briefe.

Wir erreichen das Schiff etwa eine Viertelstunde vor Abfahrt. An Bord gibt es jetzt viele neue Gesichter, fast durchweg Inder, die in Südafrika leben und nun, wahrscheinlich um Verwandte zu besuchen oder um Urlaub zu machen, in die alte Heimat zurückkehren. Ein gelb bemalter Schlepper mit der Aufschrift „Stephens“ bugsiert uns zum Hafen hinaus. Bald kann ich die grandiose Kulisse des Tafelberges wieder aus gebührendem Abstand bewundern. Bei mächtig aufkommender See umfahren wir das Kap. Im schrägen Abendlicht leuchtet tiefrot eine imposante Felsengruppe, die „Zwölf Apostel“, zu uns herüber. Nun pflügt die „MS Asia“ bereits durch die Wellen des Indischen Ozeans, Asien entgegen.

*

29. März: Zum dritten und letzten Mal auf dieser Reise um das Kap der Guten Hoffnung gehe ich in Afrika an Land. Die Tage zuvor sind wir in Sichtweite der ostafrikanischen Küste nordwärts gefahren. Man konnte die Stadt Durban erkennen, dahinter die Berge des Basutolandes. Später tauchte

die Küste von Moçambique auf. Schließlich fuhren wir durch die Straße von Moçambique geradewegs auf die Inselgruppe der Komoren zu, die steuerbords an uns vorüberglitt. Nun haben wir schon beinahe das Goldene Horn Afrikas erreicht. Unser letztes Etappenziel ist Mogadischu, die Hauptstadt des von Italien treuhänderisch verwalteten Somalilandes.

Es ist eine eher kleine Stadt ohne auffallende Kulisse. Nur ein schlankes Minarett zeigt aus der Ferne ihre ungefähre Lage an. Flach hingestreckt liegt sie hinter der Küste, die sich sandfarben gegen den Horizont abhebt. Wir können ihr nicht näher kommen, weil es für Schiffe von der Tonnage unserer „MS Asia“ keinen Hafen gibt. Wir müssen deshalb auf Reede ankern. Die Verbindung zum Land stellen kleine flache Schiffe her, sogenannte Leichter. Sie nehmen die Ladung auf, die hier gelöscht wird, dazu auch Passagiere, die den Wunsch haben, an Land zu gehen. Vier somalische Schillinge pro Nase kostet der Spaß. Ein solcher ist es in der Tat, denn auch die Menschen müssen wie Ballen oder Kisten verladen werden. Jeweils drei oder vier passen in eine Art Korb, mit dem sie vom schiffseigenen Ladebaum über die Reling hinaus geschwenkt und sodann in das erheblich tiefer liegende Boot hinabgelassen werden. Das geht natürlich nicht ohne Angstschreie seitens der Damen und dementsprechender Heiterkeit bei den Herren ab (Abb. 18).

Einmal unten angekommen, befindet man sich fast in Augenhöhe mit der flachen See. Nur unter Land sind einzelne Fischerboote zu sehen. Doch da ist etwas anderes, was die Aufmerksamkeit erregt, nämlich ein dunkles Dreieck, das aus dem Wasser ragt und sich parallel zu unserem Boot fortbewegt. Sollte das etwa? Ja, sie ist es, die Rückenflosse eines Haies! Schon auf dem Schiff machte mich ein Mitreisender auf „sharks“ aufmerksam. Vom Oberdeck hatte man natürlich einen weitaus besseren Überblick und konnte im klaren Wasser die hellen Umrisse zahlreicher Haie erkennen. Es waren



Abbildung 18. Um in Mogadischu an Land zu kommen, musste man sich in einem Korb über die Reling hinweg in ein tiefer liegendes Boot hieven lassen.

keine sehr großen Tiere. Dieser hier scheint einer anderen Spezies anzugehören. Die Rückenflosse ist dunkel, fast schwarz, und ihre Abmessung deutet auf ein stattliches Exemplar hin, von dem ich allerdings wegen des ungünstigen Blickwinkels keine weiteren Details ausmachen kann. Das Verhalten dieses Raubfisches ist jedoch aufregend genug. Schnurgerade, wie eine Pflugschar, schneidet die Finne durch die Wellen, immer den gleichen Abstand zum Boot einhaltend. So, als wartete das Tier auf etwas. Delphine sind da ganz anderes. Sie springen flach aus dem Wasser und scheinen einem dabei noch zuzuzwinkern. Man ist ihnen unwillkürlich zugezogen, bewundert ihre Schwimmkünste und möchte am liebsten bei ihrem lustigen Ritt dabei sein. Hier jedoch bewegt sich etwas Unbekanntes, Drohendes. Es dauert eine ganze Weile, bis der Spuk verschwunden ist.

Nach einem etwas gewagten Manöver liegt das Boot endlich vertäut an dem aus rostigen Eisenträgern und grauschwarzen Holzplanken zurechtgezimmerten Kai. Zwi-

schen ihm und einer schmalen Betonmauer, an deren dem Meer zugewandten Seite weiße Gischt hoch leckt, schwimmen einige Eingeborene im schmutzigen Wasser, um hier nach irgendwelchen essbaren Tieren zu tauchen. Motorboote liegen vor Anker, dazwischen arabische Daus. Sie sind für die Küstenschiffahrt zuständig, die den größeren Schiffen wegen der Korallenriffe und der flachen See dahinter verwehrt ist. Endlich habe ich wieder festen Boden unter den Füßen. Durch ein von Posten bewachtes Tor gelange ich auf einen Platz. Wie schon in Dakar, so glüht auch hier wieder die Äquatorsonne vom Zenit eines wolkenlosen Himmels auf mich herab. Es ist jetzt zwei Stunden nach Mittag. Ich bin froh, als ich die ersten Häuser und damit auch ein wenig Schatten erreicht habe.

Es sind würfelförmig gebaute, ärmlich aussehende Häuser mit flachen Dächern und von grauweißem Kolorit. Nur wenige Menschen sind um diese Tageszeit unterwegs, Frauen in schwarzen Gewändern, das Gesicht mit roten oder gelben Tüllschleiern bedeckt. Kinder in zerrissenen Kleidern, jedoch von schöner Gestalt, mit ebenmäßigen Gesichtszügen, sehen mich neugierig an. Die Menschen sind hier nicht so malerisch gekleidet wie im Senegal und auch von anderem Aussehen. Ein männliches Individuum fällt mir auf, das in einen weißen Burnus gehüllt ist und unter dem Arm eine Art Reitgerte trägt. Mit diesem auffallenden Requisit stolziert es hoch erhobenen Hauptes die Straße entlang. Überall, wo ich stehen bleibe, scharen sich Neugierige um mich. Zwei Polizisten kommen von der anderen Straßenseite herüber und fordern sie zum Weitergehen auf. Ein durch seine gelbe Kappe von anderen jungen Männern sich unterscheidender Jüngling weicht nicht mehr von meiner Seite. Er wartet sogar geduldig, als ich in der Post Office ein Päckchen mit Filmen aufgebe.

Der Bummel durch die Stadt hat zu keinen nennenswerten Ereignissen geführt. Über bauliche Schönheiten gibt es nichts zu berichten; auch die schon erwähnte Moschee hält sich, aus der Nähe betrachtet, in sehr beschei-

denem Rahmen. Die ganze Stadt ist eher eine phantasievolle Mischung aus nichtssagenden Häusern, mit wenig Grün dazwischen, die man in eine Sanddünenlandschaft gestellt hat, in der sich, will man den Postkarten und Münzen Glauben schenken, die prächtigste Tierwelt vom Panther bis zur schlanken Gazelle findet. Und wie zur Bestätigung sehe ich in den Basarstrassen immer wieder Felle von Leoparden und Antilopen! Erwähnung verdient noch der Kauf einer kindskopfgroßen Zitrusfrucht. Sie kostete nur einen Shilling und spendete für so wenig Geld ein Höchstmaß an Genuss, als ich sie später auf dem Schiff in aller Ruhe auslöffelte.

Rechtzeitig zum Abendessen bin ich wieder auf der „MS Asia“. Noch vor Einbruch der Nacht lichtet sie den Anker und dreht auf Nordost. Ein schöner Sonnenuntergang taucht das Meer in tiefes Kupferrot. Auf dem Deck hat sich eine Gruppe junger Leute zusammengefunden. Einer hält eine Gitarre im Arm und alle singen wir von der „Clementine“ und „how I missed her ... but I kissed her little sister and forgot my Clementine ...“, und natürlich den alten Sklavensong von „my Bonny is over the ocean, my Bonny is over the sea – bring back ... my Bonny to me ...“. Dazu rauschen die Wogen, die Luft ist samtweich und ein grenzenloser Himmel spannt sich nachtblau über uns. Solche Augenblicke bleiben für immer im Gedächtnis haften.

*

2. April: Meine Zeit auf der „MS Asia“ geht ihrem Ende entgegen. Die Gedanken sind ihr schon weit vorausgeeilt. Wie wird es weitergehen, wenn Karachi erreicht ist? Das umfangreiche Gepäck bereitet mir Sorgen. Alles muss zunächst einmal aus dem Hafen herausgeholt und in ein Hotel verfrachtet werden, um es später von dort wieder zum Bahnhof zu befördern. Ob es richtig war, diese schwere Überseekiste anfertigen zu lassen? Natürlich findet der größte Teil meiner Ausrüstung bequem darin Platz. Zelt, entomologische Gerätschaften, Kabadosen und

Pfanniknödel-Päckchen – nirgendwo sonst hätte dieses Sammelsurium besser untergebracht werden können. Doch die Fortbewegung des Ganzen? Ich bin immer auf fremde Hilfe angewiesen, ein wahrhaft schwieriges Unterfangen.

Während ich darüber nachdenke, glitzert um mich herum das weite Arabische Meer im Sonnenlicht. Immer wieder tauchen Schwärme Fliegender Fische auf. Von deren Existenz wusste ich bisher nur aus Professor KURT LAMPERTS „Bilder-Atlas des Tierreichs“. „Fliegende Fische“, war das nicht ein wenig übertrieben? Nun kann ich mir selbst ein Bild davon machen, und es stimmt! Die ungefähr einen halben Meter langen silbrigen Fische schießen plötzlich aus dem Wasser und segeln mit weit ausgespreizten Brustflossen, die wie kleine Flügel aussehen, über kurze Strecken darüber hin. Es ist also kein Flug wie bei einem Vogel, sondern eher ein Dahinsegeln dicht über den Wellen. Dennoch ist es ein beeindruckendes Verhalten, an dem ich mich kaum sattsehen kann. Auch sonst ist in diesen Breitengraden viel Leben im Wasser zu beobachten. Neu für mich waren, neben

den Meeresschildkröten, die Hornhechte. Das sind meterlange schlanke Fische mit einem schnabelartig verlängerten Kopf. Sie schwimmen, oft mehrere beisammen, dicht unter der Wasseroberfläche.

Am Abend gibt es noch einmal ein Galadinner, das „Captain's Dinner“: „The Captain, Officers and Personell of MV Asia wish the Passengers a happy arrival, and extend to them a most cordial Arrivederci“, heißt es in der Speisekarte vom 2. April 1957, deren Titelseite das Gemälde „Vendetta Veneziana“ des italienischen Porträtmalers FRANCESCO HAYEZ schmückt. Der Kapitän hält eine launige Rede. Einer von uns Passagieren, Dr. SUDHIR KUMAR BANARJE aus Bombay, dankt ihm und der ganzen Mannschaft im Namen aller Reisenden für die schönen Tage auf diesem schmucken, gastfreundlichen Schiff. Dann steigt, nach einem kleinen Vorprogramm, noch einmal ein großer Ballabend, der bis nach Mitternacht dauert. An Briefe schreiben war danach nicht mehr zu denken. Selbst diese Eintragungen in das Reisetagebuch kommen nur noch mit der letzten Willenskraft des nach Schlaf verlangenden Körpers zustande.

In Asien!

Ankunft in Karachi – Mit der „Northwest Pakistan Railway“ nach Peshawar – Die Kulis von Lahore – Im Punjab – In der Hauptstadt der Pathanen – Wann geht der nächste Bus nach Kabul? – Über den Khyber – Die Todesfurt – Sarobi empfängt den Mottenjäger

3. April: Gegen 13 Uhr local time erreichen wir den Hafen von Karachi. Die Sorge um Zoll und Gepäck tritt jetzt in den Vordergrund. Noch ehe das Schiff richtig vertäut ist, sind schon die Kulis unter Deck. Mit flinken Händen rafften sie Koffer und Taschen zusammen. Keiner kann ihnen entgehen. Glücklicherweise kommt ein Herr aus der Afghanischen Botschaft an Bord, der an allen Ecken und Enden hilft.

Endlich sind alle Formalitäten erledigt. Ich gehe an Land und sehe in einer Lagerhalle mein Gepäck wieder. Ein Betel kauender Kuli steht davor und fordert einen viel zu hohen Betrag für seine Dienstleistung. Ein Zollbeamter kommt hinzu und will alles sehen. Das Wort „Transit to Afghanistan“ macht auf ihn überhaupt keinen Eindruck. Meine Überseekiste muss zum Custom House gebracht werden. Für den Transport dorthin soll ich zehn Rupien bezahlen. Schließlich gebe ich die Hälfte.

Dann dürfen wir endlich den Hafen verlassen. Vor dem Tor ist die Hölle los: Stimmgewaltig mit den Kulis feilschende Pakistani zwischen allen möglichen zwei- und vierrädrigen Karren, vor denen Esel oder Kamele gespannt sind. Auch wir, das heißt ABDULLAH und INGE MOHMAND sowie SATTAR RAHMANI und ich (wir bilden jetzt eine verschworene Reisegesellschaft) benötigen für unser Gepäck ein solches Gefährt. Für den Abtransport verlangt man von uns 100 Rupien, gezahlt haben wir jedoch nur 25. Vom Hafen aus fahren wir direkt in die McLeod Road, wo wir uns im „Hotel Taj“ einquartieren.

4. April: Unser erster Weg führt zur „Afghan National Bank“, anschließend schnuppern wir uns durch die Geschäftsstraßen dieser mit Heerscharen obdachloser Menschen vollgestopften Stadt (Abb. 19). Ein Besuch bei der Polizei zwecks ordnungsgemäßer Anmeldung bleibt zunächst erfolglos. Mit der Pferde-Riksha fahren wir ins Hotel zurück. Vorher hatte ich noch im Sad-dar Basar, und zwar im „Bengal Hat House“, für 5 Rupien einen Tropenhelm gekauft. Den Abend beschließt eine Rundfahrt im eleganten Wagen eines Angehörigen der Afghanischen Botschaft.

5. April: Dritter Tag in Karachi. Zollbeamte durchsuchen das im Hafen zurückgebliebene Gepäck, darunter auch meine große Kiste. Anschließend erteilt uns die Polizeibehörde die Genehmigung für unseren Aufenthalt in Westpakistan. Am Nachmittag führt uns der Weg erneut in den Basar, wo wir etwas Proviant für die bevorstehende Reise mit der Bahn kaufen. Am Abend besuchen uns Herr und Frau JINNAH, Mitreisende auf der „MS Asia“, im Hotel. Erst gegen 22 Uhr finde ich endlich Zeit zum Briefe schreiben und für die notwendigen Tagebucheinträge.

6. April: Vormittags erfahren wir in der „Afghan National Bank“, dass wir heute nicht abreisen können. Erst für morgen ist im Frühzug der „Northwest Pakistan Railway“ eine Viermannkabine bis Lahore für uns reserviert. Ich nütze also die Zeit und fahre mit SATTAR RAHMANI in einer Fahrrad-Riksha in die Innenstadt. Dort entsteht eine Reihe von Aufnahmen, zum Beispiel von den



Abbildung 19. Die Bunder Road, eine der Geschäftsstraßen von Karachi.

Geldwechslern in der Bunder Road. Einen schönen Sari handle ich versuchsweise auf 20 Rupien herab, ohne ihn jedoch zu kaufen. Am Abend kommt Familie JINNAH zum Dinner zu uns ins Hotel. Es ging schon auf Mitternacht zu, als wir ein letztes Mal in den Saddar Basar fahren (Abb. 20). Das geschäftige Treiben hat um diese Zeit nachgelassen. Überall auf dem Boden liegen schlafende Gestalten – Bettler und Tagelöhner, die meisten wohl Flüchtlinge, wie wir sie schon am Hafen in großer Zahl gesehen haben. Sie leben dort in unvorstellbarer Armut unter freiem Himmel. Ihre Habe besteht bestenfalls aus Blechanstern und Lumpen, aus denen sie eine Art Behausung basteln, in die man wie ein Hund hineinkriecht. Einige haben die wenigen Quadratmeter, von denen sie auf solche Weise Besitz ergreifen, mit faustgroßen Steinen begrenzt. Manchmal steckt auch ein Fähnchen in den Nationalfarben Pakistans dazwischen. Sonst gibt es in dieser schmutzgrauen Welt nur noch dunkelrote Farb-

kleckse an Mauern und auf Steinplatten, die vom Ausspucken des Betelsaftes herrühren.

7. April: Ausgerechnet am Tag der Abreise, besser gesagt im ersten Morgenrauen, ereilt mich der Durchfall, von dem wohl kein Neuankömmling in diesen Breitengraden verschont bleibt. Er lässt sich nicht mit dem vergleichen, was man von zu Hause hin und wieder gewohnt ist. Hier ist der Aufruhr im Innern des Menschen ohne Beispiel. Sehr schnell trocknet man aus und ist dann so geschwächt, dass nur noch der Wunsch besteht, ohne jedes eigene Zutun auf möglichst direktem Wege in das Paradies einzugehen. Trotz dieser furchtbaren Heimsuchung bleibt es mir nicht erspart aufzustehen, um mich den Strapazen der Abreise auszusetzen, als da sind der Kampf mit den Kulis und ihren unverschämten Forderungen, die wir schließlich auf 20 Rupien herunterzuschrauben. Das Gepäck wird auf eine „Kamel-Gaddi“ (ein von einem Dromedar gezogener Karren) verladen und auf solcher-



Abbildung 20. Der Saddar Bazar gehört zu den Brennpunkten dieser Millionenstadt.

maßen biblische Art zum Bahnhof befördert. Das geht unglaublich langsam vor sich, wobei das Zugtier einen unbeschreiblichen wiederkäuenden Gleichmut an den Tag legt, der von keinem menschlichen Wesen, auch nicht vom schläfrigsten Polizeibeamten, auch nur annähernd erreicht wird.

*

Ich möchte eigentlich nicht näher beschreiben, in welchem elendem Zustand ich schließlich in der Main Station von Karachi angekommen bin. Dort gibt es auf dem Bahnsteig die üblichen Formalitäten inklusive Passkontrolle. Gegen halbnacht Uhr kündigt schließlich eine handbetriebene Bimbam-Glocke die Abfahrt an. Mit unseren zusammengekommen 850 Kilogramm Gepäck (30 Packstücke!) dampfen wir nordwärts, dem Lauf des Indus in entgegengesetzter Richtung folgend. Gegen Mittag erst wache ich wieder auf. Es geht mir jetzt schon merklich besser.

Draußen fliegt hinter den auf und nieder tanzenden Telegrafendrähten abwechselnd Kultur- und Buschland an uns vorbei. Die graubraunen Lehmbauten in den Dörfern sind meist von Mauern umgeben. Nur die kleine Moschee leuchtet weiß aus der Ansammlung von Häusern hervor (Abb. 21). Lehmhütten mit spitzen Kuppeln und Zelte einsam lebender Halbnomaden tauchen auf, umdrängt von Ziegen in buntscheckigen Farben. An Tümpeln herrscht ein reiches Vogelleben, das von den schläfrig daliegenden Wasserbüffeln überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wird. Die Stationen tragen neben ihren eigentlichen Namen noch die Bezeichnung „Junction January 1921“, was an die britische Kolonialzeit erinnert. Auch der Stationsvorsteher tut das. In scharf gebügelter Hose und schwarzem Jackett, auf dem Kopf den unvermeidlichen Tropenhelm, ignoriert er mit unnachahmlicher Arroganz den Fortgang der Geschichte (Abb. 22 und 23). Bald kommt die Nacht und mit ihr ein erquickender Schlaf, den auch das



Abbildung 21. Blick aus dem Zugfenster der Northwest Pakistan Railway. Dörfer mit weißen Moscheen sind ebenso typisch wie Ansammlungen von Wasserbüffeln an kleinen Tümpeln.



Abbildung 22. Der Stationsvorsteher trägt einen schwarzen Anzug und auf dem Kopf den unvermeidlichen weißen Tropenhelm.



Abbildung 23. Ein muslimisches Ehepaar verlässt den Zug. Die verschleierte Frau folgt in geziemendem Abstand ihrem Mann, der das Gepäck trägt.

gleichmäßige Rütteln und Stampfen des Zuges nicht zu stören vermag.

*

8. April: Um sieben Uhr morgens erreichen wir Lahore, die zweitgrößte Stadt (West-) Pakistans und Hauptstadt des unter dem Namen Punjab (sprich: Pandschab) bekannten Fünfstromlandes („pandsch ab“ kommt aus dem Persischen und bedeutet soviel wie „fünf Wasser“). Fünf große, vom Himalaja kommende Flüsse treffen hier auf den Indus (Abb. 24): Jhelum, Chenab, Ravi, Beas und Sutledj. Lahore liegt, eingebettet in eine reiche Kulturlandschaft nahe der Grenze zu Indien, am linken Ufer des Ravi-Flusses. Bei der Anfahrt von Süden tauchen einige Fabriken auf. Zur Linken erkennt man den Flughafen. Dann folgen zu beiden Seiten Kasernen und Exerzierplätze. Soldaten bemühen sich um eine möglichst militärische Erscheinung. Aus der Ferne wirken ihre Bewegungsabläufe wie

Darbietungen in einem Puppentheater. Zum Weichbild der Stadt gehören aber auch weiß getünchte Villen im europäischen Stil.

Endlich rollt der Zug in den Bahnhof ein. An der Bahnsteigkante, von den Waggons nur wenige Zentimeter entfernt, drängt sich eine nicht enden wollende Reihe von Kulis, Mann neben Mann, mit stechenden Augen darauf fixiert, sich sofort auf das Gepäck der Reisenden zu stürzen. Der Versuch, die Gewalt über sein Eigentum zu behalten, ist völlig sinnlos. Taschen und Koffer werden einem förmlich aus der Hand gerissen und verschwinden schnell aus dem Blickfeld. Die Kerle, die das recht geschickt wenn auch äußerst aufdringlich und ohne nach dem Wohin zu fragen praktizieren, machen zunächst gar keinen Vertrauen erweckenden Eindruck. Meist sind es ausgemergelte Gestalten in weiten Gewändern von ehemals weißer Grundfarbe. Ihre besonderen Kennzeichen sind ein riesiger dunkelroter Turban und ein lückenhaftes Gebiss, dessen gelbe,



Abbildung 24. Im Punjab, dem „Fünfstromland“, münden fünf große Flüsse, die aus dem Karakorum kommen, in den Indus. Prächtige Moscheen finden sich an ihren Ufern.

manchmal nur noch in stattlichen Einzel-exemplaren erhalten gebliebene Zähne vom ständigen Betelkauen rot eingefärbt sind und der ganzen Erscheinung ein furchterregendes Aussehen verleihen.

Die Sorge um das entschwundene Gepäck wird dadurch noch enorm vergrößert – wäre da nicht diese blankgeputzte Messingplakette, die wie ein Sheriffstern an der Brust eines jeden haftet. Auch sie wird wohl ein Überbleibsel aus der Zeit der britischen Herrschaft sein, als zu einem funktionierenden Eisenbahnwesen auch der verlässliche, durch seine in Messing gestanzte Nummer unverwechselbare und dergestalt in das System eingebundene „Porter“ gehörte. Natürlich will auch er so viele Rupien wie nur möglich aus seinem Handlangerdienst herausholen, worüber wir uns beim Station Master beschwerten. Der äußert sein Bedauern darüber, dass wir als Fremde, besonders als

Deutsche oder aus Deutschland kommend, schon in Karachi so viel zahlen mussten. Seine Parteinahme für uns bewirkt, dass wir jedem Kuli nur eine Rupie zu geben hatten. Wir haben schließlich freiwillig zwei Rupien pro Nase bezahlt und so den aufkommenden Unmut besänftigen können.

*

Nach dieser recht turbulent abgelaufenen Umsteigeaktion geht es in einem anderen Zug weiter in Richtung Peshawar. Bald wird das Kulturland um Lahore von einer imposanten Erosionslandschaft abgelöst, die uns bis über Rawalpindi hinaus begleitet. Im pastellfarbenen Licht der Nachmittags-sonne erreichen wir die große Brücke über den Indus. In der Ferne tauchen die schneebedeckten Berge des Karakorum auf, allen voran der Nanga Parbat. Bei seinem Anblick,

der mein Herz unwillkürlich höher schlagen lässt, muss ich an HERMANN BUHL denken, diesen brillanten Bergsteiger, den ich erst vor fünf Tagen in Karachi kennen gelernt habe. Zusammen mit seinem Bergkameraden MARKUS SCHMUCK war er mit dem Flugzeug angekommen, um hier mit den beiden anderen Teilnehmern der Expedition, meinen Weggenossen um Afrika KURT DIEMBERGER und FRITZ WINTERSTELLER, zusammenzutreffen.

HERMANN BUHL hatte den „Schicksalsberg der Deutschen“, wie der Nanga Parbat in Bergsteigerkreisen auch genannt wird, vier Jahre zuvor als Erster im Alleingang bestiegen, eine Leistung, die ihn berühmt gemacht hat. BUHL war ein kleiner, eher schwächling zu nennender Mann, doch in seinem drahtigen Körper steckte ein unglaubliche Energie. Es musste ihm ein leichtes sein, sich ohne Hilfsmittel an schmalen Felssimsen hochzuziehen. Die scharfen Gesichtszüge verrieten Kühnheit und den unbedingten Willen, allen Hindernissen zu trotzen.

Alle vier Bergsteiger haben ihr Ziel erreicht. Am 9. Juni 1957 standen sie auf dem 8047 m hohen Hauptgipfel des Broad Peak. Es war der vierte Achttausender, den österreichische Bergsteiger erobern konnten. Danach fassten HERMANN BUHL und KURT DIEMBERGER den Entschluss, auch noch die 7654 m hohe Chogolisa zu besteigen. Am 27. Juni brachen sie zum Gipfelsturm auf. „Auf Wunsch von BUHL gingen sie ohne Seil. Im Spuren sich ablösend waren sie bis knapp 7300 m gekommen, als es plötzlich neblig und windig wurde. Rasch wurde der Wind zum Sturm. Schneeschauer nahmen jede Sicht, eine Fortsetzung des Aufstiegs über den Wächtengrat wurde bedenklich. Um 13 Uhr entschlossen sie sich zur Umkehr: DIEMBERGER, der als zweiter gegangen war, voraus, BUHL mit 10 m Abstand dahinter, ohne Seil, links im dichten Nebel der Wächtenrand, die Aufstiegsspur kaum mehr zu erkennen. Da geschah es! Der Schnee

erzittert, DIEMBERGER springt instinktiv nach rechts, HERMANN BUHL aber ... Die Such- und Bergungsaktion verlief erfolglos. Unter der Absturzbahn – mindestens 300 Höhenmeter – türmten sich gewaltige Schneemassen, die von immer neuen Lawinen überflutet wurden. Unter ihnen ruht einer der kühnsten und erfolgreichsten Bergsteiger unserer Zeit“ (DYRENFURTH 1961).

*

9. April: Gegen Abend des 8. April erreichten wir die Stelle, wo der Kabulfluss in den Indus mündet. Bald darauf waren wir endlich an unserem vorläufigen Ziel, Peshawar, angelangt. Dort haben wir im „Service-Hotel“, das preisgünstiger war als „Deans Oberoi“, Quartier bezogen. Mein Zimmer nimmt eine Fläche von mehr als 50 Quadratmeter ein, seine Höhe beträgt etwa acht Meter. Ein derart großes Raumvolumen ist angesichts der Hitze, die in den Sommermonaten herrscht, aber sich auch jetzt schon bemerkbar macht, von großem Vorteil. Die Zimmerdecke ist in der Mitte kuppelartig aufgewölbt und hier durch eine Luke verschlossen, die sich über ein herabhängendes Seil öffnen lässt. An den Wänden sitzen spannenlange graue Geckos, die vor allem in der Nacht Jagd auf allerlei Insekten und Spinnentiere machen. Für mich ist die Anwesenheit der ebenso trägen wie flinken Tiere eine große Beruhigung in dieser von schrecklichen Arachniden bewohnten Gegend.

Am Vormittag melden wir uns pflichtschuldigst bei GHOLAM MUSTAFA auf der CID, um die Aufenthaltsgenehmigung in dieser grenznahen Stadt, Zentrum der allzeit kriegerischen Pashtunen, die man hier Pathanen nennt, zu bekommen. Alle für unsere Weiterreise nach Afghanistan notwendigen Formalitäten werden im Afghanischen Konsulat abgewickelt. Am nächsten Morgen soll es losgehen. Den Rest des Tages verbringe ich im Garten des Hotels. Allerlei subtropische Bäume und Sträucher wachsen hier,

wie zum Beispiel die Khakipflaume, oder die Caesalpinie, die mit ihren aufrecht stehenden gelben Blütentrauben Eindruck macht. Dunkelbraune, weiß befiederte Maina-Stare und graubrustige Nebelkrähen sind die häufigsten Vertreter der Ornis, dazu der überall gegenwärtige Schwarzmilan. Natürlich gilt meine größte Aufmerksamkeit den Schmetterlingen, von denen der auf Blüten sitzende Harlekinbär (*Utetheisa pulchella*) der auffälligste ist. Über den Blumenrabatten gaukeln Weißlinge, zu denen auch eine zitronengelbe *Eurema*-Art gehört, und geschwänzte Bläulinge aus der Verwandtschaft des Wanderbläulings *Lampides boeticus*.

*

10. April: Mit der Pferde-Gaddi, einer zweirädrigen Droschke, an der das Pferd zwischen zwei Deichseln eingespannt ist und auf der man für eine kurze Strecke 10 oder 12 Annas zahlt, fahren wir schon früh um 8 Uhr zum Afghanischen Konsulat. Durch ein Tor, das gerade mal so breit ist um einen Lastwagen hindurchzulassen, gelangt man in einen belebten Innenhof. Gepäckstücke und Menschen bilden hier ein undurchdringliches Knäuel; dazwischen eingekellt ist ein mit postkartenartigen Landschaftsbildern und Allegorien farbig bemalter Bus der „Afghan Mail“. An der Rückseite des mehrstöckigen Gebäudes, das diesen Hof rechteckig umschließt, verlaufen an den einzelnen Stockwerken entlang Balustraden. Von diesen gelangt man direkt in die Zimmer, in denen die Konsulatsbeamten ihren Dienst versehen.

Der heutige Tag, der uns diesen unvergesslichen Anblick beschert, ist kein guter (so glaubten wir jedenfalls). Als wir uns nämlich in diesem Gewühl bis zum Fahrer durchgekämpft hatten, erfahren wir, dass es in den ostafghanischen Gebirgen starke Regenfälle gegeben hat, die zu großen Überschwemmungen führten. Dies sei nach Tagen wieder der erste Bus, der von Peshawar nach Kabul auf die Reise geht. Alle Händler, die hier

festsitzen, kämpfen um einen Platz in diesem Fahrzeug. Wir haben das Nachsehen. Nichts hilft uns, auch der Konsul ist machtlos und hebt bedauernd die Hände. Es ist Mittwoch, und der nächste Bus geht erst am Samstag! Wütend und zugleich niedergeschlagen fahren wir zu GHOLAM MUSTAFA, um unsere Aufenthaltsgenehmigung verlängern zu lassen. Den Nachmittag verbringen wir im Hotel, und am Abend besuche ich, als einziger Europäer weit und breit, den Basar. Es war nervenkitzelnd, von den ebenso maleisch wie wild aussehenden Pashtunen teils neugierig, teils aber auch feindselig gemustert zu werden.

11. April: Vormittags fahren wir erneut in die Stadt. Ich nutze die Gelegenheit und mache ein paar Aufnahmen (Abb. 25). Noch einmal besuchen wir den Konsul, der wiederum sein Bedauern zum Ausdruck bringt, offenbar die wichtigste Übung im diplomatischen Dienst. Nun geht es darum, dass es wenigstens am Samstag mit unserer Abreise klappt.

12. April: Hoffentlich der letzte Tag in Peshawar. Zusammen mit ABDULLAH MOHMAND fahre ich per Pferde-Gaddi zum Afghanischen Konsulat. Wir wollen endlich Klarheit haben. Schließlich erhalten wir die Zusage, dass der Bus mit uns um 6 Uhr morgens zunächst zum Hotel fahren wird, um dort das Gepäck aufzunehmen. Das geht natürlich nur, wenn der Fahrer vorher ein ordentliches Bakschisch erhalten hat.

Nach diesen Verhandlungen im Konsulat stolchen wir zu Fuß noch in der Stadt herum und geraten dabei in eine Ansammlung martialisch aussehender Pashtunen. Dichtgedrängt stehen sie auf einem Platz, über den aus einem Lautsprecher die aufpeitschende, manchmal sich überschlagende Stimme eines politischen Agitators schallt. Da die Rede auf Pashtu gehalten wird, verstehe ich kein einziges Wort. An der Reaktion der Menschen war jedoch abzulesen, dass hier ganz offensichtlich der Nerv der Empfindungen getroffen wurde. Immer wieder wurden Fäuste emporgerückt und mit Gewehren herumgefuchelt.



Abbildung 25. Im Zentrum von Peshawar.

Wir waren froh, schließlich wieder heil das Hotel erreicht zu haben.

Hier nehmen wir zum letzten Mal unser gewöhnungsbedürftiges Abendessen ein – gewöhnungsbedürftig deshalb, weil die Speisen vom indischen Chilipfeffer, der reichlich verwendet wird, eine für den europäischen Gaumen gänzlich ungewohnte Schärfe bekommen. Doch, wie gesagt, man kann sich daran gewöhnen, und wenn der erste Schock erst einmal überwunden ist, lernt man diese Art der Zubereitung bald zu schätzen. Frischer Spinat mit Stücken gekochten Lammfleisches, dazu knusprige, papierdünne Brotfladen, die „Chapati“ genannt werden, alles wohl verpackt in dieser exotischen Schärfe – wahrhaftig ein köstlicher Genuss! Leider fehlt es an den zur Abrundung passenden Getränken. Man muss sich mit Schwarzem oder Grünem Tee begnügen, oder mit dem häufig bestellten „tshai shir“, das heißt „Milchtee“ und bezeichnet einen mit viel süßer Milch aufgegossenen Schwarztee.

*

13. April: Schon um 6 Uhr früh marschieren wir zu Fuß – von einer Gaddi war um diese Tageszeit noch weit und breit nichts zu sehen – zum Afghanischen Konsulat, um ja die ersten am Bus zu sein. Zum Auftakt muss erst einmal der Fahrer mit 20 Rupien „geschmiert“ werden, natürlich nicht ohne das Versprechen, weitere „Peisa“ folgen zu lassen. Seine Physiognomie hellt sich danach etwas auf. Es klappt auch einigermaßen mit der Abholung des Gepäcks im „Service-Hotel“, wenngleich uns dort Heerscharen Bakschisch heischender Bediensteter beim Einladen der Kisten und Koffer auf die Nerven gehen. Fünfzig Kilometer sind es etwa bis zum Grenzübergang Torkham. Über Jamrud Fort und Laudi Kotal führt der Weg zur Höhe des berühmten Khyber-Passes, die mit 1080 m eigentlich recht bescheiden ausfällt. An jeder Ecke wird angehalten, weil unser Fahrer mit allen möglichen zwielichti-

gen Gestalten irgendwelche Geschäfte abwickelt.

Die Überquerung des Khyber-Passes erzeugt in mir ein kribbliges Gefühl. An dieser strategisch vielleicht wichtigsten Stelle des ehemaligen Britisch-Indien, an der im Jahr 1841 die zurückweichende britische Armee eine vernichtende Niederlage erlitten hat, befinde ich mich auf geschichtsträchtigem Boden. Wenn die Felsen entlang der Straße sprechen könnten! So erinnern nur noch bunte Tafeln an die tapferen Regimenter der „Khyber-Rifles“, die hier unter dem Gewehrfeuer der Krieger afghanischer Bergstämme verbluteten (Abb. 26).

Die Passkontrolle in Torkham verläuft glatt und ohne längeren Aufenthalt. Bis La'lpur verläuft die Fahrt noch ziemlich flott. Dann allerdings kommt es zu Schwierigkeiten. Straßen und Brücken sind durch das Hochwasser der vergangenen Tage stark beschädigt worden, was einen längeren Aufenthalt und einige riskante Durchquerungen von Flussläufen und Bachbetten nach sich zieht. Erst spät am Abend erreichen wir Jalalabad, das gerade mal 78 Kilometer von der afghanisch-pakistanischen Grenze entfernt ist.

*

14. April: In aller Frühe verlassen wir Jalalabad, um die zweite, nicht eingeplante Etappe unserer abenteuerlichen Reise von Peshawar nach Kabul anzutreten. Bald versperren ausgedehnte Überschwemmungen den Weg. Die Flüsse Kunar und Alingar haben mit großer Wucht Wassermassen aus den Bergen Nuristans herangeführt. Man berichtete uns, dass der Bus, mit dem wir vor wenigen Tagen unbedingt nach Kabul fahren wollten, in einer Furt – die Brücke war schon vorher weggerissen worden – stecken blieb und von einer heranrollenden meterhohen Welle aufgestauten Wassers erfasst wurde. Viele Insassen sind dabei ums Leben gekommen. Welch ein Auftakt für meine so lange herbei gesehnte Reise nach Afghanistan. Allahu akbar! Nun also stehen wir an dieser Todesfurt nahe der zer-



Abbildung 26. Am Khyber-Pass erinnern bunte Steintafeln an die tapferen Britisch-Indischen Regimenter, die hier gegen die afghanischen Bergstämme kämpften.

störten Brücke und versuchen, auf die andere Seite zu kommen (Abb. 27 und 28). Das gelingt schließlich mit einem zweiten Bus, der die Fahrgäste aufnimmt, während der erste, in dem sich unser Gepäck befindet, von einem ortskundigen Führer mühsam und vorsichtig durch die Untiefe gelotst wird.

*

Durch eine Steppenlandschaft, in der eine unter dem Namen „Stechdorn“ (*Paliurus*) bekannte Pflanze stellenweise überaus häufig ist, geht es weiter, der Kabulschlucht entgegen. Dort erwarten uns neue Hindernisse in Form gewaltiger Felsblöcke, welche die Straße versperren und den Fahrer zu waghalsigen Manövern hart am Rand des Abgrundes zwingen (Abb. 29). Einmal mussten wir durch einen Bach waten und danach stundenlang warten, bis die Gesteinsmassen, die der Regen von den Wänden der Schlucht herabgespült hat, aus dem Weg geräumt waren. Die afghanischen Arbeiter werden von tschechischen Straßenbauern angeleitet. Alle tun sie ihr Bestes, um die Verbindung mit der Hauptstadt Kabul wieder herzustellen. Erst am Abend erreichen wir Sarobi. Mit 100 Afghani Bakschisch kriege ich den Fahrer dazu, mein Gepäck abzuladen,



Abbildungen 27 und 28. Hinter Jalalabad versperren ausgedehnte Überschwemmungen die Straße nach Kabul.

allem voran natürlich die zwei und einen halben Zentner schwere Überseekiste. Da steht sie nun, völlig ramponiert, doch immer noch mit intakten Eisenbeschlägen, die das Ganze zusammenhalten, mitten auf der Straße am

Rand des Kabulflusses, neben ihrem Eigner, der sich seine Ankunft in diesem Land etwas anders vorgestellt hat.

Plötzlich taucht eine nach Kleidung und Aussehen zu urteilen europäische Gestalt



Abbildung 29. In der Kabulschlucht gibt es neue Hindernisse: Gewaltige Felsbrocken blockieren die Durchfahrt. Stundenlanges Warten ist die Folge.

auf, ein deutscher Bauingenieur, wie sich herausstellte. Als ich mich ihm vorstelle, fragt er, ob ich der „Mottenjäger“ sei, von dem man in der Kantine bereits gesprochen habe. Ja, der bin ich, war meine erleichterte Antwort. Damit hatte die insgesamt 43 Tage dauernde Reise von Deutschland nach Afghanistan in dieser plötzlich fast heimatlich anmutenden Oase 70 Kilometer östlich von Kabul ihr Ziel erreicht.

Afghanistan im Jahr 1957

Im Jahr 1957 gab es in Afghanistan noch eine konstitutionelle Monarchie, die jedem Bürger „gleich welcher Rasse oder welchen Glaubens“ die gleichen Rechte einräumte. Es gab die allgemeine Schulpflicht und seit 1957 sogar die erste Mädchenschule. Die Legislative lag beim Parlament, für die Exekutive waren 15 Ministerien und zwei unabhängige Ressorts zuständig. Die kommunale Verwal-

tung lag in den Händen von sieben Gouverneuren und zehn Bevollmächtigten, die als gewählte Vertreter des Staates an der Spitze der 17 Provinzen standen, in die das Land unterteilt war. Der König, MOHAMMED ZAHIR, der von 1933 bis 1973 herrschte, durfte seine Regierungsgewalt nur in Übereinstimmung mit den Gesetzen des Islam und den fundamentalen Gesetzen, wie sie in der Verfassung verankert waren, ausüben. Diese Gesetze wurden weitgehend befolgt. Als Fremder konnte man ziemlich ungefährdet durch das Land reisen und sich über die großartige Gastfreundschaft freuen, die einem vielerorts entgegengebracht wurde.

Ein umfassender Rückblick auf die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Afghanistan, der sich an der Auswertung der einschlägigen Literatur orientiert, ist nicht Sinn und Zweck dieser Einleitung. Es genügt hier, die wichtigsten Charakteristika der von mir behandelten Epoche zu benennen, soweit sie für den

nachfolgenden Bericht von Bedeutung sind. Dazu liegt mir ein alter Text vor, mit dem ich im Jahr 1966 einen Vortrag bei der „Urania“ in Berlin eingeleitet habe. Es erscheint mir nicht ohne Reiz, diesen Einleitungstext eines inzwischen vierzig Jahre alten Vortragsmanuskriptes ungekürzt und unkommentiert an dieser Stelle wiederzugeben (Hinzufügungen stehen in eckigen Klammern):

„Afghanistan ist ein Binnenland, dem der Zugang zum Meer und damit zu einem Überseehafen verwehrt ist, was natürlich viele wirtschaftliche Nachteile mit sich bringt. Von den 650.000 km² entfällt der größte Teil auf das Gebirge; 10 % des Landes liegen über 3000 m hoch! Die landwirtschaftliche Nutzfläche beträgt höchstens 5 %. Bodenschätze von überragender wirtschaftlicher Bedeutung sind bisher in größerem Umfang noch nicht gefunden worden. Die Bevölkerung – Moslems überwiegend sunnitischer Glaubensrichtung – wird auf 12 Millionen geschätzt, wobei Analphabeten heute noch in der Überzahl sind. Als Nationalsprache gilt Pashtu, wenngleich Farsi, also Persisch in leicht abgewandelter Form [das sogenannte Dari], viel weiter verbreitet ist.

Trotz dieser wenig guten Ausgangsposition [die Afghanistan gegenüber seinen Nachbarländern Iran und Pakistan wirtschaftlich benachteiligt] hat das Land große Anstrengungen unternommen, seine wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung voranzutreiben. Voraussetzung dafür war eine Politik kluger Neutralität, d. h. sowohl die Sowjetunion als auch die USA wurden zu tatkräftiger Mithilfe ermuntert. Beide Großmächte sind dieser Aufforderung gefolgt, indem sie Wirtschaftshilfe in Form langfristiger Kredite und in der Bereitstellung von Fachleuten gewähren. In friedlichem Wettstreit hat man ein Agreement getroffen, insofern, als die Amerikaner den Westen und Süden, die Russen dagegen den Norden und Osten des Landes betreuen. Erstere haben sich vor allem mit dem Helmand-Projekt stark engagiert, mit der Zielsetzung, die Wüstenprovinz im Südwesten in ein fruchtbares Ackerland

zu verwandeln. Dazu wurden Straßen und Staudämme gebaut und Flugplätze angelegt. Die Russen wiederum zogen das Asphaltband von Kabul über den Salang-Pass zum Amu Darja, die wichtige Nordroute also, und bauen neben Zementfabriken, Getreidesilos und ähnlichem auch zwei große Kraftwerke.

Auch die Bundesrepublik Deutschland hat einen ansehnlichen Beitrag geleistet. Bereits vor dem Krieg entstand das Kraftwerk Wardak. Die gleiche Firma baute zwanzig Jahre später [die Wasserkraftwerke] Sarobi und Mahipar und legte somit den Grundstein für die Energieerzeugung. Auch am Ausbau des Schulwesens hat Deutschland maßgeblichen Anteil. Bekannt ist vor allem die Nedschad-Schule, deren Absolventen in Deutschland studieren und anschließend entsprechende Ämter im Erziehungs- und Verwaltungswesen oder in der Wirtschaft bekleiden. In den zurückliegenden fünf Jahren wurden außerdem Gewerbeschulen eingerichtet, die ebenfalls von deutschen Lehrern geleitet werden. Schließlich hat auch die neu gegründete Universität in Kabul einen Partnerschaftsvertrag mit den Universitäten in Bonn, Köln und Bochum abgeschlossen.

Wir sehen also, dass Afghanistan, ähnlich wie andere sogenannte Entwicklungsländer auch, auf dem Wege ist, manche der alten Traditionen zu Gunsten einer langsamen, in Teilbereichen manchmal auch sprunghaften Annäherung an abendländische Lebensgewohnheiten fallen zu lassen. Dieser Entwicklungsprozess vollzieht sich in den wenigen größeren Städten, an der Spitze die Hauptstadt Kabul, natürlich mit größerer Beschleunigung. Aber auch auf dem Lande ist er bereits spürbar geworden. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass sich, im Gegensatz zur industriellen Expansion, die Ackerfläche nicht vergrößert hat. Eine Steigerung der Ernteerträge ist dennoch zu beobachten, was auf verbesserte Anbaumethoden und die Verwendung chemischer Dünge- und Schädlingsbekämpfungsmittel zurückzuführen ist. Hinzu kommt, dass im Rahmen des ‚Rural Development‘ nunmehr

auch die Landbevölkerung in immer stärkerem Maße sozial und kulturell betreut wird. Es entstehen vor allem Schulen, in denen auch Kurse für Erwachsene abgehalten werden. So ist ein Umschichtungsprozess in Gang gekommen, dessen Folgen zu diesem Zeitpunkt noch nicht abzusehen sind. Ich kann als Gast und Freund des Landes den Afghanen nur wünschen, dass sie, nunmehr den schillernden Verlockungen des westlichen und östlichen „Way of Life“ ausgesetzt, sich rechtzeitig auf die Wahrung ihrer islamischen Kultur und Tradition besinnen. Dieser Geist, verbunden mit einem starken Nationalbewusstsein, ist spürbar und sollte von uns respektiert werden. Dann wird vieles erhalten bleiben, was man als Reisender und Fremder in diesem Land staunend zur Kenntnis nimmt und zugleich dankbar empfindet: die Würde des Einzelnen, ob Bauer oder Nomade, die Gastfreundschaft, und nicht zuletzt die Einzigartigkeit und Unberührtheit der Landschaft [sowie die archäologischen Schätze und erhalten gebliebenen Zeugen früherer Kulturepochen].“

Nachzutragen bleibt, dass Afghanistan ein Vielvölkerstaat ist, in dem sich, neben zahlreichen kleineren Ethnien, größere Volksgruppen wie Tajiken, Usbeken, Turkmenen, Pashtunen und Hazaras behaupten müssen. Sie alle haben ihre eigene kulturelle Identität. In diesem Land gibt es 47 lebende Sprachen! Die beiden Amtssprachen sind das „Eastern Farsi“ (= Dari) und das „Southern Pashto“ (= Pashtu). Erstere wird von 5,6 Millionen, letztere von 1,08 Millionen Einwohnern gesprochen. Die übrigen 45 Sprachen verteilen sich auf den Rest der Bevölkerung, deren Gesamtzahl sich inzwischen mehr als verdoppelt hat und heute auf 28,5 Millionen Menschen geschätzt wird, darunter etwa 2,5 Millionen Nomaden.

Von 1957 bis 1971 unternahm ich insgesamt fünf Reisen nach Afghanistan. Zählt man alle Tage zusammen, die ich dort zugebracht habe, kommen immerhin zwei Jahre dabei heraus. Mein Ziel war es, einen Beitrag zur Erforschung der Insektenfauna dieses

Landes zu leisten. Die besondere geographische Lage bringt es mit sich, dass am Hindukusch mehrere Faunenkreise aufeinander treffen. Das ist auch der Grund für die ausgeprägte Artenvielfalt, der wir hier begegnen. Die Insekten sind bekanntlich die artenreichste Klasse im Tierreich. Allein bei den Schmetterlingen, meinem wissenschaftlichen Spezialgebiet, sind bisher weltweit mehr als 170.000 Arten beschrieben worden. Eine vermutlich weitaus größere Zahl ist jedoch bis heute noch unentdeckt geblieben. Das trifft auch auf die Schmetterlingsfauna von Afghanistan zu, deren Artenbestand meiner Meinung nach gegenwärtig höchstens zur Hälfte bekannt ist. Wie viele für die Wissenschaft neue Arten es hier noch gibt, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die in meiner Arbeit über „Bemerkungen zur Verbreitung, Ökologie und Phänologie afghanischer Schmetterlinge“ enthaltene Karte zeigt die Gliederung des Landes in verschiedene natürliche Zonen (EBERT 1967). Die Grundlage dafür hat OTTO-HEINRICH VOLK (1903 bis 2000) erarbeitet und in der Zeitschrift „Vegetatio“ veröffentlicht (VOLK 1954). Er hatte damals den Lehrstuhl für Botanik an der Universität in Würzburg inne. Zu Beginn des Jahres 1957 durfte ich Professor VOLK dort besuchen. Von ihm erhielt ich ein Referenzschreiben, das mir in Kabul bei den Behörden sehr geholfen hat. Sein Schüler, Dr. MOHAMMED YUSSUF, damals Minister im Kabinett des Prinzen MOHAMMED DAUD und von 1963 bis 1965 Premierminister des Landes, hat mich persönlich empfangen und an den damaligen Kultusminister, Dr. ALI POPAL, weiterempfohlen. Dessen Bruder war zu dieser Zeit Gouverneur in Faizabad und damit für die Provinz Badakhshan zuständig. Sie war eines meiner erklärten Reiseziele, für die man jedoch, zumindest was die Gebiete entlang der Grenze zur Sowjetunion anbelangt, kaum die Reiseerlaubnis bekam. Von ABDUL RAHMAN POPAL habe ich sie – zunächst gegen den Widerstand des Militärkommandanten – dennoch erhalten, wofür ich ihm heute noch dankbar bin.

Zwischen Wunsch und Wirklichkeit

Sarobi, mein Stützpunkt am Kabulfluss – Über den Lataband-Pass – Das also ist Kabul
– Hinter Lehmmauern – Kabul-Sarobi und zurück – Zwischen Mühlsteinen

Sarobi als Ausgangspunkt für alle in Afghanistan geplanten Reisen auszuwählen war eine Entscheidung, die ich noch in Deutschland traf. Dafür maßgebend war die Erfahrung, die AMSEL ein Jahr zuvor hier gemacht hatte. Als er an Hepatitis erkrankte, wollte er sich nur noch dort aufhalten, wo eine stationäre medizinische Versorgung durch einen deutschen Arzt gewährleistet war. Die gab es in Gulbahar und in Sarobi. Von diesen Orten, beide weniger als 100 Kilometer von der Hauptstadt Kabul entfernt, hatte der erstere zwar die bessere zentrale Lage, Sarobi jedoch die aus entomologischer Sicht verlockendere Umgebung. Ich knüpfte deshalb schon frühzeitig den notwendigen, von AMSEL vermittelten schriftlichen Kontakt zur Siemens-Bauleitung und fand bei den verantwortlichen Herren schnell ein offenes Ohr. Als ich am 14. April 1957 hier eintraf, wurde ich recht freundlich empfangen. „Der Mottenjäger ist da!“ war bereits am nächsten Morgen in der Werkskantine, die auch mir offen stand, die Meldung des Tages.

Sarobi – dieser Name steht zunächst als Synonym für das hier errichtete Wasserkraftwerk. Mit seinem Bau ist im Jahr 1951, dem Jahr 1330 mohammedanischer Zeitrechnung, begonnen worden. Das erste, was die Siemens-Bauunion gemeinsam mit der Stuttgarter Firma Baresel erstellt hat, war ein 20 m hohes und 70 m breites Stauwehr am Kabulfluss, kurz vor dessen Eintritt in eine enge Felsenschlucht (Abb. 30). Ein Stollen mit einem Durchmesser von 3,5 m musste durch den Felsen gesprengt und zum Kraftwerk geführt werden, das vier Kilometer flussabwärts entstand. Im Endausbau soll die erste

Stufe 44.000 kW liefern, die Hälfte davon wird mit der Einweihung der Anlage am 8. Mai 1957 ans Netz gehen. Zwei 110 kV-Freileitungen sind inzwischen gelegt worden. Eine davon führt über den Lataband-Pass zur Abspannstation nach Kabul, die andere nach Gulbahar. Auch dort wird dringend Strom für die große Textilfabrik gebraucht.

Damit steht das derzeit modernste Wasserkraftwerk Afghanistans kurz vor seiner Inbetriebnahme. Man kann durchaus mit Recht sagen, dass hier erneut eine Pionierleistung vollbracht wurde. Schon in den Jahren 1937 bis 1941 hat die Firma Siemens in diesem Land zwei Wasserkraftwerke gebaut, die auch heute (1957) noch in Betrieb sind. Eines davon steht in Wardak und erbringt die aus heutiger Sicht eher bescheidene Leistung von 3.360 kW, die aber für die Versorgung der Hauptstadt Kabul schon damals dringend benötigt wurden. Der Standort des zweiten Kraftwerks ist Pul-i-Khumri, wo eine Textilfabrik ähnlich wie in Gulbahar der Hauptabnehmer war und noch immer ist. Bis in die damalige Zeit reicht die Planung des Wasserkraftwerkes von Sarobi zurück, dessen Ausführung zunächst der Zweite Weltkrieg verhindert hat.

Etwa fünfzig deutsche Techniker und rund zweitausend afghanische Arbeiter haben jetzt dieses Werk in sechsjähriger Bauzeit vollendet. Der vordem recht bescheidene, nur aus wenigen verstreuten Häusern bestehende Ort Sarobi, auf der rechten Seite des Kabulflusses gelegen, hat dabei schnell an Bedeutung gewonnen. Unterkünfte für die Bauarbeiter, Läden und Teestuben, ja sogar ein kleines Krankenhaus und ein ebenso



Abbildung 30. Stauwehr des Wasserkraftwerkes Sarobi am Kabulfluss.

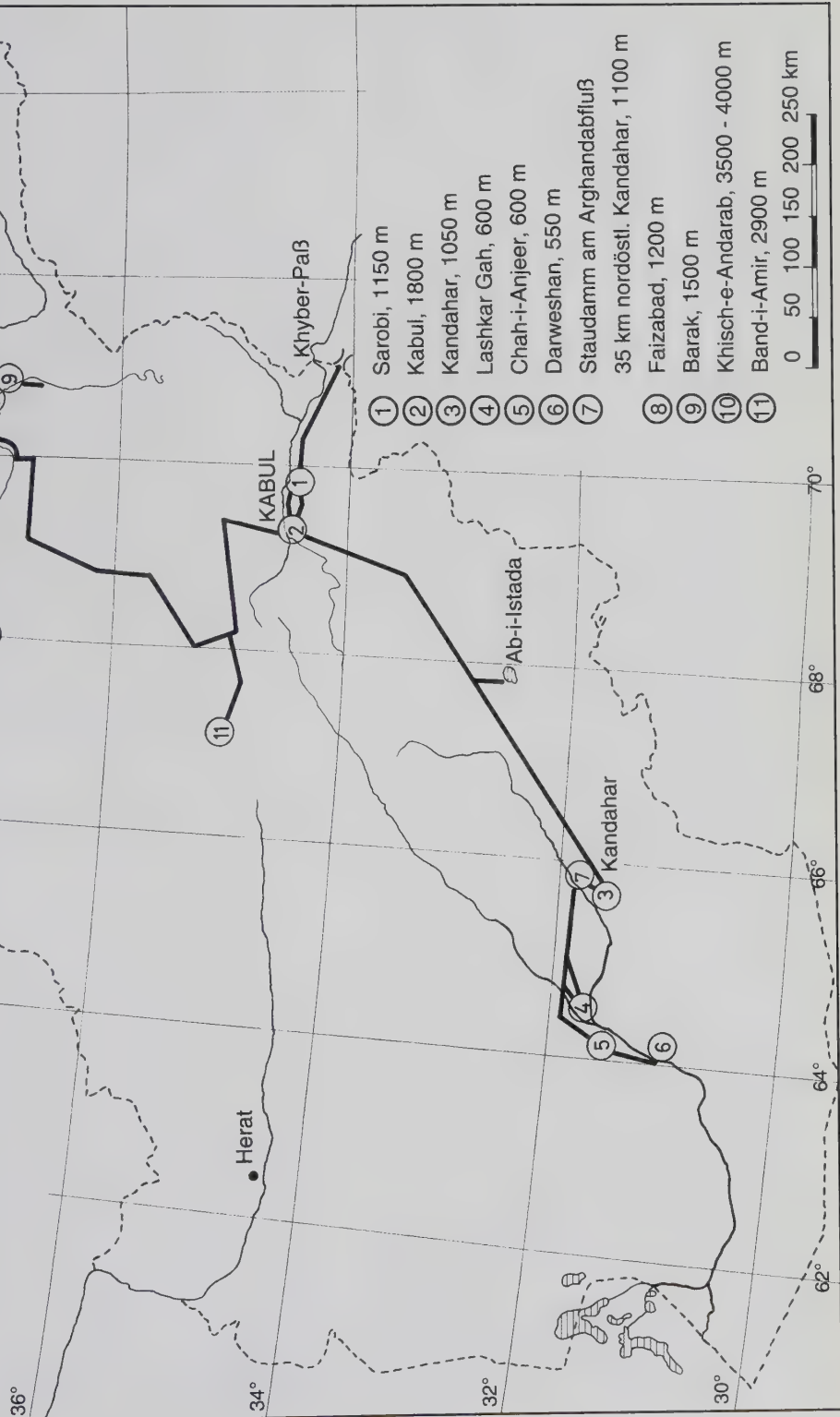
bescheidenes Hotel sind aus dem Boden gewachsen, dazu noch recht solide Steinhäuser für die Ingenieure und Facharbeiter aus Deutschland (Abb. S. 133/31).

In einem solchen schmucken Häuschen habe ich Quartier bezogen. Endlich kann ich alle auf dem langen Weg zu meinem Zielort mitgeführten Ausrüstungsgegenstände auspacken. Die Seekiste hat ihren Zweck nun endgültig erfüllt und wird nicht mehr weiter verwendet. Für den Transport meiner Ausrüstung innerhalb Afghanistans habe ich die beiden Aluminiumkoffer und den Seesack zu meiner Verfügung. Beim Auspacken der entomologischen Gerätschaften schweift der Blick unwillkürlich hinaus in die Landschaft. Sie wird von den nahen Bergen und Felsabstürzen begrenzt, die den Kabulfluss auf seinem Weg durch die Schluchten bis zur Talsohle von Jalalabad begleiten. Im Norden erstreckt sich ein welliges Hügelland, an das im Osten bis über 4000 Meter hoch ansteigende Berge angrenzen. Eine schmale Staub-

straße führt hindurch und verbindet hinter Naghlu die größeren Ortschaften Tagao und Nijrao mit Gulbahar. Im Süden von Sarobi liegen, zwischen niedrigen Hügelketten eingebettet, bewässerte Felder (Abb. S. 133/32). Die Straße, die dort verläuft, ist zugleich die Hauptverbindung zu dem auf dieser Route etwa 80 km entfernten Kabul.

Mit der Standortorientierung wächst natürlich zugleich das Verlangen, die Insektenbiotope dieser Landschaft aufzusuchen. Das scheitert jedoch zunächst am Wetter. Ständig regnet es und überall fließen Bäche und Rinnsale dem Talboden zu, der vom aufgestauten Kabulfluss bedeckt ist. Die richtige Zeit also, meine Mitbewohner und deren Arbeitskollegen näher kennen zu lernen. Natürlich will man von mir wissen, was in der Heimat alles los ist. Zwar berichtet der Radiosender „Deutsche Welle“ regelmäßig über alle nennenswerten Tagesereignisse, doch darüber hinaus gibt es ja noch viele andere Dinge, über die man sich gerne

Reiseroute im Jahr 1957



unterhält. Schnell bin ich als Neuankömmling in den Kreis der hier recht abgeschieden Lebenden aufgenommen. Von ihnen erfahre ich vieles, was mir weiterhilft, mich mit dem Land und seinen Bewohnern näher vertraut zu machen. Manches davon betrifft politische Ereignisse, insbesondere natürlich die wirtschaftliche Hilfe für Afghanistan und deren Abwicklung.

So erfahre ich zum Beispiel, dass gegenwärtig etwa 40.000 Tonnen Getreide in Peshawar lagern, die mit Lastwagen über den Khyber-Pass importiert werden. Auf dem gleichen Weg gelangt sowjetisches Propagandamaterial, als Lehrbücher getarnt, ins Land. Bekannt geworden ist auch, dass die Regierung in Kabul für die neue Brücke bei Sarobi eine Tragkraft von 60 t gefordert hat, wie sie für Panzer benötigt wird. Panzer gegen Pakistan? Zum ersten Mal höre ich Näheres über die Pashtunistan-Frage. Pashtu ist mittlerweile Amtssprache geworden. Jeder Beamte erhält eine Aufbesserung seines Gehalts, wenn er sie lernt. Hinter dieser nationalistischen Entwicklung steht der Premierminister MOHAMMED DAUD, der Onkel des Königs, der die Politik in Afghanistan maßgeblich lenkt. Bei seinem Amtsantritt hat er zunächst einmal das alte Kabinett abgesetzt. Auch der Oberbürgermeister von Kabul und Präsident der Staatlichen Elektrizitätsgesellschaft, bei den Deutschen unter dem Namen „Papa Gholam“ bekannt, ist von ihm suspendiert worden. Er kam jedoch später in sein Amt zurück und ist jetzt auch wieder für Sarobi zuständig, dessen Bau überhaupt erst auf seine Initiative hin möglich wurde.

Der Strom aus Sarobi steht natürlich im Mittelpunkt aller Erzählungen und Gespräche. Obwohl die während der ersten Ausbaustufe erzielte Leistung beider Maschinen zusammen 22.000 kW beträgt, nimmt Kabul täglich nur 1.500 kW ab. Lediglich am Abend zwischen 19 und 21 Uhr steigt der Verbrauch auf 4.000 bis 5.000 kW. Eine Kilowattstunde kostet einen Afghani, umgerechnet also etwa 0,25 Deutsche Mark. Laufen beide Maschinen bei neunzigprozentiger Auslastung 24

Stunden lang, so verdient die Elektrizitätsgesellschaft rund 500.000 Afghani, was einer Amortisation im Laufe von dreieinhalb Jahren gleichkommt. Schwierigkeiten bereiten die „Schwarzanzapfer“. Etwa sechzig Prozent der privaten Stromabnehmer sollen dazu gehören. Sie hängen sich einfach „mit dem Nullleiter an die Strippe“ und holen sich so kostenlos ihren Strom. Oder sie bohren ein 3 mm großes Loch in den Zähler, stecken einen Nagel hinein – und die Scheibe dreht sich nicht mehr. Inzwischen müssen alle Glühlampen in Kabul, die wegen des Stromes aus dem alten Kraftwerk in Wardak für 110-Volt-Spannung ausgelegt waren, durch solche für 220 Volt ersetzt werden. Die Firma Siemens hat sich vertraglich das Liefermonopol gesichert. Mit dem Verkauf elektrischer Geräte eröffnen sich hervorragende Geschäftsaussichten. Im Hotel Kabul ist von dieser Firma bereits ein entsprechender Ausstellungsraum eingerichtet worden.

Am 17. April scheint endlich die Sonne. Gleich am Morgen unternehme ich die erste Exkursion auf einen der geröllreichen Hänge oberhalb des Kraftwerks. Hier entdeckte ich kleine Bläulinge, die durch ihren für Lycaeniden eher untypischen schwirrenden Flug auffallen. Sie ähneln dem Wanderbläuling *Lampides telicanius* [heute: *Syntharucus piritheus*], erweisen sich jedoch später als der Art *Freyeria trochylus* zugehörig. Natürlich habe ich mit der Feldbestimmung noch große Probleme. Die meisten Arten habe ich noch nie gesehen. Meine theoretische Vorbereitung auf diese Reise, die sich vor allem auf das Studium des SEITZ'schen Werkes „Die Groß-Schmetterlinge der Erde“ bezog, war zwar durchaus von großem Nutzen, konnte jedoch den Unterschied zwischen Theorie und Praxis nicht einfach wegwischen. Mit einem kleinen braunen Augenfalter kann ich zum Beispiel überhaupt nichts anfangen (es war vermutlich *Lyela macmahoni*, eine für Afghanistan neue Art). Vom zoogeografischen Standpunkt aus sehr interessant war die Beobachtung eines Tagfalters, der mir völlig fremd war, bei dem es sich jedoch, wie ich später recherchieren konnte, mit ziemlicher

Gewissheit um *Ixias pyrene* gehandelt hat, das heißt also um eine Art aus dem indo-himalajischen Faunenkreis. Hier bei Sarobi, das noch der subtropischen Zone zuzurechnen ist, verläuft ihre Westgrenze.

*

Am nächsten Tag bietet sich schon am frühen Morgen die Gelegenheit, in einem Jeep nach Kabul mitgenommen zu werden. Ich war gespannt auf diese Fahrt über den Kotal-e-Lataband. Der Weg dorthin führt von Sarobi aus zunächst in südwestliche Richtung, vorbei an bewässerten Feldern und einigen kleineren Ansiedlungen. An flachgründigen Stellen, die keinen Feldbau mehr zulassen, sieht man Lehmmauern, hinter denen niedrige, dunkelgrün belaubte Bäume hervorlugen. Bei näherem Hinsehen erkenne ich Blüten, die in feurigem Rot zwischen den Blättern aufflammen. Es ist der Granatapfel (*Punica granatum*), eine uralte Kulturpflanze von mythischer Bedeutung, die schon während der Zeit der Pharaonen die Gärten der Ägypter geschmückt hat. Wegen seiner vielen Samen wird er auch „Punischer Apfel“ genannt. Der Granatapfel ist ein Symbol der Fruchtbarkeit (jeder Kern bedeutet einen Sohn). Aus seiner äußeren Schale gewinnt man gelbe und rotbraune Farben, mit der die Wolle, die beim Teppichknüpfen Verwendung findet, eingefärbt wird. Im alten Testament wird er unter denjenigen Früchten aufgeführt, welche die Kundschafter aus dem gelobten Land Kanaan mitbrachten.

Fernab von Dörfern und Granatapfelgärten trifft man immer wieder auf Nomadenzelte (Abb. S. 134/33). Neugierige Kinder kommen angerannt, begleitet von bellenden Hunden. Frauen in roten Gewändern sind meist damit beschäftigt, Wasser herbeizuschaffen. In einfachen Blechkanistern, manchmal aber auch noch in den althergebrachten Tonkrügen, wird es auf dem Kopf getragen, was der weiblichen Gestalt einen aufrechten, geradezu würdevollen Gang verleiht. Auch die Frauen wollen natürlich wis-

sen, wer da angefahren kommt. Anders als die Kinder müssen sie jedoch ihre Neugierde im Zaum halten. Es schickt sich nicht, dem Fremden offen in die Augen zu schauen. So wird einfach der Zipfel des Kopftuches in den Mund genommen und der Kopf dabei zur Seite gedreht. Wer genau hinsieht, wird mühelos erkennen, dass sie diese scheue Bewegung nur soweit ausführen, als damit noch ein winziger Spalt übrig bleibt der ausreicht, einen kurzen Blick auf den männlichen Eindringling zu werfen.

Die Tiere der Nomaden, am Lataband fast nur Ziegen und Schafe, sind weit verstreut. In dieser kargen Landschaft ist es schwer, an das nötige Futter heranzukommen. Von „frischem Grün“, wie wir es von daheim gewohnt sind, kann hier keine Rede sein. Grasige Berghänge oder gar Wiesen sind in dieser Höhenstufe ganz und gar unbekannt. Der Boden ist eine Steinwüste, in der nur spärlich Kräuter wachsen. Sie reichen den genügsamen Tieren gerade mal zum Leben. Wo nicht, wird am Abend mit dem geschneitelten Laub der Weiß- und Euphratpappeln zugefüttert, die entlang der Bewässerungsgräben wachsen.

Nach 40 km erreichen wir bei etwa 2100 m die Passhöhe. Wenn ich vom „Weg“ spreche, den wir hier fahren, so meine ich damit eine unbefestigte Straße, die an vielen Stellen höchstens so breit ist, dass zwei Lastwagen knapp aneinander vorbeikommen. Oft ist sie jedoch um einiges schmaler. Und weil es ständig bergauf und bergab geht, gehört hier zum Fahrer einer „Lorry“ (das heißt eines Lastwagens) oder eines Busses der „Afghan Mail“ auch ein Beifahrer, den man, wie früher beim Zweierbob, auch „Bremsen“ nennen könnte. Seine Aufgabe ist es, einen gewaltigen Holzkeil, den er an einem Stiel fest in Händen hält, schnell unter die Hinterräder zu schieben, falls das Gefährt ins Rutschen kommen sollte. Und das geschieht öfters. Meist ist das Profil der Reifen und der Belag der Bremsen schon seit längerer Zeit nicht mehr erneuert worden. Dann kommt diesem Keil und dem schnellen Eingreifen des mit seiner Hand-

habung Betrauten eine außerordentliche, ja geradezu lebenserhaltende Bedeutung zu. Wo beide versagt haben, sieht man die Reste der Postbusse oder Lastwagen, gleich dem Gerippe verendeter Kamele, in den Schluchten liegen.

Nach der Überquerung des Passes verläuft die „Lataband-Straße“ weiter westwärts. Noch immer hält sie gebührenden Abstand zum Kabulfluss, der zehn bis zwanzig Kilometer nördlich seinen Weg durch eine an manchen Stellen nahezu unpassierbare Schlucht nimmt. Hier eine durchgängige, zu allen Jahreszeiten befahrbare Verkehrsverbindung von Kabul nach Jalalabad zu schaffen, ist eine ehrgeizige Aufgabe, an der im Jahr 1957 noch hart gearbeitet wird. Der Umweg über den Kotal-e-Lataband ist zwar wirtschaftlich und verkehrstechnisch mit Nachteilen behaftet, bietet dafür jedoch mehr Sicherheit und einen unvergleichlich schönen Ausblick auf die Berge von Nijrao und Tagao, in deren Tälern die Morgensonne ein zauberhaftes Farbenspiel inszeniert.

*

Hinter Bagrami beginnt der Außenbezirk von Kabul. Mehrere Ziegeleien sorgen hier für das nötige Baumaterial (Abb 34). Gegen 10 Uhr ist nach knapp dreistündiger Fahrt die Hauptstadt Afghanistans erreicht, für die zurückgelegten 80 Kilometer eine durchaus passable Leistung. Der erste Eindruck, den die Stadt auf mich macht, ist enttäuschend: Eine heterogene Ansammlung schmuckloser, ineinander verschachtelter Lehmhäuser ohne jeden architektonischen Reiz. Keine prächtige Moschee, kein weitläufiger Platz, der durch gärtnerische Anlagen gefallen könnte. Die Verwaltungsgebäude sind Zweckbauten, vieles verbirgt sich hinter hohen Lehmmauern. Selbst der alte Basar bietet nicht das, was man in größeren Städten des Orients zu sehen gewohnt ist. Mit den großen überdachten und durch ihr unermessliches Warenangebot weltweit bekannten Basaren von Istanbul oder Teheran ist er jedenfalls nicht zu vergleichen. Nähert man sich von Osten kommend der Stadt, so gewahrt man zur Linken den geschichtsträchtigen Bala Hissar, was soviel wie „hohe Zitadelle“ bedeutet. Sie war Sitz der afghanischen Herr-



Abbildung 34. Hinter Bagrami im Osten Kabuls tauchen Ziegeleien auf, die Lehmziegel als Baumaterial liefern.

scher. Während eines Rachefeldzugs wurde sie im Jahr 1879 von der britischen Artillerie beschossen und weitgehend zerstört. Früher zog sich von hier aus die „Kabuler Mauer“ bis zum Koh-i-Sher Darwaza, dem „Kanonenhügel“ hin. Die breite Jade Maiwand, die man an der Festwiese unterhalb des Stations erreicht, führt direkt ins Zentrum der Stadt an der Pul-i-Baghem Omi.

Über dem Konglomerat einer vorderasiatischen Stadt am Fuße des Hindukuschs, immerhin 1815 m hoch gelegen, deren Einwohnerzahl mit über 200.000 angegeben wird, wölbt sich ein blauer Frühlingshimmel mit weißen Wolkentupfen. Im Westen, bei einem Abstand von rund 30 km noch recht nahe, wird der Horizont durch die scharfe Gratlinie des Paghman-Gebirges begrenzt, das bis 4700 m hoch ansteigt. Um diese Jahreszeit reicht der Schnee noch weit herab. Die Berghänge schimmern in einem zarten Violett, das von den Blüten der *Cercis*-Sträucher herrührt. Diese Gattung ist in Europa mit nur einer einzigen Art vertreten, dem Gemeinen Judasbaum (*Cercis siliquastrum*). Seine Heimat liegt im Mittelmeerraum. Er wird jedoch häufig als Ziergehölz kultiviert und fällt durch seine Stammblütigkeit (Kauliflorie) auf, das heißt die Blüten, die sich im zeitigen Frühjahr sehr zahlreich entwickeln, kommen direkt aus dem Holz der Äste und Zweige hervor. In Afghanistan ist es eine andere Art, die jedoch in ihrem Äußeren und vor allem mit ihrer ähnlichen Blütenpracht dem Judasbaum sehr nahe kommt. Von Babur, dem Gründer der Mogul-Dynastie, erzählt man, dass er in Kabul Gärten anlegen und darin auch *Cercis*-Bäume pflanzen ließ. „Der Anblick der lila-farbigten Blüten war für Babur ein Genuss. Bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts pilgerten Tausende von Kabulis nach Sher Darwaza und feierten den Frühling unter blühenden *Cercis*-Bäumen“ (BRECHNA 2005).

Inzwischen ist es Mittag geworden. Ein Schuss, um 12 Uhr von der „Mittagskanone“ auf dem schon erwähnten Koh-i-Sher Darwaza abgefeuert (wobei man es

mit der Pünktlichkeit nicht ganz so genau nimmt), ist in Kabul dafür das untrügliche Zeichen. Ich habe also noch Zeit für die notwendigen Behördengänge. Im Orient zu reisen ist aus verschiedenen Gründen nicht immer einfach. Über das Problem, sich auf schwierigem Terrain zurechtzufinden, habe ich andeutungsweise schon gesprochen. Die Herausforderung, die daraus erwächst, ist jedoch anderer Natur als jene, welcher der Reisende sich gegenüber sieht, wenn es um die behördliche Genehmigung seiner Expedition geht. Mit steinigem, sandigem oder sumpfigem Gelände fertig zu werden ist eine Sache des Geschicks oder der Erfahrung und führt zu ganz persönlichen Entscheidungen, die man selbst zu verantworten hat und die einem auch keiner abnimmt. Welche und wie viele Pack- und Reittiere brauche ich, wie viel Proviant nehme ich mit, wie verteile ich die Lasten, welche Vorkehrungen sind bei riskanten Flussdurchquerungen oder Passübergängen zu treffen?

Das alles zu planen und durchzuführen liegt allein in meiner Hand. Eine behördliche Erlaubnis zu bekommen ist dagegen eine ganz andere Sache. Man kann zwar sein Ansuchen mit der nötigen Verbindlichkeit vortragen und alle Gründe plausibel benennen, die für eine Genehmigung oder gar Unterstützung des Unternehmens sprechen. Die Entscheidung treffen jedoch andere. Sie sind es, die darüber befinden, ob es einem erlaubt werden soll, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Die Hindernisse, die aufzubauen sie jederzeit in der Lage sind, können gewaltiger sein als ein rutschiger steiler Gebirgspfad, ein schäumendes Wildwasser oder ein Felslabyrinth, das zu durchqueren ist.

Bewusst wurde mir das, als ich in Kabul meinen ersten Gang zu einer Behörde antrat und damit eine Odyssee einleitete, die erst am 8. Mai mit einer offiziell genehmigten Abreise nach Kandahar ihren Abschluss fand. Besagter Weg führte mich zunächst in die Deutsche Gesandtschaft, danach zwecks Anmeldung meines Aufenthalts zur Polizei, die mir sogleich wegen Fristüberschrei-

tung eine Ordnungsstrafe von 50 Afghani aufbrummte. Das geschah noch an jenem bereits näher beschriebenen Donnerstag, dem 18. April, der mit der kurzweiligen Fahrt über den Lataband-Pass so schön begonnen hatte.

*

Der nächste Tag, ein Freitag also, war ein ganz normaler Ruhetag, hier „dschuma“ genannt und unserem Sonntag vergleichbar. Da bleiben natürlich alle Dienststellen geschlossen. In meinen Aufzeichnungen lese ich, dass ich diesen Tag bei Landsleuten in der Shar-e-Nau verbracht habe. Das ist ein Stadtteil im Norden von Kabul, dessen Name mit „Neustadt“ übersetzt werden kann, womit ein erst in jüngerer Zeit erbautes Viertel gemeint ist. Seine Achse ist eine breite Straße, die, von der „Flughafenstraße“ ausgehend, in nordwestlicher Richtung verläuft. Von ihr zweigen wiederum schmale Seitenstraßen ab, die sich mit anderen kreuzen und bald die Orientierung erschweren. Will man als Neuankömmling jemanden besuchen, der in diesem Viertel wohnt – und die meisten Ausländer wohnen eben „in der Scharenau“ – so braucht man schon eine genaue Skizze. Es gibt keine beschreibbaren Häuser mit aufgemalten Hausnummern, sondern nur gleichförmige Lehmmauern. In unregelmäßigen, mal größeren, mal kleineren Abständen, ist darin eine schmale, aus dicken Brettern zusammengefügte Tür eingelassen, an der ein eiserner Klopfer oder eine elektrische Klingel angebracht ist.

Hat man endlich die richtige Tür gefunden und sich unter den gegebenen Umständen bemerkbar gemacht, wird einem von einem afghanischen Diener aufgetan, dessen Vokabular sich auf Wörter beschränkt wie „indscha bir“ (komm herein), „beformaid“ (Bitteschön), oder auch nur „bale“ (ja), „bis-johr chub“ (sehr gut) und „dschaschb“ (eine Art Demutsbezeugung, die soviel wie „bei meinem Auge“ bedeutet). Bald hat man sich diese Wörter eingeprägt und weitere schnell

dazugelernt wie „dscheturasti“ (wie geht es Dir?) oder „chubasti“ (geht es Dir gut?). Das übliche „Salam alaikum“ bringt man sowieso schon von daheim mit, denn schließlich hat man ja KARL MAY gelesen.

Ist der schmale Einlass erst einmal durchschritten, fällt der Blick sofort auf eine Grünfläche – man kann auch Rasen dazu sagen – die von Rosenbüschen begrenzt und von Trauerweiden überschattet ist. Dahinter erkennt man das Wohnhaus, bei dem es sich zumeist um ein ebenerdiges, aus gebrannten Lehmziegeln errichtetes Gebäude handelt. Im Gegensatz zum herkömmlichen Wohnhaus auf dem Lande sind darin Glasfenster eingelassen. Manchmal ist auch eine Art Wintergarten angebaut, den man „gulchana“ nennt, was soviel wie „Blumenhaus“ bedeutet. In solchen verhältnismäßig komfortabel ausgestatteten Immobilien, üblicherweise im Besitz wohlhabender afghanischer Geschäftsleute, wohnt der Fremde aus Deutschland, Frankreich oder anderen westlichen Staaten und verbringt darin mit der Familie seinen „dschuma“, und was es sonst noch an Freizeit gibt.

Es ist ein recht angenehmes Leben, das er hier führt. Das Haus hat er meist von seinem Vormieter übernommen, oft mitsamt der Dienerschaft, denn ohne eine solche geht es nicht. Der Status würde sonst darunter leiden. Außerdem ist es recht bequem, einen „aschpas“ zu haben, also einen Koch, der sich um das Essen kümmert. Den Einkauf der Nahrungsmittel besorgt manchmal ein diesem untergeordneter Diener. Für die niedrigeren Arbeiten wie Abwaschen oder Saubermachen ist oft noch ein weiterer angestellt.

In diesem Zusammenhang ist mir das hässliche Wort „Naffer“ in Erinnerung geblieben. Ich wusste zunächst nicht, was es bedeutet. In bestimmten Kreisen der deutschen Kolonie in Kabul war es ziemlich gebräuchlich und bezog sich abschätzig auf Leute wie zum Beispiel Diener und Tagelöhner, aber auch auf subalterne, missliebige Beamte und natürlich auf alle, die nicht lesen und schrei-

ben konnten. Erst als ich mit dem Dari, der afghanischen Form der Persischen Sprache, etwas vertrauter wurde, ist mir klar geworden, dass es sich dabei um die Verballhornung des Wortes „nafar“ (= Person) handelt. Dermaßen falsch ausgesprochen wirkt es jedoch diskriminierend, was bei aufmerksamen Afghanen nicht unbemerkt geblieben ist.

Dort, wo sich der Mieter gewisse Einschränkungen auferlegt hat, besorgt ein einziger Diener, den er „chalifa“ nennt, den gesamten Haushalt. Außerdem gibt es einen Gärtner, der den Rasen bewässert und die Rosen schneidet, sofern sich das nicht die „chanum“, also die Frau des Hauses, vorbehalten hat. Ihre Stellung ist nicht immer unumstritten. Es gibt Bedienstete – vorwiegend ist es der Koch – die sich nichts sagen lassen wollen, schon gar nicht von einer Frau. Je mehr diese ihre Erfahrung als Hausfrau in die Waagschale wirft, umso bockiger werden sie. Zwar sitzt der Arbeitgeber immer am längeren Hebel und der Bedienstete muss sich schließlich fügen; aber auch er hat seine Waffen, die er so geschickt einsetzt, dass

ihre Wirkung erst nach geraumer Zeit spürbar wird. Da ist vor allem der manipulierte Einkauf. Hier lässt sich bei der Abrechnung immer etwas abzwacken oder das Ganze so kompliziert gestalten, dass die vermeintlich führungsstarke Hausfrau das Nachsehen hat (Abb. 35).

Nun gut, sie ist selbst schuld daran. Viel besser wäre es, von Anfang an eine Atmosphäre zu schaffen, in der die zu Hause an einen anderen Umgang mit ihren Frauen gewohnte Dienerschaft soviel Freiraum behält, wie sie ihn als Vertreter des im Orient nun einmal dominanten männlichen Geschlechts glaubt beanspruchen zu dürfen. Schafft man es, sich diesen Gegebenheiten anzupassen, ohne dabei sein Gesicht zu verlieren, darf man auf mancherlei Vorteile hoffen, die daraus erwachsen. Zum Beispiel wenn es darum geht, vor dem Wintereinbruch Brennholz zu kaufen. Eine einigermaßen verlustfreie Abwicklung dieses Geschäftes, bei dem abenteuerliche Waagen und Gewichte zum Einsatz kommen und noch mit dem „ser“, einer früher in Indien gebräuchlichen



Abbildung 35. Im Jahr 1957 konnte man im Basar von Kabul europäische Frauen in luftigen, ärmellosen Sommerkleidern beim Einkaufsbummel beobachten.

Gewichtseinheit gerechnet wird, ist ohne die Hilfe einer verlässlichen Dienerschaft kaum möglich.

Die Wäsche holt regelmäßig der „dubi“. Meist bringt er sie schon am nächsten Tag in einem sehr ordentlichen, geradezu blütenweißen Zustand wieder zurück. Er gehört also nicht zum Hauspersonal, was die Sache sehr vereinfacht. Braucht man einen Frisör, so lässt man ihn einfach kommen. Auch am Freitag ist das möglich. Für zehn Afghani hat er mir die Haare geschnitten und sich dabei zugleich als mobiler, entomologisch interessanter Fundort erwiesen, denn an seinem Hemd fing ich einen schönen Käfer aus der Familie der Meloidae (Ölkäfer).

In dieser fast paradiesisch anmutenden Welt, die ich als Gast mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen darf, lässt sich die Ruhe und Beschaulichkeit, die ein „dschuma“ in Kabul ausstrahlt, so recht behaglich genießen. Der Weg zu den Insektenbiotopen am Rande der Stadt oder noch ein Stück weiter draußen ist unter diesen Umständen recht weit und beschwerlich. Um mein schlechtes Gewissen zu beruhigen, nehme ich die schöne Trauerweide, in deren Schatten ich mich ausruhe, näher in Augenschein. Und siehe da – eine Verletzung an der Rinde und ein unverkennbarer Essiggeruch deuten auf ein vertrautes Insekt hin. Es ist der Weidenbohrer (*Cossus cossus*), ein von Europa und Nordafrika bis Westasien verbreiteter daumengroßer Schmetterling, der sich hier als Oasenbewohner etabliert hat. Die fotografische Dokumentation seiner Raupe an *Salix babylonica* war eine meiner ersten „entomologischen Amtshandlungen“ in Kabul.

Am nächsten Tag, dem Samstag also, den man „schambe“ nennt (um mit „jakschambe“, „duschambe“ und so fort die darauf folgenden Wochentage einfach in der Form „eins nach Samstag“, „zwei nach Samstag“ et cetera bis zum nächsten Donnerstag, dem „pandschschambe“, weiterzuzählen), hat mich der Alltag in Kabul voll in Beschlag genommen. Nun gilt es, die Genehmigung für alle in Afghanistan

geplanten Reisen einzuholen. Schon vor zehn Uhr bin ich auf den Beinen. Mein erster Weg führt mich zur UNO. Noch von Nürnberg aus hatte ich Kontakt zu einer ihrer Organisationen, der „Food and Agricultural Organization“ (FAO) mit Sitz in Rom aufgenommen und die Empfehlung erhalten, mich in Kabul bei der dortigen Vertretung zu melden. Hier lerne ich ABDULLAH KHAN kennen, der sogleich vorschlägt, mit einem „applied entomologist“ aus den USA, Mr. SHALLOW, nach Ghazni und Kandahar zu reisen. Nach einem Abstecher zum „Ministry for Public Works“ fahre ich zurück zum FAO-Büro und erhalte dort ein Empfehlungsschreiben an Dr. KAYUM, den Vizepräsidenten des „Helmand Valley Project“ in Lashkar Gah. Danach statte ich der diplomatischen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland einen weiteren Besuch ab und erhalte diesmal Gelegenheit, den Gesandten, Herrn von KLEWITZ, persönlich über meine geplanten insektenkundlichen Reisen in Afghanistan zu informieren. Es ist ein sehr förmliches Gespräch, das bei mir nicht den Eindruck erweckt, von dieser Institution nennenswerte Unterstützung erwarten zu dürfen. Der Hinweis auf die beiden staatlichen Naturkundemuseen in München und Karlsruhe, mit denen ich zusammenarbeite, hat bei diesem Diplomaten jedenfalls keine sonderliche Wirkung erzielt. Am späten Nachmittag treffe ich mit JOSEF DELERÉ zusammen, um mit ihm über mein Programm zu sprechen. Auch zu DELERÉ besteht bereits schriftliche Verbindung. Er sammelt für den Kieler Zoologen und Schmetterlingskundler, Professor Dr. F. HEYDEMANN, Schmetterlinge, die dieser wissenschaftlich bearbeitet und in einem „Beitrag zur Lepidopteren-Fauna Afghanistans“ veröffentlicht hat (HEYDEMANN 1954).

*

Es ist Ostersonntag. In einem muslimischen Land hat dieser christliche Feiertag natürlich keine Bedeutung. Dennoch halte ich

es für besser, meine weiteren Behördengänge auf die kommende Woche (unserer Zeitrechnung) zu verlegen. Da sich keine Mitfahrgelegenheit anbietet, besteige ich gegen neun Uhr morgens eine Pferdedroschke, auch hier „Gaddi“ genannt, wie ich sie bereits von Peshawar her kenne, und lasse mich für 20 Afghani mehrere Kilometer weit bis zum Anfang der Lataband-Straße kutschieren. Dort stoße ich bald auf einen Postbus der Linie Kabul - Jalalabad, mit dem ich als einziger Europäer, eingepfercht zwischen afghanischen und pakistanischen Fahrgästen und ihrem reichlichen Gepäck, auf der mir schon bekannten Route nach Sarobi fahre. Das geht natürlich wesentlich langsamer als mit dem Jeep am vergangenen Donnerstag. Hinzu kommt noch ein längerer Aufenthalt, den ein stotternder Motor verursacht. Dazu muss man wissen, dass Wartung und Reparaturen dem Fahrer obliegen, die dieser immer dort ausführt, wo sie sich gerade als notwendig erweisen – also auf der Strecke. Die Einhaltung eines Fahrplans, so denn ein solcher überhaupt existiert, ist nebensächlich. Es beschwert sich auch niemand über derartige Fahrtunterbrechungen. Und wenn sie länger dauern sollten, weil vielleicht die Kardanwelle gebrochen oder die Ölwanne leckgeschlagen ist, so ergibt man sich entweder in sein Schicksal und wartet, oder man hält Ausschau nach einem anderen Fahrzeug, das einen aufnimmt, freilich wiederum ohne jede Gewähr für eine störungsfreie Weiterbeförderung.

Am späten Nachmittag bin ich schließlich am Ziel angelangt. Man hat mich in ein neues Zimmer umquartiert, schöner als das erste. In der Werkskantine gibt es gutes Essen und aus dem Lautsprecher klingt Operettenmusik, während draußen auf ihrem Weg in höher gelegene Weidegebiete die Nomaden mit ihren Kamelen, Eseln, Schafen und Ziegen vorbeiziehen. Natürlich nütze ich die beiden Feiertage zu entomologischen Exkursionen in die nähere Umgebung. Damit, mit der Präparation des eingesammelten Materials und mit diversen

Schreibarbeiten vergehen die beiden Tage wie im Flug.

Am Dienstag stehe ich bereits wieder an der Straße, um nach einem Fahrzeug, das nach Kabul fährt, Ausschau zu halten. Eine Lorry nimmt mich schließlich mit. Ich sitze zwischen dem Fahrer und dem Bremser eingezwängt auf einer hart gepolsterten Bank, auf der man jedes Schlagloch und jede Querrinne gnadenlos zu spüren bekommt. Der schwer beladene Lastwagen schwankt und ächzt vor jeder Kehre, wobei ich von meiner erhöhten Warte aus immer wieder einen direkten Blick in tiefe Abgründe werfen darf. Der Fahrer, ein hochgewachsener, schnigger Pashtune mit großer, gerader Nase und schwarzem Turban, blickt an solchen Stellen immer grinsend zu mir herüber. Manchmal holt er, mit nur einer Hand das widerspenstige Lenkrad haltend, aus der Seitentasche seiner Weste eine runde Blechdose hervor. Ihr Deckel besteht aus einem Spiegel, ihr Inhalt aus einem grünlichen, feinen Pulver, „naswoar“ genannt. Davon schüttet er eine kleine Prise in die hohle, nach oben geöffnete Hand, von wo aus sie zum Mund geführt und mit den Schneidezähnen abgestreift wird. Sie verbleibt eine ganze Weile in der Mundhöhle, vermischt sich dort mit dem Speichel und wird schließlich in hohem Bogen nach draußen gespuckt. Mit diesem „Mundtabak“, einem Extrakt, das sehr scharf sein soll, dessen Zusammensetzung zu erkunden ich jedoch leider versäumt und auch nicht in einem Selbstversuch getestet habe, halten sich die Fahrer wach.

*

Am Mittwoch nimmt meine Odyssee durch die klippenreiche Inselwelt afghanischer Behörden ihren Fortgang. Der Wind, der mir hier bald kräftig ins Gesicht bläst, wird nicht von einem erzürnten Poseidon erzeugt, sondern von einer Administration, die ihre eigenen Spielregeln hat. Die muss man kennen, wenn man an sein Ziel gelangen will. Ich kenne sie noch nicht. Vor allem war

mir nicht bewusst, dass man sofort zwischen Scilla und Charybdis gerät, wenn zwei staatliche Einrichtungen, die nichts miteinander zu tun haben, gleichermaßen in Anspruch genommen werden. Mit meinem Empfehlungsschreiben an den Minister des Minen- und Industrieministeriums habe ich durchaus eine Trumpfkarte in der Hand. Dr. MOHAMMED YUSSUF, der fließend Deutsch spricht, empfängt mich auf eine sehr liebenswürdige Weise. Natürlich ist sein Ministerium nicht für meine auf die Erforschung der Insektenwelt ausgerichteten Wünsche zuständig. Dennoch reicht er mich mit entsprechenden Anweisungen an seinen Staatssekretär, Dr. SULTAN POPAL, weiter, dem die Auswertung geologischer Forschungen in Afghanistan obliegt. In richtiger Einschätzung der Sachlage schreibt er sofort einen Brief an den Landwirtschaftsminister, den ich selbst überbringen darf. Natürlich ist der hohe Herr gerade verreist. Außerdem ist während des Fastenmonats die Amtszeit spätestens um 13.30 Uhr beendet. Und weil inzwischen auch schon wieder „pandschschambe“ ist, kann ich mich ohne größere Eile auf einen weiteren „dschuma“ in Kabul vorbereiten.

Gleich zu Beginn der neuen Woche bin ich wieder im Landwirtschaftsministerium. Dort treffe ich erneut mit ABDULLAH KHAN zusammen, der mich zum „Chief of Plant Protection“ geleitet. Das habe ich also von meinem FAO-Kontakt! Man drängt mich in eine Richtung, die mir eigentlich gar nicht behagt. Doch zunächst brauche ich dringend einen Brief für die Kommandantur, denn sonst erhalte ich kein länger befristetes Aufenthaltvisum, und diesen Brief kann nur die Institution ausstellen, mit der ich auf direktem Wege zusammenarbeite. In der Hoffnung, an der richtigen Stelle angelangt zu sein, gebe ich meinen Pass ab und harre der Dinge, die da kommen. Zwischendurch überlege ich, ob ich nicht einfach auf eigene Faust nach Kandahar reisen soll, und zwar mit der „Ariana Airlines“, was sicher viel schneller geht als mit dem Postbus. Das Reiserisiko dürfte wohl das gleiche sein. Der Flug kostet 560

Afghani, dazu kommen 5 Afghani für jedes Kilogramm Übergepäck.

Im Landwirtschaftsministerium, das ich gleich am nächsten Morgen erneut aufsuche, hält man nichts von diesem Plan. Vielmehr eröffnet man mir, dass für die Erteilung des Visums noch ein „anordnendes Schreiben“ der Universität nötig sei. Auch eine andere Überraschung hat man noch für mich parat, nämlich einen Assistenten, der mich von nun an begleiten soll. Sein Name: AJRUDDIN WAIS, Angestellter im Ministry of Agriculture und zuständig für „pest diseases of wheat and other crops“. Er ist etwa zwei Jahre älter als ich, von schlanker Gestalt und mit ruhigen Bewegungen. Aus seinem scharf geschnittenen Gesicht mit dem schmalen schwarzen Oberlippenbärtchen leuchten ein paar wache Augen, in denen der Schalk sitzt. AJRUDDIN hat in Kabul und in den USA Agrarwissenschaften studiert und steht am Anfang seiner Laufbahn als höherer Beamter des Afghanischen Landwirtschaftsministeriums. Mit ihm also fahre ich zur Universität. Auch dort wird mir überschwänglich versichert, dass man sofort alles für die Erledigung der Visumgeschichte tun werde. Man schreibt tatsächlich einen Brief und alles scheint in bester Ordnung. Allerdings könne sich unsere Abreise nach Kandahar noch verzögern, weil mit dem „Id“ drei Feiertage ins Haus stünden. Wann genau das sein wird, ist im Moment nicht zu erfahren. Nur soviel, dass dabei eine bestimmte Mondkonstellation den Ausschlag gibt.

Mit mehr oder weniger gemischten Gefühlen begeben sich am nächsten Tag wieder in das Landwirtschaftsministerium, wo man inzwischen den Entscheid des Ministers eingeholt hat. Jetzt geht es plötzlich um meinen Status: fellowship or collegeship? Man wolle mir jede Unterstützung gewähren, also auch einen Assistenten (um den ich gar nicht gebeten hatte), doch in der Visum-Angelegenheit erklärt man sich schlichtweg für nicht zuständig. Noch immer strample ich fleißig in meinem Hamsterrad! An diesem entscheidenden Punkt angelangt gibt

es nur noch einen Weg, nämlich den zurück ins Minen- und Industrieministerium. Dort empfängt mich erneut Dr. SULTAN POPAL, der sofort meinen genervten Zustand bemerkt und unverzüglich zum Telefon greift. Wenig später stehe ich vor Dr. ALI POPAL, seinem Bruder, dem Kultusminister des Landes. Der hört sich geduldig meine Geschichte an und gibt sofort eine entsprechende Anweisung an seinen Fahrer, der mich im Dienstwagen des Ministers zur Kommandantur befördert. Dort erhalte ich ohne jede weitere Frage mein Sechs-Monate-Visum. Und – noch immer nicht genug – bringt mich ein Polizeifahrzeug sogleich ins UNO-Haus, wo man sich eilfertig für die Ausstellung meiner Reise genehmigungen für zuständig erklärt. Ich muss dort nur noch ein detailliertes Programm vorlegen. – An diesem Abend bin ich erneut bei JOSEF DELERÉ zu Gast. Ganz gegen meine Gewohnheit trinke ich fünf Gläser Whisky.

Am darauffolgenden Morgen erwache ich mit benommenem Kopf. Es ist Id-e-Ramadan,

der Feiertag am Ende der Fastenzeit. Eigentlich sind es drei Feiertage, wogegen prinzipiell nichts einzuwenden ist, denn ohne Frage ist es weitaus angenehmer, auf Insektenfang zu gehen, anstatt in Amtsstuben herumzusitzen. Doch leider prasselt ausgerechnet am 1. Mai der Regen auf Kabul herab. So bleibt es bei kurzen Ausflügen in die Vororte und nach Paghman (Abb. S. 134/36). Dort hat wenige Stunden zuvor ein vom Gebirge herabflühender Bach gewaltige Wassermassen durch die Ortschaft geschleust und die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzt. Ich nutze daher die Zeit, mein Programm zu schreiben, auf das man offenbar großen Wert legt. Sechs engbeschriebene, optisch gut gegliederte Seiten sind daraus geworden.

Zwei Tage später darf ich sie dem eilfertigen Beamten vorlegen und mir versichern lassen, dass man sie prüfen und danach unverzüglich die erforderlichen Papiere ausstellen werde. „All is ready on Monday“! Und tatsächlich: Am Montag, dem 6. Mai, ist es

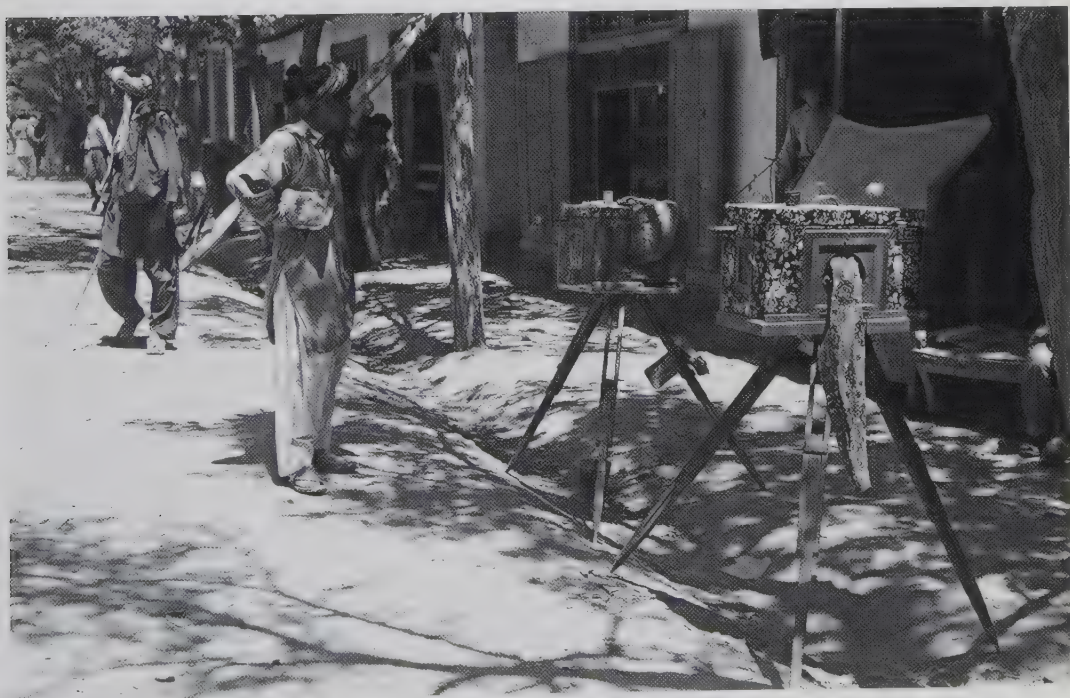


Abbildung 37. Passbilder bekommt man am schnellsten beim Straßenfotografen.

endlich soweit. Zuerst erhalte ich im Landwirtschaftsministerium die für die Außenstelle in Kandahar erforderlichen Briefe. Von dort geht es wieder zurück zur UNO, wo man noch Passbilder von mir haben will. Die kriegt man am schnellsten beim Straßenfotografen. Den wiederum findet man im Basar hinter einem mächtigen Stativ, auf dem knapp unter Augenhöhe eine Art Holzkiste montiert ist. Von der rechten Seite hängt ein Ärmel herab, der einstmals wohl von einem alten „tschapan“ (einer Art Morgenrock) abgeschnitten wurde (Abb. 37). Vor diesem Aufbau steht ein wackliger Stuhl, auf den man sich setzt und erwartungsvoll auf die Mündung eines kurzen Rohres starrt, von dem der Fotografenmeister mit gravitatischer Handbewegung den Deckel abnimmt

und sofort wieder darauf setzt. Das war dann die Belichtung des Objektes. Danach folgt die Laborarbeit, die sich in besagtem Kasten, endogen durch den Ärmel hindurch, auf ebenso unsichtbare wie geheimnisvolle Weise vollzieht. Bereits nach kurzer Zeit fördert der späte Nachfahre des berühmten LOUIS JAKES DAGUERRE ein Papierbild ans Tageslicht und hält es mir triumphierend vor die Nase. Mit einiger Anstrengung erkenne ich eine mir nicht gänzlich unbekannte Physiognomie. Aus dem Objekt war ein Subjekt geworden! Die ganze Prozedur hat etwa eine Viertelstunde gedauert. In einem Geschäft, das sich „Pashtoon-Foto“ nennt und einen zweifellos moderneren Eindruck macht, hätte man dem Vernehmen nach einen ganzen Tag dazu gebraucht.

Nach Kandahar

Vom Abenteuer einer Busreise – Der Hadji von Shaikhabad – Eine Steppenskizze aus Vorderasien – Von Distelfaltern und Pillendrehern – Auf Lord Roberts Spur

Am Mittwoch, dem 8. Mai, war der Tag der Abreise gekommen. Zusammen mit AJRUD-DIN WAIS fahre ich nach Kandahar! Der Bus sollte eigentlich schon gestern abfahren, doch da waren noch nicht genügend Fahrgäste beisammen. Jetzt scheint mir das Fahrzeug eher überfüllt zu sein. Eine solche Busreise durch Afghanistan darf man sich nicht allzu romantisch vorstellen. Die Sitze sind eng und hart, das mitgeführte Gepäck überreichlich und durchaus rustikal: mit Fett gefüllte Kanister (nicht immer dicht), Säcke mit Reis und Mehl, auch mal ein lebendes Huhn, dazu Felle und Textilien, zu Ballen zusammengeschnürt. Nicht alles findet auf dem Dach des Fahrzeugs Platz. Oft muss die Bagage noch im Gang oder zwischen den Sitzen gestapelt werden und behindert so die ohnedies schon stark eingeschränkte Bewegungsfreiheit des Reisenden.

*

Zur Nahrungsaufnahme und ihrem Pendant wird von Zeit zu Zeit angehalten (Abb. S. 135/38). Um es genauer auszudrücken: es geschieht ziemlich oft! Dafür gibt es am Rand der Straße in gewissen Abständen den Laden und das Teehaus, „dukan“ und „tschai khana“ genannt (Abb. S. 135/39). Hier erhalte ich schon an diesem ersten Reisetag meine Feuertaufe. Es war in Shaikhabad, etwa 80 km südwestlich von Kabul. Ein „Hadji-Sahib“ (sprich: Hadschi), dessen rot gefärbter Bart ihn als Mekkapilger und besonders frommen Moslem ausweist, lädt uns ein, mit ihm „sup“ zu essen (Abb. S. 135/40). So etwas darf man nicht aus-

schlagen. Das Gericht und die damit verbundene Essgewohnheit war mir allerdings zu diesem Zeitpunkt noch fremd. Man sitzt gemeinsam vor einer großen Schüssel, die zu Dreiviertel mit flüssigem Hammelfett, dem „rougan“, gefüllt ist. Da hinein taucht man, natürlich mit der Hand, Stücke vom Fladenbrot, die vorher weich geknetet werden, um ihre Absorptionsfähigkeit zu erhöhen. Bald triefen Finger und Bart vom Fett und von der Stirn die Schweißtropfen, denn es bedarf ob des Ungewohnten eines Höchstmaßes an Konzentration, um einen solchen Frontalangriff auf Zunge und Magen einigermaßen heil zu überstehen.

*

Die Landschaft, die draußen vorbeizieht, ist gewiss nicht nach Jedermanns Geschmack: Braune oder staubgraue Hügel, die sich oft zu Bergen oder Felshalden auf-türmen, Ebenen und Oasen wie die von Maidan, hin und wieder Ortschaften, deren Häuser und Mauern mit dem lehmfarbenen Boden, auf dem sie stehen, zu verschmelzen scheinen. Grün sind nur die Pappeln am Rande der Gräben, die das Wasser zu den spärlich vorhandenen Feldern leiten. Und doch beherbergt die Steppe einen Reichtum an Pflanzen, deren Artenvielfalt weit größer ist als diejenige unserer in sattem Grün prangenden europäischen Fluren! Dass manche bis heute noch unentdeckt geblieben sind, sei nur am Rande erwähnt. Ähnlich ist es um die Fauna dieser Landschaft bestellt. Am Tag bemerkt man freilich nicht allzu viel davon. Ich bemühe mich, durch die vom Staub blind

gewordenen Scheiben etwas Zoologisches zu entdecken, was schließlich auch gelingt. Bienenfresser und Blauracken sind es vor allem, die, wie in den Mittelmeerländern, auch hier auf den Drähten der Telegrafenanleitung sitzen. Mehrmals sehe ich dunkelgraue, halbmeterlange Echsen auf Steinen in der Sonne dösen, einmal auch einen Waran, der breitbeinig dahinstelzt. Auch eine Schildkröte gerät ins Blickfeld.

*

Recht bemerkenswert ist die Begegnung mit dem Distelfalter (*Vanessa cardui*). Dieser allen Entomologen und auch vielen Laien vertraute Tagsschmetterling tritt in Mittel- und Nordeuropa als klassischer Wanderfalter auf. Über seinen jährlichen Einflug gibt es zahllose Berichte. Die Falter wandern einzeln, wobei sie sich in eine bestimmte Richtung fortbewegen. Dabei werden sie oftmals von fleißigen Beobachtern gezählt oder ihre Zahl nach dem meist kurzen Zeitabstand geschätzt, der zwischen den einzelnen Tieren liegt. In der Steppenlandschaft nordöstlich von Ghazni lerne ich bei einem kurzen Busaufenthalt ein anderes Verhalten dieser Art kennen. Hier präsentiert sie sich zu Hunderten in Pulks von jeweils ungefähr einem halben Dutzend oder mehr Faltern, die bei tiefstehender Sonne in zwei bis vier Metern Höhe horizontal dahinjagen, irgendwo wieder umkehren, um erneut an mir vorbeizubrausen, als würde man Fangen miteinander spielen. Der Grund dieses Verhaltens ist mir nicht klar geworden. Sind es Balzflüge? An einem Tier, das aus dem Geschwader ausscherte und sich in der Nähe niederließ, war die Artzugehörigkeit einwandfrei festzustellen.

Eindrucksvoll ist auch das Verhalten des „Heiligen Pillendrehers“, das ich hier zum ersten Mal beobachten kann. Der von den Pharaonen und ihrer Priesterschaft hoch verehrte Käfer mit dem lateinischen Namen *Scarabaeus sacer* ist überall anzutreffen. Seine Gegenwart steht im direkten Zusammenhang mit jener der Nomaden, die um diese

Jahreszeit aus dem „Garmsir“, dem warmen, tiefliegenden Wüstenbecken zwischen Kandahar und der iranischen Grenze, über die alte Karawanenstraße nach Norden in die kalten Täler und Hochlagen des Hindu-kuschs, dem „Sardsir“, ziehen. Ihre Kamele, Schafe und Ziegen hinterlassen die für diesen Käfer notwendigen Ressourcen, die er auch fleißig, ja geradezu unermüdlich nutzt. Männchen und Weibchen, in ihrem Aussehen kaum voneinander zu unterscheiden, schneiden mit Hilfe ihrer schaufelartig verbreiterten Vorderbeine ein Stück aus dem Dung heraus, um es zu einer Kugel von etwa drei Zentimetern Durchmesser umzuformen. Das geschieht durch ständiges Drehen und Wenden, wobei der Gegenstand ihres Bemühens mit den Hinterbeinen gefasst und sozusagen über „Stock und Stein“ gerollt wird. Die Geschäftigkeit, die diese Tiere dabei an den Tag legen, erscheint geradezu hektisch und passt so gar nicht zur Bedächtigkeit der Menschen in diesem Land. Einmal sehe ich einen Käfer, dem die Kugel an einer tiefen Furche im Boden abhanden gekommen war. Es gelingt ihm jedoch, sie wieder aufzuspüren, und nun versucht er doch tatsächlich, sie über den aus seiner Sicht wohl meterhohen Steilhang nach oben zu bugsieren. Erst nach mehreren Anläufen schafft er es – ganz im Gegensatz zum armen Sisyphus, dem König von Korinth, der bei Zeus in Ungnade fiel, weil er dessen unsittliche Annäherung an seine Tochter missbilligte. Den Stein, den die Götter ihm als Strafe für sein unbotmäßiges Verhalten aufgebürdet haben, bringt er mit äußerster Anstrengung immer nur bis an die Kante; dann entgleitet er ihm und rollt den Abhang hinunter. Der lautmalersche Vers dazu fällt mir ein, den unser verehrter Geschichtslehrer so herrlich deklamieren konnte: „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor“. Die alten Naturwissenschaftler des 18. und 19. Jahrhunderts wussten noch um diese Dinge, und so nimmt es nicht wunder, dass einer von ihnen, der Franzose PIERRE ANDRÉ LATREILLE (1762-1833), eine mit *Scarabaeus* nahe

verwandte Gattung unter dem Namen *Sisyphus* beschrieben hat.

*

Über Ghazni und Karabagh, wo wir noch einmal Dukhanverpflegung einnehmen können, erreichen wir schließlich eine halbe Stunde nach Mitternacht den Ort Mukur. Hier übernachteten wir in einem sehr einfachen, äußerlich jedoch auf eine recht altmodische Weise protzig wirkenden Hotel (Abb. 41). Die zweite Etappe führt uns am nächsten Tag an einem Flösschen namens Tarnak entlang zunächst nach Sar-i-Asp („Pferdekopf“) und dann weiter durch eine Steppenlandschaft nach Kalat-i-Ghilzai, dem Hauptort der gleichnamigen Provinz. Hier blühten gerade in einer unbeschreiblichen Farbenpracht Steppenkerzen, Mohn, Hahnenfuß und Zwiebelgewächse. Endlos zieht sich die Straße von Kabul nach Kandahar. Die gesamte Strecke beträgt 481 Kilometer. Unsere durchschnittliche Reisegeschwindigkeit liegt (ohne Übernachtung, Pausen und

Reparaturaufenthalte jedoch inbegriffen) bei etwas mehr als 17 Stundenkilometern. Es ist noch immer der alte staubige Karawanenweg, den bereits die Briten im Jahr 1880 benutzt haben.

Damit ist die als „Kabul-Kandahar-Feldtruppen“ bekannte, vom berühmten späteren Feldmarschall LORD ROBERTS OF KANDAHAR geführte britische Entsatz-Armee für die durch den Vormarsch von AYUB KHAN aufs höchste gefährdete Garnison in Kandahar gemeint. Sie bestand aus 2.562 britischen und 7.151 eingeborenen Soldaten, 273 britischen Offizieren, 18 Geschützen, 1.779 Kavalleriepferden und 450 Artilleriemaultieren. Begleitet wurde diese Streitmacht von einem Tross, der neben den Grundnahrungsmitteln auch lebende Schafe zum täglichen Verzehr mitführte. Zur Ausrüstung der Truppen inklusive Wagen für Fußkranke, Soldaten und Begleiter waren mehr als 8.000 Tiere notwendig. Die Verluste an Maulesel, Esel, afghanischen



Abbildung 41. In Mukur übernachteten wir in einem sehr einfachen, äußerlich jedoch recht altmodisch-protzig wirkenden Hotel.

und indischen Ponys betrug auf dem Marsch von Kabul nach Kandahar insgesamt 811 Tiere. In dem Bericht des bereits genannten Feldmarschalls ROBERTS, aus dem hier zitiert wird, finden sich noch weitere Angaben, die auch heute noch von Interesse sind. Da wird zum Beispiel der Mangel an Brennmaterial angesprochen, der fast 80 Jahre später immer noch derselbe ist. Die Briten mussten deshalb „des öfteren Häuser requirieren und auseinanderreißen, um nur Brennholz zu bekommen, und oft konnten wir nur mit kleinen dünnen Wurzeln Feuer machen, welche die Leute nach einem beschwerlichen Tagemarsche aus der Erde graben und sammeln mussten, bevor sie die Mahlzeit bereiten und den Hunger stillen konnten“ (ROBERTS 1904). Dieser denkwürdige Marsch nach Kandahar begann am 11. August und führte zunächst aus

strategischen Gründen durch das Logartai, obwohl der Weg über Maidan, so wie ihn die Afghan Mail im Jahr 1957 befuhr, kürzer gewesen wäre. Am 15. August wurde Ghazni erreicht und am 23. August Kalat-i-Ghilzai. Am Morgen des 31. August marschierten die Truppen in Kandahar ein und hatten damit genau 503 Kilometer zurückgelegt, was einer durchschnittlichen Marschgeschwindigkeit von 24 Kilometern pro Tag entspricht.

Man versichert mir, dass die Straße bald asphaltiert wird, doch noch ist es nicht soweit. Es war schon längst Nacht geworden, als endlich in der Ferne die Lichter des Flughafens von Kandahar und der Leuchtturm der Morrison & Knudsen Company auftauchen. Nach einer weiteren Stunde hat der Bus endlich sein Ziel erreicht.

Im Garmsir

Im Zentrum der Pashtunen – Der Rauchverkäufer – Bei den Ruinen von Lashkar Gah
– Klein-Amerika in der Wüste – Ein Lichtfang besonderer Art – In der Dasht-e-Margo
– Leuchtnacht am Helmandfluss – Die „Khanpartie“ – Girikh-Maiwand-Kandahar –
Am Arghandab-Damm

Es ist Freitag in Kandahar. Der Besuch beim Gouverneur und beim Landwirtschaftsdirektor kann erst morgen stattfinden. Wir haben also genügend Zeit, uns in dieser Stadt ein wenig umzuschauen. Sie gilt als das kulturelle Zentrum der Pashtunen. Diese Volksgruppe zerfällt in einzelne Stämme, von denen jeder ein eigenes Gebiet bewohnt. Am übersichtlichsten sind sie nördlich und östlich von Kandahar gegliedert. Dort leben die Stämme der Durrani und Ghilzai, die auch noch angrenzende Gebiete bis in das Hazarajat hinein infiltrieren. Besonders bekannt und wegen ihres kriegesischen Auftretens gefürchtet sind diejenigen Stämme, die entlang der pakistanisch-afghanischen Grenze zwischen Khyber-Pass und Suleiman-Gebirge siedeln, also die Afridis und Waziris, um nur zwei von ihnen zu nennen. Allen gemeinsam ist ein hohes Maß an Selbstbehauptung, das in einem stolzen, oft herrischen und intoleranten Verhalten seinen Ausdruck findet. Die ethnische Herkunft dieser Menschen liegt im Dunkel der Geschichte. Man spricht von einer gewissen Übereinstimmung mit Kurden und Westiranern.

Mit rund 60.000 Einwohnern ist Kandahar die drittgrößte Stadt Afghanistans. ALEXANDER DER GROSSE hat sie mehr als 300 Jahre vor der Zeitenwende gegründet und ihr den Namen „Alexandria Arachosiorum“ verliehen. Prächtig sind ihre vielen Gärten mit Oleanderbüschen, Lebensbäumen, Granatapfelbäumen und den hier besonders früh im Jahr reifenden Weintrauben. Religiöser Mittelpunkt ist die Freitagsmoschee Masdjid-e-

Cherke Mobarak (Abb. S. 136/42). In ihr wird eine besonders kostbare Reliquie aufbewahrt – ein Gewand, das der Prophet MOHAMMED getragen haben soll.

Am Nachmittag nutzen wir die Gelegenheit und streifen am Rand der Stadt durch die Fluren, die hier vorwiegend landwirtschaftlich geprägt sind. Dementsprechend „rural getönt“ war auch die Insektenwelt. Bessere Ergebnisse lieferte später der Lichtfang im Agricultural Garden von Kandahar-Dand, insbesondere was die von AMSEL so begehrten Kleinschmetterlinge betraf.

Am Samstag können wir endlich die notwendigen offiziellen Besuche abstaten und unsere Referenzschreiben übergeben, von deren Wirkung alle weiteren Unternehmungen abhängen. Deren Ziel ist es, die Insekten und Pflanzen der unter dem Namen Dasht-e-Registan und Dasht-e-Margo bekannten Wüstengebiete südwestlich von Kandahar kennen zu lernen. Dazu war es notwendig, zunächst einmal nach Lashkar Gah am Zusammenfluss von Helmand und Arghandab zu gelangen. Diese beiden Flüsse kommen aus dem Gebirge, das den südlichen Teil der Hindukusch-Kette bildet. Der Helmand als der längere von beiden – mit etwa 1.100 Kilometern ist er zugleich der längste Fluss in Afghanistan – entspringt im Paghman-Gebirge, erhält seine Zuflüsse vom Koh-i-Baba-Gebirge, dem Regendach Zentralafghanistans, und versickert an der Grenze zum Iran zwischen den Ortschaften Chakhansur und Zabol in einem riesigen Salzsee, dem Hamun-i-Hel-

mand. Nach einem wilden Lauf durch das zerklüftete Hazarajat erreicht er bei der Ortschaft Kajaki die Ebene von Kandahar. An dieser Stelle wird ihm jedoch der Weg durch einen Damm versperrt, den man erst vor kurzem dort errichtet hat. Gleiches geschah dem Arghandab, der aus dem Hochland der Dasht-e-Nawar westlich von Ghazni kommt. Etwa 35 km nördlich von Kandahar hat man ihm mit dem Arghandab-Damm („Arghandab-Dam“), der für eine regulierte Bewässerung der tiefer liegenden Gebiete und für die Stromgewinnung sorgen soll, einen Riegel vorgesetzt. Beide Bauwerke stehen im engen Zusammenhang mit dem sogenannten Helmand-Projekt, von dem man sich die Rückverwandlung großer Wüstengebiete in Agrarland erhofft.

*

Noch am Samstagabend können wir Kandahar mit einem Jeep in Richtung Lashkar Gah verlassen. Vorher machten wir noch einen Stadtbummel, kauften im Basar Brot und Zwiebeln, und tranken schließlich Tee

in einer tschai khana (Abb. 43 und 44). Der Besuch dort ist deshalb erwähnenswert, weil ich hier einem „Rauchverkäufer“ begegne. Mit seiner „dschelam“, einer schön gearbeiteten Wasserpfeife, geht er zu den Gästen und bietet sie zur Benutzung an. Für 25 Pul, einem Viertel Afghani, darf man einen kräftigen Zug daraus nehmen. Natürlich verschlucke ich mich und merke erst viel zu spät, dass der Rauch ungehindert bis tief in die Lungen dringt. Als Pfeifenraucher bin ich es gewohnt, ihn recht kultiviert aus dem Mundstück meiner aus feinem Bruyère-Holz gefertigten „Peterson“ zu saugen, denn nur so gerät er, wohl dosiert zu den Geschmacksnerven in Mund und Nase geleitet, auch wirklich zum Genuss. Eine solche Zeremonie war bei einem Schlauch von etwa eineinhalb Zentimetern Durchmesser, wohlgernekt ohne Mundstück, nicht möglich. Erst hinterher erfuhr ich, dass das, was ich auf so stümperhafte Art inhaliert hatte, Haschisch war. Es hat mir nicht geschmeckt, und beinahe wäre mir davon schlecht geworden.

*



Abbildung 43. Straßenbild in Kandahar.



Abbildung 44. Im Basar von Kandahar wird neben vielerlei Obst und Gemüse auch Schlafmohn angeboten.

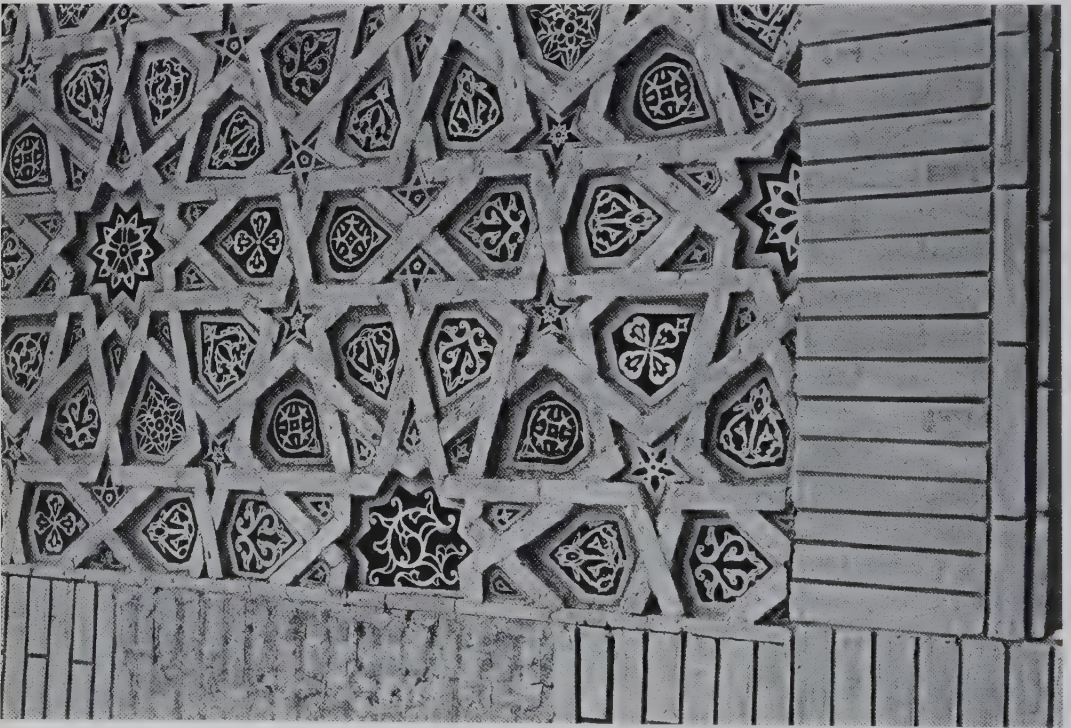
In Lashkar Gah wird man unwillkürlich dazu angeregt, über die Form menschlicher Ansiedlungen nachzudenken. Es gibt hier noch Spuren einer alten Kultur, die mehr als 800 Jahre zurückreicht. Insbesondere sind es Reste einer großen, aus Lehmziegeln gefertigten Anlage, die Anfang des 11. Jahrhunderts von den Ghasnawiden erbaut wurde, einer türkisch-iranischen Dynastie, die von 977 bis 1187 existierte und in Ghazni ihren Hauptsitz hatte. Auf einer Länge von sieben Kilometern erstrecken sie sich am Ostufer des Helmand entlang bis nach Qala Bost (Abb. S. 136/45). Dort sind, nahe dem Zusammenfluss von Helmand und Arghandab, auf einem Hügel noch die Reste einer ehemaligen Burg zu sehen. Davor steht der berühmte, 26 Meter hohe Torbogen, der zur Zeit meines Besuches gerade restauriert wird (Abb. 46 und 47). In der Nähe befindet sich auch ein brunnentief in die Erde hinein führender Schacht. Über einen stark verfallenen Wendelgang kann man bis auf seinen Grund gelangen. An jedem Absatz ist eine Brüstung angebracht. Man sagt, dass von hier aus das

Volk zugesehen habe, wie der König Verurteilte hinabwerfen ließ. Beinahe hätte ich deren Los geteilt. Der Boden des steilen Weges, der dort hinabführt, ist weich und rutschig vom Kot Tausender Fledermäuse. Ich bemerke es erst, als ich bereits ein ganzes Stück weit unten stehe und nun große Mühe habe, wieder nach oben zu gelangen!

Gut zu erkennen sind auch noch die großen, quadratisch angelegten Höfe ehemaliger Kasernen, in denen die Soldaten lebten (Abb. S. 137/48, 49). Ihr Name, „askar“, steckt in dem Wort Lashkar Gah, was soviel wie „Soldatenplatz“ bedeutet. Erstaunlich ist, dass die dicht an den Fluss heranreichenden Befestigungen dem jährlichen Hochwasser standgehalten haben, während die in jüngster Zeit errichtete Brücke über den Helmandfluss bei Girishk von den Wassermassen zum Einsturz gebracht wurde.

*

Dann gibt es dort aber auch Behausungen zweifellos jüngeren Datums. Ihre Bau-



Abbildungen 46 und 47. Der berühmte, 26 m hohe Torbogen von Qala Bost.

weise dient nur dem Zweck, klimatisierte Räume völlig schmucklos gegen die Außenwelt abzuschirmen. Wellblechbaracken, Wassertürme und hohe Bogenlampen, die das ganze Szenarium nachts in ein grelles kaltes Licht tauchen, vervollständigen das Bild, das ganz und gar nicht in diese Landschaft passt. Dementsprechend fremd sind in ihr auch die Bewohner, die in diesen Camps leben. Doch der Amerikaner, um den es sich hier handelt, liebt es nun mal, die Umgebung seinen Vorstellungen anzupassen (und nicht umgekehrt). Selbst als „Prediger in der Wüste“ ist er sich nicht zu schade. Sein alter Pioniergeist sucht und findet überall fröhliche Auferstehung, und so werden die Segnungen, die er für die Menschheit jederzeit parat hält, auch den Afghanen angeboten in der Hoffnung, dabei sowohl politische als auch wirtschaftliche Gewinne zu machen.

Hier geht es allerdings um ein wirklich großes, prestigeträchtiges Projekt. Schauplatz ist eine Landschaft, in der es einmal die 3000 Jahre alte Seistan-Hochkultur gab. Im 15. Jahrhundert ist sie durch TIMURLENG (Timur der Lahme) gründlich zerstört worden. Sie basierte auf einem über Jahrhunderte hinweg kunstvoll aufgebauten und nachhaltig gepflegten Bewässerungssystem, das alljährlich für reiche Ernten sorgte. Diese Landschaft will man neu erstellen. Man muss nur genügend Kanäle graben und sie entsprechend miteinander vernetzen, um den Boden wieder fruchtbar zu machen. Das Wasser dazu kommt aus den Bergen. Es darf nur nicht ungenutzt in flachen Salzseen wie dem Hamun-i- Helmand und dem Hamun-i-Zaboli an der iranischen Grenze versickern. Mit den Staudämmen hat man es in der Hand, den Zulauf zu regulieren. Und wenn erst einmal Wasser in genügender und kontrollierbarer Menge vorhanden ist, stellen sich auch die Menschen ein, die das Land bearbeiten und zu einem Garten Eden werden lassen. Nomaden, zum Beispiel, oder doch wenigstens ein Teil der nomadisierenden Bevölkerung. Warum sollen sie noch länger Beschwerden auf sich nehmen und weite

Wege nach Norden gehen, wenn sie hier, im Garmsir, das ganze Jahr über säen und ernten können?

So jedenfalls dachte und plante man. Es wurden Kanäle gegraben, die das nötige Wasser herbeiführen sollten. Man siedelte Nomadenfamilien an, die, ganz gegen ihre Tradition, in kleinen Häusern untergebracht wurden. Man gab jeder Familie ein Stück Land und glaubte, damit zugleich die Infrastruktur entscheidend verbessert zu haben. Doch schon bald türmten sich Hindernisse auf. In meinen Gesprächen mit Menschen, die an diesem Projekt in irgendeiner Art beteiligt sind, stelle ich immer wieder Zweifel am glücklichen Ausgang dieses gigantischen Unternehmens fest. Das bisher Erreichte lässt, verschiedenen Aussagen zufolge, jedenfalls nicht den Schluss zu, mit den technischen und infrastrukturellen Maßnahmen den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Die Entscheidung über den weiteren Fortgang des Projektes liegt natürlich bei den Planungsbehörden und nicht zuletzt bei den Politikern in Kabul. Dort jedoch beurteilt man, dem Vernehmen nach, die Sachlage recht unterschiedlich.

Über das Helmand-Projekt ist viel geschrieben worden. Es ist das älteste, größte und aufwendigste Bewässerungs- und Entwicklungsprojekt, das bereits in den Dreißiger Jahren mit Hilfe japanischer, tschechischer und italienischer Ingenieure begonnen wurde, um einige Landstriche westlich von Kandahar für den Anbau landwirtschaftlicher Erzeugnisse urbar zu machen und Nomaden dort anzusiedeln. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde daraus ein Großprojekt, das die amerikanische Firma Morrison & Knudsen übertragen bekam. Seine Durchführung setzte den Bau von Staudämmen am Helmand und Arghandab nördlich und nordwestlich von Kandahar voraus. Durch die erst dann möglich werdende Beherrschung des Wasserregimes wollte man etwa 360.000 Hektar

Agrarland neu gewinnen oder bewirtschaften, was immerhin ein Zehntel der in Afghanistan insgesamt vorhandenen landwirtschaftlichen Fläche ausmachen würde.

Diesem ehrgeizigen Ziel stellten sich im Laufe der Zeit viele Hindernisse in den Weg. Als besonders problematisch erwiesen sich Böden von minderer, für die landwirtschaftliche Nutzung unzureichender Qualität. Ihr Anteil lag beträchtlich höher als geschätzt. Ferner die rasch voranschreitende Versalzung der Böden, hervorgerufen durch eine anhaltend unzureichende Bewässerung, und schließlich die Unerfahrenheit der neu angesiedelten Nomaden und Halbnomaden, für die der Bewässerungsfeldbau völliges Neuland war.

Im Jahr 1957 wurde das Helmand-Projekt von offizieller afghanischer Seite noch mit viel Optimismus behandelt. Von seinem Erfolg hing ein beträchtlicher Teil der Zukunft des Land ab, was leicht verständlich wird wenn man bedenkt, dass etwa vier Fünftel seiner Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig sind oder von Berufs wegen mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu tun haben. Auch der Export Afghanistans besteht zu über 80 Prozent aus landwirtschaftlichen Produkten. Bereits Mitte der siebziger Jahre mussten das Projekt in seinem ursprünglich geplanten Umfang beträchtlich reduziert und Fehleinschätzungen eingestanden werden. Nur etwa 160.000 Hektar konnten zu diesem Zeitpunkt als angemessen bewässert bezeichnet, jedoch trotzdem nicht in diesem Umfang genutzt werden, weil es an der nötigen Entwässerung mangelte (RINGER 1986).

Die Anfangserfolge, die sich aus diesem Projekt ergaben, sind inzwischen durch die politische und militärische Entwicklung, die das Land überrollt hat, vollständig zunichte gemacht worden. Der Bewässerungskanal Nahr-e-Lash-

kari, der vom Helmandfluss abgezweigt wurde, ist vom Sand völlig zugeweht. Das fortschreitend trockenere Klima bewirkt einen hohen Verdunstungsgrad, was zur Versalzung des Grundwassers führt. Die Wüste ist unaufhaltsam auf dem Vormarsch und hat die dem Boden ehemals so mühsam abgerungenen landwirtschaftlichen Flächen weitgehend zurückerobert. Die damals in Abständen von mehreren Kilometern errichteten hydraulischen Regulierungsbauwerke sind sämtlich außer Funktion. Die Menschen haben dadurch ihre Lebensgrundlage verloren und wandern als Flüchtlinge in die größeren Städte und über die Grenze nach Iran ab. An die Stelle von legalen Einnahmequellen aus der Landwirtschaft, die inzwischen versiegt sind, ist der Schmuggel mit Drogen getreten, woraus sich immer wieder Feuergefechte zwischen den Schmugglerbanden und der iranischen Armee ergeben, die den illegalen Transit dieser Ware zu verhindern sucht.

*

Ausgerechnet dieses „Klein-Amerika“ am Helmandfluss habe ich zum Ausgangspunkt meiner Exkursionen gewählt. Es hätte allerdings keinen Sinn gemacht, in diesem Gebiet ein Zelt aufzuschlagen und die bei einem solchen Aufenthalt notwendigen Lebensmittel samt dem Wasser herbeizuschaffen. Im Staffhouse von Chah-i-Anjeer bekam ich ein Zimmer sowie die Erlaubnis, im Kasino zu essen. Das war natürlich komfortabel, wenn auch nicht gerade billig. Bis an den Rand des Camps reichte die Wüste. Ich hatte also keine langen Anmarschwege zu bewältigen. Am Abend und in der Nacht durfte ich Lichtfang auf eine ganz neue Art und Weise betreiben. Die Petroleum-Hochdrucklampe, die ich sonst für diesen Zweck benutze, war hier natürlich fehl am Platze. Ihre Leistung von etwa 500 Lux würde gegenüber den hoch dimensionierten Quecksilber-

dampflampen überhaupt nicht ins Gewicht fallen, von der Qualität des Lichtes ganz zu schweigen. Und so musste ich zusehen, wie die von den in mehr als fünf Metern Höhe montierten Lampen von weither angelockten Nachschmetterlinge dort oben einen wahren Hexentanz veranstalteten, angeführt von dem als typischem Oasenbewohner und Langstreckenflieger bekannten Oleanderschwärmer (*Daphnis nerii*). Fledermäuse, die sich in großer Zahl einstellten, speisten hier an einem reich gedeckten Tisch. Für mich blieben nur die Brosamen in Gestalt einzelner Falter übrig, die ich vom Boden auffas oder von den Wänden klaubte. Aber auch sie wurden mir noch von handgroßen Walzenspinnen streitig gemacht, deren Furcht einflössende Gestalt mich abschreckte, zugleich aber auch in höchstem Maße faszinierte. Ihre Beine wie auch die beiden etwa gleich langen Lippentaster tragen stachelige Borsten. Es sind nächtliche Bodenjäger, die zu den Solifugen (Solifugae) gehören und unheimlich schnell laufen können. Von den Afghanen werden sie „gondal“ genannt. Ihre Mundwerkzeuge, die sogenannten Cheliceren, gleichen zwei gegeneinander gerichteten Säbelpaaren. Sobald sie ein Insekt gefasst haben, wird es in Sekundenschnelle zerstückelt. Eine Giftdrüse, wie Skorpione sie besitzen, fehlt diesen Tieren. Am Tage verbergen sie sich in Bodenritzen; mit ihrer dünnen Chitinhaut würden sie der Sonne nicht lange standhalten können.

*

Die Woche, die ich hier verbringe, kann als „schweißtreibend“ bezeichnet werden. Der Boden ist mit Sand oder kleinen Steinen bedeckt und größtenteils ohne Vegetation. Büsche oder Bäume fehlen vollständig. Nur in unmittelbarer Nähe des Flusses gibt es Tamarisken und Saxaul-Gehölze. Immer wieder stoße ich auf schilfbestandene Gipshorizonte. Mehrere Libellenarten haben hier ihren Lebensraum. Aus einem solchen Schilfdickicht flüchtet eine Hyäne, die sich

hier verborgen hielt, mich aber rechtzeitig bemerkt. An manchen Stellen wächst spärlich der Kameldorn (*Alhagi maurorum*), auf dem oft in großer Zahl rotschwarz gefleckte Ölkäfer der Gattung *Mylabris* versammelt sind. Einige dieser zu den Schmetterlingsblütlern (Papilionaceae) gehörenden Zwergsträucher sind mit einem gelben Gespinst überzogen. Es ist ein Pflanzenparasit der Gattung *Cuscuta*, auch unter dem Namen „Teufelsseide“ bekannt. Am Boden gewahre ich einen Käfer von fahlgelber Grundfarbe, mit dunkelblauen Flecken auf den Flügeln. Als ich ihn mit der Hand fange, verspüre ich einen leisen brennenden Schmerz. Ich habe die Bekanntschaft mit einem sogenannten Bombadierkäfer (einem Laufkäfer aus der Unterfamilie Brachyninae) gemacht, der mir eine etwa 100 °C heiße Wasserstoffperoxid/Chinon-Aerosolwolke entgegensprühete. Noch Wochen danach sah man die Bräunung der Fingerkuppen als Spuren dieser Begegnung. Man konnte meinen ich gehöre zu jenen Kettenrauchern, die ihre Kippe bis zum letzten Zug zwischen Daumen und Zeigefinger halten.

Tagfliegende Schmetterlinge sehe ich eher selten. Meist ist es ein Weißling der Gattung *Anaphaeis*, dessen Raupe am Kapernstrauch lebt. Dazu gesellen sich zuweilen *Pontia glauconome iranica* und *Pontia chloridice* sowie die ebenfalls weit verbreitete *Colias erate*. Auch ein Weißling mit roten Flügelspitzen (*Madais fausta*) kreuzt meinen Weg. Sie zu fangen ist kaum möglich. Dafür sorgt der „bad-e-sad-u-bist rus“, der „Wind der hundertzwanzig Tage“. Ohne Unterlass und oft mit ziemlicher Heftigkeit fegt er über den kargen Boden. Der aufgewirbelte feine Sand brennt auf der Haut oder juckt in den Augen. Dieser Wind entsteht durch die heiße Luft, die aus der Dasht-i-Margo und der Dasht-i-Registan aufsteigt. Sie saugt die um diese Jahreszeit noch kühle Luft der Kara Kum an, der „Schwarzen Wüste“ nördlich von Merw. Dadurch bildet sich ein ständiger Nord-Süd gerichteter Luftstrom, der das gesamte Grenzgebiet zum Iran bestreicht. Angesichts

beträchtlich ansteigender Tagestemperaturen führt er zu keiner Abkühlung, sondern eher zu einer Austrocknung der Haut und zum ständigen Verlangen nach Wasser.

Ich nehme täglich nur eine Feldflasche davon mit auf meine Exkursionen. Wenn der Durst zu groß wird, denke ich an den babylonischen König NEBUKADNEZAR und seine Soldaten. Die hatte er, der Legende nach, in die Wüste geführt, um ihre Widerstandskraft zu erproben. Als sie nach drei Tagen endlich an eine Wasserstelle kamen, stürzten sich die meisten wie Tiere auf das kühle Nass. Nur ein kleiner Trupp hielt sich zurück, wartete bis die anderen getrunken hatten, um danach selbst das Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen. Aus diesen Männern wurde später die Elitetruppe des Königs. Die Geschichte hat uns der Religionslehrer erzählt, der damit seinen Schülern sicherlich die Tugenden des Gehorsams und der Enthaltsamkeit nahe bringen wollte. Hier waren sie jedoch fehl am Platze. Viel besser wäre es gewesen, eine zweite Feldflasche voll Wasser mitzunehmen.

*

Bei meinem Aufenthalt in der Provinz Helmand vom 12. bis 21. Mai lerne ich zwei deutsche Ärzte kennen, Dr. SCHULZ-SEYRING und Dr. VIEWEG. Beide stehen bei den Amerikanern unter Vertrag und versorgen medizinisch die im Projekt tätigen Ingenieure und Mechaniker, daneben aber auch, soweit es ihre Zeit zulässt, die einheimische Bevölkerung. An meiner entomologischen Arbeit zeigen sie großes Interesse. Sie haben ein Fahrzeug zu ihrer Verfügung und besuchen von Lashkar Gah aus regelmäßig die Camps in Mardja, Chah-i-Anjeer und Darweshan. Bei zwei dieser Fahrten durfte ich sie begleiten. Von diesen verlief die am 18. Mai nach Darweshan unternommene besonders erfolgreich. Ich blieb dort über Nacht und fand endlich die Gelegenheit zu einem ungestörten Lichtfang. Eine Menge für mich neuer Arten flog an die Lampe, darunter Cossiden, die in diesem

schmalen Vegetationsstreifen entlang dem Helmandfluss besonders zahlreich vertreten waren. Wir kennen diese Schmetterlinge unter dem Namen „Holzbohrer“ und meinen damit zum Beispiel solche wie den bereits in Kabul in einer Trauerweide angetroffenen „Weidenbohrer“. Die Larven der zu dieser Schmetterlingsfamilie gehörenden Arten legen in den Stämmen und Ästen von Bäumen und Sträuchern lange Fraßgänge an.

Zu diesen „Holzbohrern“ zählt eine von DANIEL (1959) nach den von mir hier in Darweshan gesammelten Belegstücken neu beschriebene Unterart von *Holcocerus holosericeus* (*darwesthana* = *lapsus calami*), aber auch die Wiederentdeckung des vor 60 Jahren gefundenen *Holcocerus tancrei*, sofern sich die 14 weiblichen Exemplare von Darweshan als das noch unbekannte Weibchen dieser Art erweisen sollten. Taxonomisch sehr interessant waren die verschiedenen Arten der zur Familie der Noctuidae gehörenden Gattungen *Anumeta* und *Armada*, die später von WILTSHIRE bearbeitet wurden (WILTSHIRE 1979). Natürlich kamen auch wieder viele Kleinschmetterlinge ans Licht, darunter die von AMSEL als neu beschriebene Phycitine *Protophora* (*Epischidia*) *eberti*. Überhaupt waren Pyraliden, im Vergleich zu anderen Familien, die mit Abstand artenreichste Gruppe der Microlepidoptera.

*

Unvergessen bleibt unsere „Khanpartie“ vom Tag zuvor. Als die beiden Ärzte mich dazu einluden, wobei ich mir unter diesem Ausdruck zunächst nichts vorstellen konnte (eine Kahnfahrt auf dem Helmandfluss?), wusste ich noch nicht, was mir da bevorstand. SCHULZ-SEYRING klärte mich dahingehend auf, dass er den Sohn eines Khans, in diesem Fall eines Herrn über mehrere Dörfer, medizinisch erfolgreich behandelt und daraufhin die Einladung zu einem Festessen erhalten hat. So etwas lässt man sich natürlich nicht

entgehen! Bei noch hochstehender Sonne jagen wir im Jeep durch die Dasht-i-Registan, dass die Steine nur so davonspritzen. Bald waren wir im Dorf des Khans angekommen. Dampfende Reisberge werden aufgetragen, umrahmt von kleineren Schüsseln mit vegetarischen Köstlichkeiten und auserlesenen Fleischstücken. Es gehört zur Tischsitte, die besten davon dem Nachbarn zur Rechten oder Linken zuzustecken. In diesem Anfangsstadium der jetzt unmittelbar bevorstehenden Völlerei sind die großen Stücke des überaus zart gekochten Lammfleisches noch im „pilau“ verborgen (so nennt man den ungeschälten, in Fett gegarten und mit Rosinen, Mandeln und Pinienkernen reich gespickten Reis). Es liegt an dir selbst, sie mit sicherer Hand, der rechten natürlich, auszugraben und die weichsten Teile davon mit den Fingern abzulösen. Zusammen mit dem zu kleinen Happen gekneteten Reis werden sie vom einwärts gekrümmten Daumen über die aneinandergelegten, nach innen gebogenen Finger direkt in den Mund geschoben. Das geschieht mit einem genussreichen Schmatzen und Augenrollen, womit man seine Zufriedenheit über das Aufgetafelte signalisiert. Die „Tafel“ besteht aus großen weißen Leintüchern, die man über kostbare Teppiche, die den Fußboden bedecken, ausgebreitet hat. Sobald man sich im „Schneidersitz“ (oder in einer ähnlichen, auch als „Türkensitz“ bekannten Stellung, die uns Europäern meistens recht schwer fällt) daran niedergelassen hat, kommen Knaben, für gewöhnlich die Söhne des Hausherrn, mit dem Waschbecken und der Wasserkanne. Sie gießen das erwärmte Wasser vorsichtig über die Hände des Gastes, reichen Seife und Handtuch und sorgen so für eine hygienische Grundlage, ohne die eine Beteiligung an diesem Festmahl nicht denkbar wäre.

Dem Gastgeber, an dessen Seite wir uns niederlassen durften, haben meine beiden Begleiter später den Titel „Rülpkhan“ verliehen. Er war in der Tat der beste Rülpser in der aus etwa zwei Dutzend Männern bestehenden Tafelrunde. Auf diese ganz natürliche

akustische Weise wird ein solches Festmahl beendet und zugleich das Wohlgefallen daran zum Ausdruck gebracht. Dazu gehört auch noch, mit der himmelwärts geöffneten rechten Hand über den Bart zu streichen und dabei das Wort „chanabad“ zu murmeln, was soviel wie „gastliches Haus“ bedeutet.

Das anschließend Dargebotene hat mehr mit der Sinnlichkeit als mit der Nahrungsaufnahme zu tun. Zu letzterer wären wir sowie nicht mehr fähig gewesen. Denn jetzt spüren wir plötzlich „die Kehrseite der Medaille“: Im Schneidersitz gerät der bis zum Bersten gefüllte Magen in eine höchst bedenkliche Lage. Er drückt, je nach Sitzhaltung, der Reihe nach gegen sämtliche ihn umgebenden inneren Organe und verursacht so abwechselnd Herzbeklemmung, Atemnot und einen peristaltischen Druck im Oberbauch, dass einem Hören und Sehen vergeht. Doch gerade das sollte jetzt gewahrt bleiben, denn in den weiten Hof, an dessen schattiger Längsseite man dicke Kissen für uns aufgerichtet hat, treten nun, malerisch in das Licht der untergehenden Sonne getaucht, zwei Männer mit Trommel und Flöte. Als bald ertönt eine von Rhythmus und klagenden Tönen geprägte Musik, die uns in ihren Bann zieht.

Am Fuß der hohen Lehm-mauer, die den Hof umgibt, haben sich, einer neben dem anderen, die männlichen Dorfbewohner versammelt. Auf ihren Fersen hockend (der hiezulande klassischen Sitzhaltung) blicken sie gespannt auf die Musikanten. Zu diesen gehört auch ein etwa zwölf Jahre alter Knabe, der jetzt in Erscheinung tritt. Über einer weißen Pluderhose, die bis zu den Knöcheln reicht, trägt er ein knielanges dunkelrotes Kleid mit breiten, hellen Längsstreifen. Das pechschwarze Haar ist wie bei allen Pashtunen lang und rundum gerade abgeschnitten (Abb. 50). In einer auffallend geschmeidigen Art bewegt er sich zur Musik und verleiht ihr einen tänzerischen Ausdruck, der, wie bald zu spüren ist, auf eine ganz bestimmte Wirkung abzielt. Immer näher rückt der Tänzer an die Zuschauer heran. Zuerst sind der Khan



Abbildung 50. In einer auffallend geschmeidigen Art bewegt sich der Knabe zur Musik und verleiht ihr einen tänzerischen Ausdruck.

und wir als dessen Ehrengäste an der Reihe. Wir stecken dem Knaben Geldnoten zu, was aber, wie sich bald herausstellen sollte, recht ungeschickt war. Zumindest ahnten wir noch nicht, dass sich damit eine Aufforderung verband, die nicht in unserem Sinne liegen konnte. Das versteckte Kichern hinter vorgehaltener Hand blieb jedenfalls auch von uns nicht unbemerkt. Immer wieder zwischen den einzelnen Tanzpassagen nähert sich der Knabe, jetzt von unseren Plätzen schon etwas weiter entfernt, seinem männlichen Publikum – und nur ein solches gab es! Auch dort erhält er Geldnoten, die ihm manchmal, nachdem man sie kurz abgeschleckt hat, an die Stirn geklebt werden. Das war dann für den jungen Tänzer die Aufforderung, seiner zweiten Mission nachzukommen, nämlich der eines Lustknaben. Das geschieht später im Schutz der Nacht und soll hier nicht weiter erörtert werden.

Am Himmel sind die ersten Sterne aufgegangen. Wir müssen den Rückweg antreten, denn eine zweite Einladung steht uns noch bevor. Wieder geht es in flotter Fahrt durch die Wüste. Im Licht der Scheinwerfer tauchen Springmäuse auf, die wie kleine Känguruhs hüpfen; auch einen dem Kibitz ähnlichen Vogel vermag ich zu erkennen. Eine Hyäne trabt davon. Aus der Dunkelheit der Nacht glühen die Augen mehrerer Schakale. Unser Ziel ist ein anderes Dorf, das man aber nicht mit dem Auto erreichen kann. Am vereinbarten Treffpunkt stehen zwei Pferde für uns bereit. Ich sitze bei Herrn VIEWEG hinten auf, während Herr SCHULZ-SEYRING hoch zu Ross vorausreitet. Es ist mein erster wenn auch noch etwas unbequemer Ritt auf einem afghanischen Pferd. Inzwischen ist die Zahl der Sterne über uns ins Unermessliche gestiegen. Es ist still ringsum, nur das Schnauben der Pferde und das Schürfen der

Hufe auf dem steinigen Boden war zu hören. Nach etwa einer Viertelstunde erreichen wir das Dorf, wo gleich drei Würdenträger auf uns warten. Zu Tee und süßem Gebäck wird uns erneut Musik und Tanz geboten. Zum Schluss fragt uns der Gastgeber, ob wir in „Almania“ auch musizierten? Natürlich bejahen wir das. Als wir die zweifelnden Blicke gewahren, liegt das Gebot des Handelns plötzlich bei uns. Kurz entschlossen singen wir a capella das typisch deutsche Lied vom Knaben, der ein Röslein auf der Heide stehen sah. Ich meine, dass es recht anständig in die afghanische Nacht hinausklang. Die Blicke um uns herum waren aber immer noch recht zweifelnd.

*

Am 21. Mai fahre ich mit AJRUDDIN, der sich während der vergangenen Tage bei Bekannten in Nad-i-Ali aufgehalten hatte, in einem schweren „Peterbilt“ der Firma Morrison & Knudsen wieder zurück nach Kandahar. Etwa 25 Kilometer südöstlich von Girishk ist die von Herat kommende Hauptstraße erreicht. Nach weiteren etwa 30 Kilometern überqueren wir das trockene Flussbett des Kushk-i-Nakhud. Unweit von hier kam es am 27. Juli 1880 zu einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen einer englischen Brigade unter Führung von General BURROWS und dem aus Herat mit 12.000 afghanischen Soldaten und 32 Kanonen anrückenden Prinzen AJUB KHAN. Als „Schlacht von Maiwand“ ist sie in die Annalen der Geschichte eingegangen. Der afghanischen Übermacht gelang es, den Briten eine empfindliche Niederlage beizubringen. Von den 2.476 Mann dieser Brigade wurden 934 getötet, 175 waren verwundet oder blieben vermisst. Der Rest des geschlagenen Haufens schleppte sich durch die Nacht und erreichte am nächsten Morgen die Garnison in Kandahar. Noch heute erinnert die „Djade Maiwand“, eine der Hauptstraßen Kabuls, sowie das Denkmal „Minar-i-Maiwand“ an diesen Sieg.

In Kandahar treffe ich mit verschiedenen Leuten zusammen, darunter mit dem ICA-Entomologen SHALLOW, den ich vor Wochen in Kabul knapp verfehlt hatte. Auch er zeigt sich sehr interessiert an meiner Arbeit. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtet er die gesammelten Tiere und fragt immer wieder nach deren Namen und systematischer Position. Schnell wird der Unterschied deutlich zwischen einem praxisbezogenen angewandten Entomologen, der neben den landläufig wichtigsten Schädlingen auch noch ein paar andere Insektenarten kennt, vor allem jedoch viel über die Mittel zu sagen weiß, mit denen man die Tiere bekämpfen kann, und einem „Hobbyentomologen“, der die Insektenkunde eher als eine große Spielwiese begreift, die er forschend und mit nie erlahmender Neugierde durchstreift (zu letzteren zählte ich mich). Jedenfalls konnte ich ihm eine Menge über Prachtkäfer, Holzbohrer und andere Sechsheiner erzählen, von denen er offensichtlich noch nie etwas gehört hat. Wir verstanden uns also prächtig!

Im ICA-Staffhouse besuche ich auch Dr. WOCKE, der auf meine Bitte hin den Kontakt zu AUGUST HOEBEL herstellt. Der wurde mir bereits in Sarobi von dem dort tätigen Bauleiter EBERLEIN empfohlen. Beide Herren waren schon vor dem Zweiten Weltkrieg in Afghanistan tätig. Es sind die Pioniere, die in Wardak das erste Wasserkraftwerk Afghanistans bauten. Nun haben sie, ehe sie sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückziehen, noch einmal die Herausforderung angenommen und ihre reiche Erfahrung in den Dienst neuer Projekte gestellt. Während EBERLEIN erst vor wenigen Tagen, um es genau zu sagen am 8. Mai 1957, mit der Einweihung des Wasserkraftwerkes bei Sarobi den Höhepunkt seiner Karriere erreicht hat, kämpft HOEBEL am Arghandab-Damm noch um sein Kraftwerk, das er dort so gerne bauen möchte.

*

Am übernächsten Tag lerne ich ihn persönlich kennen. Zusammen mit seiner Frau,

die unermüdlich an seiner Seite ist und ihn auch schon 1936 nach Wardak begleitet hat, holt er mich in Kandahar ab. Es ist ein bulliger Mann, der da aus einem habituell nicht unähnlichen „Russenjeep“ herausklettert und mir so kräftig die Hand drückt, dass ich glaube, in einen Schraubstock geraten zu sein. Nicht umsonst nennt man ihn scherzhaft den „Schmied von Uffing“, denn das Schmiedehandwerk hat er tatsächlich gelernt und in Uffing am Staffelsee in Oberbayern ist er auch daheim. Der ganze Mensch ist ein Energiebündel, allerdings in sehr gebremstem Zustand, denn schon bald erzählt er mir ziemlich niedergeschlagen, dass er sozusagen „am Wasserhahn“ säße, ihn aber nicht öffnen dürfe. Er meint damit den Arghandab-Damm, der inzwischen den Fluss zu einem großen See aufgestaut hat. Dreihundert Meter breit sei er, dazu 47 Meter hoch. Der See hätte bereits eine Tiefe von über 40 Metern. Im Ventilhaus würden täglich 9.000 PS nutzlos verschwendet, und noch immer fehlt es an Geld für den Bau eines Krafthauses, zu dem bereits alle notwendigen Anschlüsse vorhanden sind.

Dorthin fahren wir jetzt. Von Kandahar aus sind es etwa 35 Kilometer, natürlich auf einer mit vielen Kehren und Querrinnen gespickten unbefestigten Straße, die AUGUST HOEBEL aber als sportliche Herausforderung annimmt. Gegen den massiven Protest seiner Frau legt er sich in die Kurven, dass es nur so staubt. Es geht über einen Hügel, den „Baba Wali“, wo sich im Jahr 1880 Prinz AYUB KHAN bei seinem Kampf gegen die Briten kurzzeitig verschanzt hatte, nachdem er vor der noch rechtzeitig vor dem Fall der Garnison Kandahar eingetroffenen Entsatzarmee unter Führung von FREDERICK ROBERTS zurückgewichen war. Bald erreichen wir unser Ziel, HOEBELS Außenposten, ein einfaches aber solide gebautes Haus, in dessen Inneren mich sofort Behaglichkeit umgibt. Auf dem Tisch ist ein kariertes Tuch mit weißblauen Rauten ausgebreitet, Holzstühle und eine Holzbank an der Wand laden zum Sitzen ein. Das einfache aber dennoch urbayerische Interieur

wird durch den sogenannten „Herrgottswinkel“ vervollständigt, wahrscheinlich der einzige seiner Art in ganz Afghanistan. Bald hat die Hausfrau das Abendessen auf den Tisch gebracht (eine fabelhafte Suppe mit Griesklößen verdient besondere Erwähnung). Zuerst muss jedoch gebetet werden. Auch das besorgt Frau HOEBEL, und zwar recht ausgiebig. Ihr Mann ist das schon gewohnt und gewohnheitsmäßig setzt er sich dagegen auch zur Wehr, indem er einfach nach einiger Zeit geduldigen Zuhörens energisch den Löffel in die Hand nimmt und mit einem lauten und entschlossenen „Amen“ die Prozedur beendet, zumindest was ihn selbst betrifft. Seine Frau, die, wie gesagt, schon seit langem daran gewöhnt ist, spricht ohne irgendwelche Irritation das Gebet zu Ende und setzt sich dann ebenfalls an den Tisch, an dem ihr August schon lange Platz genommen hat. Danach wird mit großer Zufriedenheit und der in Bayern besonders hoch entwickelten Lust am Essen das Mahl eingenommen. Ich habe das bei HOEBEL dreimal erlebt und immer war es die gleiche Zeremonie, ohne die geringste Abweichung.

Am Arghandab habe ich es nicht nur mit meinem Gastgeber gut getroffen. Überall empfängt mich eine blühende Steppe mit reicher Kräuterflora. Da durften auch die Insekten nicht fehlen! Augenfalter fliegen in reicher Zahl. Meist ist es eine große hellbraune Art der Gattung *Pseudochazara*, vermutlich *telephassa*, die es in Europa nicht gibt. Hier bin ich mitten in ihrem Verbreitungszentrum angelangt. Dazu gesellt sich ein großer dunkler Falter mit auffallend weißem Rand. AMSEL hat ihn den „afghanischen Trauermantel“ genannt, obwohl er mit diesem noch nicht einmal familiär verwandt ist. Es handelt sich um *Hipparchia parisatis*, eine Art, die wie diejenigen der Gattung *Pseudochazara* zur Familie der Satyridae gehört (Abb. 51). Im heißen Sonnenschein fliegen auch noch andere für mich neue Insektenarten wie zum Beispiel fingerlange Wespen mit stahlblauen Flügeln und gelben Flecken auf dem dunklen Abdomen. Sie gehören zur Familie der Dolchwes-

pen (Scoliidae). Zum ersten Male sehe ich fast schwarze Raupen aus der Verwandtschaft unseres Wolfsmilchschwärmers, bei denen es sich um diejenigen von *Hyles robertsi* handeln dürfte. Die Art wurde bereits im 19. Jh. von BUTLER beschrieben und zu Ehren des legendären General ROBERTS benannt. Auch der Lichtfang bringt eine Menge für mich neuer Arten. Mit der Präparation der reichen Ausbeute habe ich alle Hände voll zu tun.

So vergingen die drei Tage, die ich hier verbrachte, wie im Flug. In Kandahar treffe ich wieder mit AJRUDDIN zusammen, der nicht mit nach Arghandab-Damm kommen durfte und darüber sehr verärgert war. Am gleichen Tag lud mich Herr TRAUTMANN zum Abendessen ein, auch er ein alter Afghanistan-Pionier. Vom Aussehen her verkörpert er den Typ eines englischen Offiziers im Dienst der Ostindian Company: hager, in Khaki-Kleidung und mit dem unvermeidlichen Tropenhelm auf dem Kopf. Er war als Berater und Lehrer für das Berufsschulwesen zuständig und leitete in Kandahar eine Lehrwerkstätte.

Wie schon bei Familie HOEBEL so war auch dieser Abend wieder ausgefüllt mit Geschichten aus der Pionierzeit der Deutschen in diesem Land. Dazu hatte die Hausfrau Semmelknödel und gebackene Leber aufgetischt, ein seltener und unter diesen Umständen fast schon exotisch anmutender Genuss.

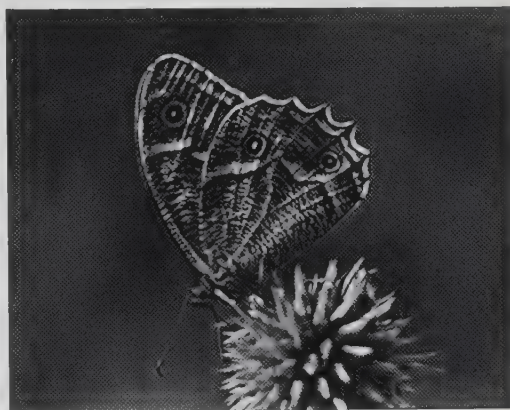


Abbildung 51. *Hipparchia parisatis*, ein großer dunkler Augenfalter mit weißem Flügelrand, ist eine Charakterart der Steppenlandschaft.

Zurück nach Kabul

Eine Höllenfahrt mit der „Afghan Mail“ – Mit dem Fahrrad durch die Steppe von Mukur
– Am Salzsee Ab-e-Istada – Zwischen Mukur und Ghazni – Durch die Tangi Garu nach
Sarobi

Mit AJRUDDIN fahre ich am nächsten Morgen, nachdem wir unsere Sachen gepackt hatten, mit der Gaddi zum Bus-Serail. Um neun Uhr ist die „Afghan Mail“ endlich zur Stelle. Bevor wir Kandahar in Richtung Kabul verlassen, hält der Bus vor der bereits erwähnten Freitagsmoschee Cherke Mobarak. Hier erleben alle Insassen, also auch wir, den Segen Allahs für die bevorstehende Fahrt. Wie sich bald zeigen sollte ist er bitter nötig, denn diese Reise gehört zum Schlimmsten, was ich bis dahin in Afghanistan je in einem öffentlichen Verkehrsmittel erlebt habe. Im Tagebuch findet sich der Eintrag: „Grauenhaft viel Staub, Fettkanister platzen, bis zu den Knöcheln im Hammelfett, Kleidung versaut. Scheibe an der Kardanwelle geht zu Bruch. Reparatur mitten in der Steppe. Gegen Mitternacht erst erreichen wir Mukur, fahren jedoch weiter. Am anderen Morgen kommen wir nach zweiundzwanzigstündiger Tortur, mehr tot als lebendig, in Ghazni an.“

Nach einer kleinen Pause, die wir dazu benutzen, uns wenigstens notdürftig wieder in einen ordentlichen Zustand zu versetzen, gehen wir zum Agricultural Department, um hier eine Reiseerlaubnis an den Ab-e-Istada zu erhalten. So heißt ein abseits der Straße liegender Salzsee, der entomologisch noch völlig unbekannt ist und den ich deshalb unbedingt besuchen will. Wir müssen also zuerst einmal wieder nach Mukur zurück. Eine Verbindung dorthin kommt allerdings am selben Tag nicht mehr zustande. Die gibt es erst am nächsten Vormittag. Wieder ist es ein Bus der hinlänglich bekannten „Afghan Mail“, der uns aufnimmt. Diese Reise findet

jedoch bereits nach etwa einer halben Stunde ihr vorzeitiges Ende. Diesmal sind es die Bremsstromeisen, die den Dienst quittieren. Einen Ersatz hat der Fahrer nicht dabei. Er hatte es offenbar versäumt, seinen diesbezüglichen Vorrat rechtzeitig wieder aufzufüllen.

Auch dieser unfreiwillige Aufenthalt passiert natürlich wieder mitten in der baumlosen Steppe, dazu noch bei brütender Hitze. Zufällig befindet sich der Militärkommandant von Mukur unter den Fahrgästen. Mit seiner Hilfe gelingt es, in einem Nomadenzelt Einlass zu finden. Zum ersten Male betrete ich eines dieser aus schwarzen Filzdecken gefertigten Zelte, die ich bisher, schon der angriffslustigen Hunde wegen, immer nur aus respektvoller Entfernung betrachten konnte. Ein älterer Mann sowie eine ältere und eine jüngere Frau, beide natürlich unverschleiert und in den traditionellen Farben Schwarz und Rot gekleidet, hocken in einer Ecke zwischen Teppichballen und Küchengerät. Die jüngere der beiden ist gerade damit beschäftigt, einem schon mindestens zwei Jahre altem Kind die Brust zu geben. Eine hölzerne, an zwei Schnüren aufgehängte Wiege vervollständigt das Bild. In einer großen Blechschüssel wird uns Sauermilch gereicht. Mehr haben diese Menschen, die sehr zurückhaltend sind und keinerlei Neugierde dem Fremden gegenüber zeigen, auch nicht anzubieten.

Nach einigen Stunden taucht ein privater Bus auf, der nach Mukur fährt und uns dorthin mitnimmt. Zuvor bot sich noch die Gelegenheit, eines der Wasserlöcher in Augenschein zu nehmen, die es in der Steppe gibt und die den Verlauf eines unter-

irdischen Kanals markieren. Man nennt ihn „qanat“ oder „karez“ (Abb. 52). Er führt das Grundwasser, das sich an Gebirgsrändern oder an den Schwemmkegeln von Flüssen, die Trocken fallen, angesammelt hat, über viele Kilometer bis zu einer Oase, wo es der Bewässerung und als Trinkwasserreservoir dient. Es ist eine unglaublich schwierige und auch gefährliche Arbeit, einen solchen Kanal und die zu ihm hinunterführenden, im Durchmesser weniger als einen Meter breiten Wasserlöcher zu graben. Meist wurde sie von Kindern ausgeführt, einfach weil sie schlanker und beweglicher waren als die Erwachsenen. Um zu ergründen [sic!], wie tief ein solches ist, binden wir vier Turbane von jeweils mehreren Metern Länge aneinander und an das Ende des letzten ein Gefäß. Alles zusammen reicht jedoch nicht aus, um an das begehrte kühle Nass zu kommen. Erwähnenswert ist auch noch eine Zieselkolonie,

die ich ganz in der Nähe dieses Wasserloches beobachtete. Es ist das Gelbziesel (*Citellus fulvus*), das hier lebt.

*

Am folgenden Tag kaufen wir schon kurz nach sechs Uhr morgens im Basar den Proviant für unsere Exkursion zum Ab-e-Istada. Dieser Salzsee ist etwa 20 km lang und 10 km breit. Nach meiner „Quarter-Inch-Karte“ liegt er etwas mehr als 40 Kilometer südsüdöstlich von Mukur. Der Weg dorthin ist natürlich unbefestigt, mal sandig mal steinig, und somit eigentlich nichts anderes als ein Eselpfad, der als solcher nur von den Bewohnern der verstreut liegenden Dörfer benutzt wird. Wenn man ein Pferd zur Verfügung hat, ist die Fortbewegung in diesem unwirtlichen Terrain kein Problem. Doch es gab in Mukur leider keine Reitpferde, die wir hätten mieten können. Einen störrischen Esel wollten wir uns beide nicht zumuten und so nahmen wir denn notgedrungen zwei solche aus Metall, die man bezeichnenderweise ja auch „Drahtesel“ nennt (Abb. 53). Ich glaube nicht, dass es vorher, und wohl auch später nicht, einen derart verrückten Ferangi gab oder geben wird, der es sich in den Kopf setzt, an einem Tag mit dem Fahrrad vierzig Kilometer durch die für Radtouren völlig ungeeignete Steppe von Mukur zu strampeln. (Das in Afghanistan gebräuchliche Wort „Ferangi“ für „Fremder“ leitet sich übrigens von „Franke“ ab, ist in diesem Fall also wörtlich zu nehmen, denn vornehmlich Franken waren es, die als Kreuzritter in den Orient zogen, wo sie gar nicht hingehörten.) Der Militärkommandant, mit dem wir uns angefreundet hatten, stellte für das Unternehmen einen Soldaten zur Verfügung, dem die Aufgabe zufiel, auf unser Gepäck aufzupassen, das von einem richtigen Esel transportiert wurde.

Unser gemeinsames Tagesziel ist ein Dorf namens Spintak, etwa fünf Kilometer vom Ufer des Salzsees entfernt. Als wir es am frühen Nachmittag erreichen, ist niemand

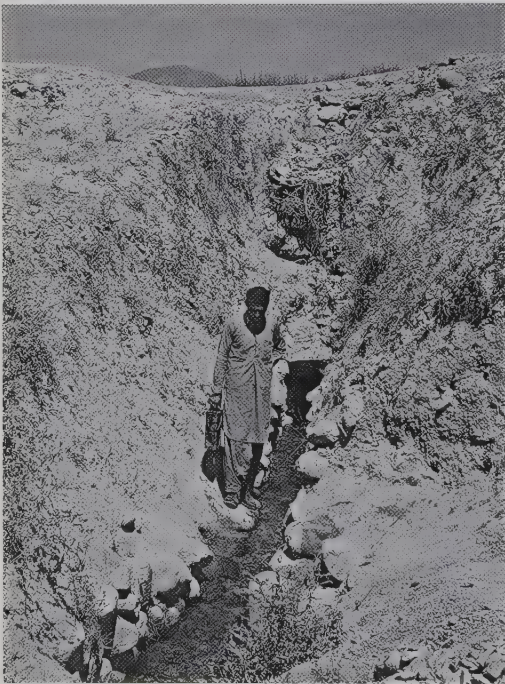


Abbildung 52. An manchen Stellen tritt der unterirdische Kanal an die Oberfläche und ermöglicht so problemlos die Entnahme des von weit her geleiteten kostbaren Wassers.



Abbildung 53. In Ermangelung von Reittieren mussten wir unsere Fahrt durch die Steppe mühevoll mit dem „Drahtesel“ zurücklegen.

zu sehen, was ganz ungewöhnlich ist. Die Bewohner ziehen es offenbar vor, sich hinter ihren Lehmmauern zu verbergen. Nach zwei Stunden vergeblichen Wartens beschließen wir, diesen ungastlichen Ort zu verlassen. Zuerst müssen wir jedoch Ausschau nach unserem Gepäckesel und den ihn begleitenden Soldaten halten. Endlich kommen sie angetrottet. Die Sonne schickt bereits ihre letzten Strahlen, als wir einen anderen Ort mit Namen Chara-uddin nahe dem Ab-e-Istada erreichen. Auch hier tritt uns die Einwohnerschaft keineswegs freundlich entgegen, doch der Soldat bewirkt schließlich, dass man uns Tee, Eier (tochm-e-murgh) und dünnes Fladenbrot (chapati) bringt.

Die anstrengende Fahrt steckt uns dermaßen in den Knochen, dass wir nur noch den Wunsch haben, auf dem nackten Lehm Boden eines leerstehenden armseligen Hauses, das man uns schließlich angeboten hat,

unsere Schlafsäcke auszubreiten. Noch ehe ich einschlafe, spüre ich, dass irgendwelche Tiere von oben herabfallen, habe jedoch nicht mehr die Kraft nachzusehen, was es damit auf sich hat. Als ich am anderen Morgen erwache, sind Hals, Schultern und Arme mit roten, heftig juckenden Einstichen bedeckt. Sie rühren von Wanzen her, doch nicht die Bettwanze (*Cimex lectularius*) war der Übeltäter, sondern eine große Raubwanze aus der Verwandtschaft unserer Staub- oder Schnabelwanze (*Reduvius personata*). Sie hält sich tagsüber in der Decke des Raumes verborgen. Diese bestand aus dünnen Pappelstämmen, zwischen denen trockene Steppenpflanzen eingeflochten waren und so das ganze Lehmgeviert nach oben abschlossen. Aus diesem Tagesversteck heraus stürzen sich die Blutsauger nachts auf den Schlafenden herab. Die Stiche, die sie hinterlassen, sind noch nach Wochen spürbar!

Nachdem wir erfahren haben, dass Fremde, und schon gar ein Ungläubiger, hier unerwünscht sind, beschließen wir, noch am gleichen Tag nach Mukur zurückzuradeln. Vorher musste ich jedoch unbedingt noch ganz an den Ab-e-Istada herankommen, nachdem wir ihm schon so nahe waren. In der Hitze flimmerte die Luft so stark, dass ich nicht wusste, ob ich nun den See oder eine Fata Morgana vor mir habe. Von der erhofften Salzsteppe und ihrer typischen Halophyten-Vegetation war weit und breit nichts zu sehen. Der Boden unter meinen Füßen wurde krustig und schließlich vom flachen Wasser überspült, das mit grünen Algen durchsetzt war (Abb. S. 138/54). Insekten traten an dieser Stelle überhaupt nicht in Erscheinung. Jeglicher Pflanzenwuchs fehlte! Damit fiel es mir auch nicht schwer, den ursprünglichen Gedanken an einen Lichtfang am Rande dieses Salzsees aufzugeben.

Das einzige, was ich jetzt noch tun konnte war, ein paar Aufnahmen zu machen, dann treten wir den Rückweg an. Plötzlich verlieren wir auch noch die Orientierung! Gehören die Lehmmauern zur Linken nun zum Dorf Chara-uddin, oder die, etwas weiter entfernten, auf der rechten Seite? Ein einsamer alter Mann, dem wir nach geraumer Zeit begegnen, zeigt uns den richtigen Ort. Zwei Stunden ruhen wir dort aus, dann geht es per Fahrrad wieder zurück nach Norden. Bei Einbruch der Dunkelheit treffen AJRUDDIN und ich hundemüde in Mukur ein. Am nächsten Vormittag hat auch der Soldat den Esel mitsamt unserem Gepäck wieder heil an den Ausgangspunkt dieser denkwürdigen, äußerst strapaziösen und dennoch nicht erfolgreichen Exkursion zurückgebracht. Außer einer guten Belohnung erhielt er von mir dafür noch Resochin-Tabletten gegen seine Malaria, die ihm sichtlich zu schaffen machte. Da es an diesem Tag keine Verbindung nach Kabul gibt, verbringen wir eine weitere Nacht in Mukur.

Für die nächste Etappe unserer Rückreise müssen wir uns mit einer Lorry begnügen, was jedoch eingedenk der letzten so wenig angenehmen Fahrt mit der „Afghan Mail“ eher ein Vorteil für uns war. Ich finde neben dem Fahrer noch ein schmales Plätzchen, während AJRUDDIN zu einigen anderen „Freiluftpassagieren“ auf das Dach des Lastwagens klettert. Mitten in der Steppe treffen wir plötzlich auf eine Nomadenhochzeit (Abb. S. 138/55, 56). Ein Trupp junger Männer bildet die Vorhut der Gesellschaft. Aus der Nähe betrachtet entpuppen sie sich als zwar fröhliche, wild gestikulierende, aber durchaus nicht einladend gestimmte Söhne dieser kargen Landschaft. Es scheint ihnen nicht zu behagen, dass ein Fremder sie fotografiert. Ich will aussteigen, doch der Fahrer ist damit ganz und gar nicht einverstanden. Als schließlich die Frauen dieser Hochzeitsgesellschaft sich nähern, in tiefrote Gewänder gekleidet und mit reichem Silberschmuck behangen, wird er unruhig und tritt auf das Gaspedal. Schade. Ein verwackeltes Bild ist alles, was mir von dieser letzten Szene geblieben ist. Wie gerne hätte ich noch mehr Fotos gemacht, vor allem von der Braut, die, von einem grünen Tuch vollständig eingehüllt, auf einem Dromedar thronte.

Schon zur Mittagszeit sind wir wieder in Ghazni (Abb. 57 und 58). Im Basar komme ich mit einem Silberschmied ins Gespräch. Nach einer Weile holt er aus der dunklen Ecke des nach vorn offenen Raumes, der gleichzeitig als Laden und Arbeitsplatz dient, einen schönen Gegenstand aus Bronze hervor, der sofort meine Aufmerksamkeit findet und den ich schließlich auch kaufe (Abb. 59). Hinzu kam noch eine Bronzeschale, die bei Balkh gefunden wurde, vermutlich zweites Jahrtausend vor der Zeitenwende (Abb. 60). Am Abend steigt uns im Gewirr der engen Basargassen der verführerische Duft des berühmten „Ghasni-Kabab“ in die Nase. Es ist zartes, in kleinen Stücken aufgespießtes



Abbildung 57. Viehmarkt außerhalb von Ghazni.



Abbildung 58. Die gewaltigen Mauern der alten Stadt Ghazni sind heute stark beschädigt. Verwaltungsgelände sind darauf errichtet worden. Im Vordergrund bietet ein Kleinhändler seine Ware an.

Lammfleisch, das über dem Holzkohlenfeuer langsam gebraten wird – für den hungrigen Magen ein wahrer Festtag!

Am nächsten Tag, wir schreiben den 4. Juni, war nach einer diesmal flotten und störungsfreien Fahrt mit der „Afghan Mail“ meine erste größere Reise innerhalb Afghanistans gegen 2 Uhr mittags in Kabul beendet. Ich besuchte sogleich Herrn HELLHOFF, den Chef von „Siemens Afghanistan“, um ihm die von AUGUST HOEBEL erhaltenen Briefe auszuhändigen. Die Nacht verbrachte ich wieder bei den Landsleuten in der „Scharenau“, und am nächsten Morgen ging es dann endlich „heim nach Sarobi“.

*

Zum ersten Mal fahre ich durch die Tangi Garu, was soviel wie „Wolfsschlucht“ bedeutet. Diese Straße ist noch im Bau und wird deshalb nur von besonders wagemutigen Fahrern benutzt. Natürlich ist sie um einiges kürzer als der Weg über den Lataband, den ich bereits beschrieben habe. Dafür ist das



Abbildung 59. Bronzeständer.



Abbildung 60. Bronzeschale aus Balkh.

Risiko, durch Bauarbeiten, Sprengungen und Steinschlag aufgehalten zu werden, ungleich höher. Und in der Tat: Für den etwa 30 Kilometer langen Abschnitt durch die Schlucht benötigen wir fast fünf Stunden. Entschädigt hat mich freilich der grandiose Ausblick in Steilwände, die sich immer wieder drohend auftürmen und, so hat es den Anschein, das Weiterkommen verwehren. Von der

höchsten Kehre sieht man tief hinab auf den Grund der Schlucht (Abb. S. 139/61). Hier hat sich in Äonen der tosende Kabulfluss sein Bett durch das Gestein gegraben. Am sogenannten „Teehaus des Königs“ ist ein Punkt erreicht, von dem aus man herrliche Einblicke in die zum Greifen nahe gegenüber liegende Wand der Schlucht hat (Abb. S. 139/62). Hier modelliert die Sonne in den Nachmittagsstunden aus der Oberfläche der Felsen im Wechselspiel von Licht und Schatten immer wieder neue Strukturen heraus. Man erzählte mir, dass von dieser Stelle aus auf Steinböcke geschossen wird, die in diesem Felsengewirr mit kühnen Kletterpartien ihre Kräfte messen.

Endlich war diese schauerlich schöne Schlucht durchquert und Sarobi glücklich erreicht. Die nächsten zehn Tage verbrachte ich in der schon beschriebenen angenehmen Atmosphäre, die dieser „Außenposten“ bot. Seine Tage waren allerdings gezählt. Von den Monteuren, die hier jahrelang hart gearbeitet haben, trat nun einer nach dem anderen die Heimreise an. Auch Dipl.-Ing. SCHUSTER, der wie ich aus Nürnberg kommt, verabschiedete sich. Die übrigen, darunter der stets hilfsbereite Dipl.-Ing. ERNST FRÖHLICH, hatten bereits mit der Abwicklung der noch ausstehenden technischen und administrativen Arbeiten begonnen. Hochkonjunktur hat dafür der Maler, den man ebenfalls aus Nürnberg geholt hat. Seine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass sich die zum Kraftwerk gehörenden Gebäude sowohl von außen wie von innen in schmackhaften Farben präsentieren und so die Wertarbeit, die hier geleistet wurde, in ein gutes Licht rückt.

Natürlich nutzte ich die Zeit mit entomologischen Sammelexkursionen in die nähere Umgebung und mit nächtlichen Fängen, um meinerseits Licht in die noch unbekannte Nachtfalterfauna zu bringen. Ich war schon sehr gespannt darauf, welchen Arten ich hier zu dieser frühlingshaften Jahreszeit begegnen werde. Meine Eintragung zum Fundort lautet: Sarobi, 1150 m, am Kabulfluss. Der bildet hier infolge künstli-

cher Stauung einen See, welcher inzwischen bereits den größten Teil des Talbeckens ausfüllt. In den Gärten des durch den Bau des Kraftwerks expandierenden Ortes hat man allerlei Ziersträucher sowie Weiden mit lanzettförmigen Blättern angepflanzt. Die Felsen, die stellenweise steil aufragend den Fluss flankieren, bestehen aus kristallinen Schiefen und Konglomeraten. In nischenartigen Einschnitten gibt es noch Spuren der metamorphen Umwandlung des Gesteins. Ich wurde auf eine von den Ingenieuren mit „Rubintal“ bezeichnete Stelle hingewiesen, an der man den roten Edelstein auf dem Boden zusammenkratzen kann. Gewaltige geologische Prozesse haben ihm seine Reinheit und damit auch seinen Wert für den Menschen genommen. Er ist braun und unansehnlich geworden. An den steilen, geröllreichen Hängen wachsen vereinzelt Wildmandel (*Amygdalus*) sowie die schon erwähnten *Cercis*-Büsche, die an flacheren Stellen den Augenfalern in den heißen Mittagstunden als Schattenspender dienen. Überall sieht man Gräser, meist in Horsten über die Geröllhalden verstreut. Wo sich genügend Feinerde in den Bodenspalten festgesetzt hat, streckt ein Kürbisgewächs, das der Echten Zitrulle (*Citrullus colocynthis*) ähnlich sieht, wenngleich die etwa 10 cm großen runden Früchte dunkelrotbraun gefärbt sind, ihre langen Stängel aus.

Das ganze Gebiet ist den felsreichen Steppenprovinzen zuzuordnen, die das zentrale, vom Hindukusch dominierte Hoch-

land umgeben. Hier treffen mediterrane und eremische Elemente aufeinander. Über die subtropische Talstufe von Jalalabad dringen außerdem noch Arten bis hierher vor, die bereits der indo-himalajischen Region angehören. Dies jedenfalls war mein erster Eindruck bei der Auswertung der am Licht gesammelten Tiere, von denen die Kleinschmetterlinge natürlich die Majorität stellten.

Zwei von diesen „indischen Nachtfaltern“ waren noch vor Ort bestimmbar: *Cerura himalayensis* und *Plusia orichalcea*. Hinzuzufügen wäre noch *Dysauxes kashmirensis*, eine mit unserer „Kammerjungfer“ (*Dysauxes ancilla*), die hier nicht vorkommt, näher verwandte Art, und *Utetheisa lotrix*. Die letztgenannte ist äußerlich kaum vom weit verbreiteten „Harlekinbär“ (*Utetheisa pulchella*) zu unterscheiden, der aus Afghanistan als Schädling an Gemüsepflanzen gemeldet wird und massenhaft in der Krautflur der Uferböschung des Kabul-Stausees lebt. Ob und wenn ja mit welchem Anteil auch die orientalische Schwesterart *Utetheisa lotrix* daran beteiligt ist, ist noch unbekannt. Umgekehrt gibt es zahlreiche Arten, die in den Trockengebieten (Eremial) der westlichen Paläarktis vorkommen und hier bei Sarobi die Ostgrenze ihres Areals erreichen. Dazu gehört zum Beispiel der von mir in einem Exemplar hier festgestellte, wunderschön grün gefärbte Schwärmer *Akbesia davidi*.

1
 2
 3
 4
 5
 6
 7
 8
 9
 10
 11
 12
 13
 14
 15
 16
 17
 18
 19
 20
 21
 22
 23
 24
 25
 26
 27
 28
 29
 30
 31
 32
 33
 34
 35
 36
 37
 38
 39
 40
 41
 42
 43
 44
 45
 46
 47
 48
 49
 50
 51
 52
 53
 54
 55
 56
 57
 58
 59
 60
 61
 62
 63
 64
 65
 66
 67
 68
 69
 70
 71
 72
 73
 74
 75
 76
 77
 78
 79
 80
 81
 82
 83
 84
 85
 86
 87
 88
 89
 90
 91
 92
 93
 94
 95
 96
 97
 98
 99
 100

Nach Faizabad

Die Vorbereitung – Die Reise nach Faizabad, ein Rückblick – Allah akbar! – Durch das Ghorbandtal zum Shibar-Pass – Am Surkhabfluss – Ein Wiedersehen in Baghlan – Durch das Kokchatal – Beim Gouverneur von Faizabad – Von Bajonetten bedroht – In Barak – Die Opiumbauern von Jurm

Am 15. Juni waren die zehn Tage vorüber, die ich in Sarobi mit entomologischen Aufsammlungen, der Auswertung meiner Kandahar-Reise und mit den Vorbereitungen auf die Badakhshan-Expedition verbracht habe. Mit einer „Getreidelorry“, wie sie zwischen der pakistanischen Grenze und Kabul hin und her pendeln, fuhr ich um neun Uhr los. Der Fahrer gehörte zu jener Sorte glücklicher Menschen, für die das Wort „Zeit“ offenbar keine oder zumindest nur sehr eingeschränkte Bedeutung hat. An jeder tschai khana auf der schon beschriebenen Lataband-Strecke wurde angehalten und Tee getrunken (Abb. S. 139/63). Auch ein Nickerchen während der heißen Mittagsstunden durfte nicht fehlen und so war es schließlich sechs Uhr abends, als wir in Kabul ankamen. Die Durchschnittsgeschwindigkeit unserer Fahrt betrug demnach, die Pausen eingerechnet, 11 km/h, was angesichts der Tatsache, dass keine Reparatur am Fahrzeug, ja noch nicht einmal ein Reifenwechsel erforderlich war, als durchaus positiv betrachtet werden muss.

In Kabul führte mich mein erster Weg ins Landwirtschaftsministerium. Dort sah ich meinen Reisebegleiter und entomologischen Assistenten, AJRUDDIN WAIS, wieder. Am Abend des selben Tages war noch Geldwechsel im Basar angesagt. Meine schmale Reisekasse enthielt nur britische Pfundnoten, die hier nicht so hoch im Kurs standen wie die begehrten „Green Dollars“. Nicht mehr als 140 Afghani, lautete das finale Angebot. Darauf hatte mich in Deutschland niemand hingewiesen. Doch ich hatte Glück! Ein

Landsmann, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, tauschte meine 58 Pfund Sterling zum offiziellen Dollarkurs ein und gab mir einen Scheck über 162 US-Dollar. Für diesen erhielt ich 8.748 Afghani – meine Barschaft für die Reise nach Faizabad.

Am darauf folgenden Tag bin ich erneut im Ministry of Agriculture und treffe dort Mr. SHALLOW, den rührigen „angewandten Entomologen“ aus den Vereinigten Staaten. Er möchte gerne mit mir zusammenarbeiten und hat wohl auch schon hinlänglich über mich berichtet. Jedenfalls wurde ich gefragt, ob ich vertraglich für das Ministerium tätig werden möchte. Auch einen Jeep könnte ich eventuell bekommen. Vorsorglich hatte ich noch in Sarobi einen ausführlichen Bericht über meine Feldforschungen in der Provinz Kandahar angefertigt, der nun von Mrs. ASSISI, der Sekretärin von Dr. KELTON, übersetzt wird. Nach einem Lunch bei Mrs. und Mr. SHALLOW lerne ich im „International Club of Kaboul“ neben anderen Personen auch Dr. BRETT kennen, der sich mit Lepraforschung befasst. Auch er interessiert sich sehr für Insekten, insbesondere in ihrer Eigenschaft als Krankheitsüberträger.

Am nächsten Morgen begleite ich Mr. SHALLOW zu einem Nebenplatz des Kabul-Airport. Dort wird vor Angehörigen des Landwirtschaftsministeriums der Einsatz eines kleinen einmotorigen Flugzeugs im Dienst der Schädlingsbekämpfung demonstriert. Geboten wird die Ausbringung eines Insektizids auf größeren Flächen. Der Chief of Plant Protection ist selbst mitgeflogen und

war hellauf begeistert. Für mich wichtiger ist jedoch die Organisation meiner Badakhshan-Expedition. Zusammen mit AJRUDDIN bin ich schon bald wieder im Basar. Wir benötigen Ersatzteile für die Petromaxlampe, Munition für unser Gewehr, etwas Reiseproviant und Vitamin C-Tabletten. Vor allem jedoch benötigen wir zwei Plätze in einem Bus der „Afghan Mail“, die wir am 19. Juni beim Afghan Service buchen. Damit steht unser Abreisetermin fest: Sonntag, 23. Juni.

Am 20. Juni gab es wieder einen Feiertag, diesmal für Kinder (Abb. 64)! Kabul hatte an diesem Tag sogar geflaggt. Das war am Donnerstag. Am Freitag, also am „dschuma“, holte mich AJRUDDIN schon um neun Uhr in der Shahr-e-Now ab. Auf dem Programm stand ein Besuch in seinem Haus in einem Dorf weit außerhalb der Stadt. Unter schattigen Bäumen waren bei unserem Eintreffen bereits die Anwohner und Familienmitglieder männlichen Geschlechts versammelt. Der kleine Sohn meines Freundes brachte das Waschwasser für den Gast aus Almania und reichte dazu mit kindlichem Charme, wenn auch noch etwas schüchtern, Seife und Handtuch. Wieder war ich ohne

große Umstände in einer Runde mir zunächst fremder, aber sehr rasch lieb gewordener Menschen aufgenommen worden. Obwohl verschiedenen Kulturkreisen angehörend, gab es nichts, was uns wirklich trennte. Man mag an mir vielleicht noch etwas von dem Erstaunen bemerkt haben, das ein Europäer angesichts dieser herzlichen Gastlichkeit, die ihn in einem afghanischen Haus umfängt, nicht ganz verbergen kann. Mein Gastgeber und alle, die eingeladen waren, haben diese Begegnung mit einem Fremden, noch dazu einem Christen, jedenfalls mit großer Warmherzigkeit und Offenheit ausgefüllt. Nur die Frauen blieben aus dieser Runde ausgeschlossen. Auch die Frau meines Freundes AJRUDDIN machte da keine Ausnahme.

Der Tag vor unserer Abreise verläuft noch einmal recht turbulent. Er beginnt mit einem Abschiedsbesuch bei MOHAMMED KARIM, dem Direktor der Abteilungen Entomologie und Pflanzenschutz im Landwirtschaftsministerium. Dort lerne ich den Economic Advisor Professor DEMAN kennen. Auch er will sich um einen Jeep für mich bemühen, doch ich lehne unter Hinweis auf die bei der „Afghan Mail“ bereits



Abbildung 64. Kinderbelustigung in Kabul. Das „Riesenrad“ muss noch mit der Hand bedient werden.

gebuchten Plätze höflich ab. Ein weiterer Besuch führt mich zu Direktor HELLHOFF. Bei ihm treffe ich mit dem Bürgermeister von Kabul zusammen, dem schon erwähnten, bereits zu Lebzeiten legendären „Papa“ GHOLAM. Er ist ein außerordentlich lebhafter und humorvoller Mann, dazu ein echter Freund der Deutschen. Schnell kommen wir ins Gespräch. Über meine Passion, den Krabbeltieren nachzustellen, amüsiert er sich köstlich. Gleich ist er dazu mit passenden Geschichten aus dem Leben des MULLAH NASREDDIN, dem „orientalischen Eulenspiegel“, bei der Hand. Als er hört, dass ich morgen nach Faizabad abreise, fragt er mich sogleich, ob ich auch schon beim dortigen „Hakim Ala“, dem Gouverneur ABDUL RAHMAN POPAL, gemeldet sei. POPAL? frage ich erstaunt. – Ja natürlich, der Bruder des Kultusministers Dr. ALI POPAL, war seine Antwort. – Aber bei diesem war ich doch bereits, er hat mir den Weg für meine Reise nach Kandahar geebnet. – Sie sollten sich von ihm einen Brief an seinen Bruder geben lassen, dann ist alles viel einfacher! – Danke, Papa Gholam, für den guten Rat!

Na denn, nichts wie hin zum Ministry of Education. Seine Exzellenz war anwesend, hatte aber gerade Besuch aus dem Iran. Ich warte und bekomme, lange nach Ende der offiziellen Dienstzeit, noch eine Audienz und dabei auch den erhofften Empfehlungsbrief an den Bruder, dem Gouverneur der Provinz Faizabad. Solche persönlichen Zeilen haben natürlich ihren besonderen Wert. Schade, dass ich sie nicht lesen kann (außerdem stecken sie in einem versiegelten Umschlag). Wie mag er mich wohl angekündigt und beschrieben haben, der Herr Kultusminister? Von seinem äußerst kultivierten, lebenswürdigen Verhalten war ich jedenfalls tief beeindruckt.

Die Reise nach Faizabad, ein Rückblick

Die Expedition in die noch unbekannte Bergwelt des nördlichen Badakhshan sollte der Höhepunkt meiner Afghanistan-Reise

des Jahres 1957 werden. Sie dauerte vom 23. Juni bis zum 12. August. Als ich jetzt, nach so langer Zeit, meinen Reisebericht hervorgeholt und die Eintragungen zu jedem der 73 Tage nachgelesen habe, spürte ich plötzlich wieder dieses Prickeln, das in der Erwartung immer neuer Abenteuer Geist und Körper in Spannung hält. Dabei ist es eigentlich nur die Schilderung von Begebenheiten, wie sie damals auf den alten Karawanenstraßen im Hindukusch oder auf den Hirtenpfaden im westlichen Pamir zum Alltag gehörten. Die Begegnung mit den Menschen, die in ihrer gastfreundlichen und durch die Achtung der im Koran vorgeschriebenen Verhaltensregeln durchaus kultivierten Art dem Fremden einen tiefen Einblick in die Welt des Islam gewährten, war noch unbelastet von den politischen und militärischen Ereignissen, die später das Land auf so grauenvolle Art heimgesucht und diese Welt so gänzlich zerstört haben.

Um den Spannungsbogen in dem Bericht, den ich hier niederschreibe, möglichst über die gesamte Strecke aufrecht zu erhalten, habe ich mich entschlossen, nicht von meinem alten Tagebuchstil abzuweichen. Er soll dich, lieber Leser, mitnehmen in den Bus der „Afghan Mail“, oder auf das Pferd, in die Amtsstube eines Gouverneurs, an die Reistafel eines Hakim oder in mein einfaches Zelt, gerade so, als wärest du selbst mit von der Partie gewesen. „Manda naba-schi“ – werde nicht müde (korrekt übersetzt muss es eigentlich heißen: „auf dass du nicht zurückgelassen werdest“)! Das ist der Gruß auf den Gebirgspfaden, die jetzt vor mir liegen. Er pflanzt sich fort durch ganz Afghanistan, überall dorthin, wo sich Reisende – mozaferha – begegnen. Es ist ein Gruß der Verbundenheit. Der Wanderer oder Reiter, auf den wir treffen, müht sich wie Du den steilen Pass hinauf. Er muss genauso acht geben auf die Tücken des Weges, darf nicht nachlassen in seiner Aufmerksamkeit, muss sein Pferd führen und aufpassen, dass es nicht strauchelt und dabei die kostbare Traglast abwirft. In diesem Augenblick bis Du

ihm ganz nahe und Dein Gruß kommt aus dem Herzen: manda nabaschi – werde nicht müde, so wie ich es nicht werden darf, denn jeder von uns hat ein Ziel, das er erreichen will. Nie zuvor habe ich dem Gruß, den ich einem mir völlig Fremden entbiete, so viel an Bedeutung beigemessen. „Salamat baschid“ – sei bedankt und begrüßt, Fremder! Hier in den rauen Bergen des Badakhshan, weit ab von allen Bindungen an Haus, Familie, Religion und was den Menschen sonst noch in Beschlag nimmt, hier bist Du frei, so wie ich es bin. Hier bist Du – wenn vielleicht auch nur für einen Augenblick – mein Bruder.

Heute, nach so vielen Jahren und nach den schweren Schicksalsschlägen, die das Land hinnehmen musste, hat dieser Gruß eine neue Bedeutung erhalten: manda nabaschi – werde nicht müde, gib nicht auf, Afghanistan! Man wird Dir helfen, Dich vom Joch der Glaubensfanatiker befreien. Der wahre Islam, der Dich kulturell geprägt hat, wird am Ende siegen. Und es wird ein Islam sein, der dem Abendland einen neuen Weg zeigt, einen Weg der gegenseitigen Achtung und Verständigung.

Schon für meinen Vortrag bei der „Urania“ in Berlin im Jahr 1966 habe ich das „manda nabaschi“ als Titelzeile gewählt. In diesen zwei Worten steckt mehr als nur eine einfache Grußformel. Sie könnte daher auch über den Reiseerinnerungen stehen, die ich hier niederschreibe. Erst später, als ich weitere, mir bis dahin noch unbekannte Berichte von Asienreisenden las, fiel mir auch das Buch von HERBERT TICHY „Zum heiligsten Berg der Welt – Auf Landstrassen und Pilgerpfaden in Afghanistan, Indien und Tibet“ aus dem Jahr 1937 in die Hände. Auch er hat ein Kapitel darin mit „Mandana baschi“ überschrieben. Doch schon 1925 taucht dieser Gruß als Titel eines Buches auf. Darin sind die „Reisen und Erlebnisse eines deutschen Arztes in Afghanistan“ mit Namen BOERNSTEIN-BOSTA beschrieben.

*

23. Juni: Der Tag der Abreise in den Norden war gekommen! Mit 73 kg Gepäck, das zusätzlich zum Fahrpreis noch einmal 89 Afghani kostet, bin ich am frühen Morgen zur Stelle. AJRUDDIN wartet schon auf mich, begleitet von seinem Bruder, meinem Tischnachbarn vom Festessen am vergangenen Freitag. Von ihm verabschieden wir uns mit dem zwischen Verwandten, Freunden und guten Bekannten ausgetauschten, im Orient üblichen Links-Rechts-Links-Wangenkuss, den man „bachal khaschi“ (etwas vornehmer auch „mosaf-i-ah“) nennt. Dann geht es los – „burru bachei“! Nach Aufenthalt in Qarabagh und Charikar biegen wir nach Westen in das landschaftlich sehr ansprechende Ghorbandtal ein (Abb. 65). Hier folgt gleich die übliche Panne. Diesmal war es das Hinterrad. Ich nutze die Zeit mit Sammeln und Fotografieren. Ein dankbares Objekt sind die daumenlangen Singzikaden aus der Gattung *Tibicen*. In großer Zahl sitzen sie an den Stämmen der Weißpappeln und veranstalten einen Höllenlärm. Erst gegen Abend kommen wir von hier los. Doch bald wird wieder angehalten, denn es ist Zeit für das Abendgebet, das kein gläubiger Moslem versäumen darf. Als Europäer und Glaubensfremder halte ich mich im Hintergrund und beobachte mit Respekt die tiefe Frömmigkeit meiner Mitreisenden. Nach Mekka gewandt, was von hier aus nach Südwesten bedeutet, stehen die Männer in einer Reihe (die Frauen, die im hinteren Teil des Wagens mitreisen, bleiben etwas entfernt davon unter sich). Auf den Gesichtern der Betenden liegt der Schein der untergehenden Sonne. Ein Imam stimmt das „Allah akbar“ an und alle knien nieder. Mit der Stirn berühren sie mehrfach den Boden an einer Stelle, die vorher mit dem Gebetsstein markiert wurde. Manche haben auch ihren Gebetsteppich dabei, auf dem diese Stelle durch ein ornamentales Muster gekennzeichnet ist. Der Ritus, der streng eingehalten wird, macht großen Eindruck auf mich. Die Demut vor dem einzigen Schöpfergott, der auch der Gott der Christen ist, verkörpert zugleich die Anerkennung einer



Abbildung 65. Im Ghorbandtal ist an vielen Stellen nur an steilen Hängen noch Platz für kleinere Ansiedlungen. Der Talboden bleibt dem Feldbau vorbehalten.

höheren Macht, die allein das Leben jedes Einzelnen bestimmt. „Es fällt kein Spatz vom Himmel, ohne dass Gott es will“. Auch dieser Satz aus dem Religionsunterricht steht in völligem Einklang mit dem Glauben meiner muslimischen Reisegefährten! Plötzlich komme ich mir recht hilflos vor. Warum kann ich meine Achtung vor dem Schöpfer nicht in gleicher Weise zum Ausdruck bringen? Das Trennende liegt in diesem Augenblick nur in der äußeren Form der Hinwendung zu Gott. Der Kern des Glaubens ist davon nicht berührt. In tiefen Gedanken versunken warte ich, bis das Gebet zu Ende ist.

*

Inzwischen ist es dunkel geworden. Wir stecken noch mitten im Ghorbandtal, das sich über lange einhundertzwanzig Kilome-

ter hinzieht. Es gibt hier keinen größeren Ort mit einem Hotel, in dem man übernachten könnte. Der Fahrer hat also noch eine ansehnliche und beschwerliche Strecke vor sich. Vor allem wartet der bekannt-berühmte Shibar-Pass auf ihn. Es ist derzeit der einzige Übergang über den zentralen Hindu-kusch, den auch schon die Eroberer früherer Jahrhunderte mit ihren Heerscharen benutzt haben. In vielen Kurven windet sich die unbefestigte Karawanenstraße empor. Die Passhöhe liegt bei 3260 m. Der Boden ist von den Reifen der schwer beladenen Lastwagen, die auf dieser Strecke Wirtschaftsgüter aus der Sowjetunion nach Kabul bringen, tief aufgewühlt. An den flacheren Stellen, die sich noch in einem kleineren Gang bewältigen lassen, ist jedes Fahrzeug schnell in eine mächtige Staubwolke eingehüllt. Im oberen Bereich dieser Passstrecke zwingen enge

Kehren und anstehender Fels zu höchster Aufmerksamkeit.

Diesen Abschnitt der Reise nach Faizabad haben wir also noch vor uns. Endlos gehen die Stunden dahin. Bleierne Müdigkeit erfasst die unbarmherzig durchgerüttelten Glieder. Etwa zwei Stunden vor Mitternacht haben wir endlich den Pass überwunden. Inzwischen ist es empfindlich kalt geworden. Ich vergaß, warme Kleidung aus meinem Gepäck zu nehmen, das jetzt unerreichbar auf dem Dach festgezurret ist. Also friere ich wie ein junger Hund, doch die Müdigkeit behält die Oberhand. Irgendwann verspüre ich einen heftigen Stoß und pralle mit dem Kopf an die Seitenwand des Fahrzeugs. Zugleich tönt ein vielstimmiger Schrei durch das Wageninnere: „Pas, pas!“ Der Fahrer neben mir war eingeschlafen, das Fahrzeug kurz vor einer Brücke an einem Felsen entlang geschrammt und drohte umzustürzen. Im letzten Augenblick gelingt es, den Bus wieder ins Gleichgewicht und unmittelbar vor der Brückenauffahrt zum Stehen zu bringen. Wieder einmal hatte ein Schutzengel die Hand dazwischen. War es nun meiner, also ein christlicher, oder der meines Freundes AJRUDDIN und seiner muslimischen Reisegeossen? Nachdem der Schreck überwunden war und der Fahrer zum wiederholten Male eine Prise „naswoar“ genommen hat, fahren wir weiter in die Dunkelheit hinein. Irgendwann kommen wir in Doab an, wo wir in einem kleinen Hotel den Rest der Nacht verbringen.

*

Schon früh um acht Uhr geht es wieder los. AJRUDDIN und ich sind die letzten, die völlig unausgeschlafen den lädierten Bus der „Afghan Mail“ besteigen. Vor uns liegen die Täler des Bamian- und Surkhab-Flusses, die sicherlich zu den schönsten schluchtartigen Gebirgstälern gehören, die es auf der Welt gibt. Ihre bizarren Gesteinsformationen sind einzigartig! Schade, dass ich hier nicht aussteigen kann. Solche Landschaften sollte

man zu Fuß durchwandern, doch wer kann sich das in diesem rauen Land schon leisten? Die Passagen zwischen den lotrecht aufragenden Felsen sind manchmal so eng, dass die Straße kaum Platz findet neben dem wild dahinschäumenden Fluss. Endlich weitet sich das Tal und gibt den Blick frei auf mächtige Bergmassive, an deren Wänden die Schichten geologischer Epochen malerisch hervortreten (Abb. 66). Wir sind in Doshi angekommen, einem wichtigen Haltepunkt auf dieser Strecke. Nach ausgiebiger Rast begeben wir uns auf die letzte Etappe vor dem Erreichen des turkmenischen Tieflandes. Noch einmal zwingt sich der Surkhab durch enge Felsschluchten. Es ist jetzt ziemlich heiß geworden. Der Fahrtwind, der durch die halb geöffneten, staubverschmierten Scheiben hereinweht, bringt kaum Kühlung. Der Fahrer wird unruhig und horcht angestrengt auf den Motor. Sollten wir wieder eine Panne haben? Es ist der Treibstoff, der uns ausgeht! Buchstäblich mit dem letzten Tropfen im Tank rollen wir in Pul-i-Khumri auf einen Platz, auf dem einige Fässer mit Dieselöl herumstehen. Neben einer Handpumpe sitzt ein Mann, mit einem großen Trichter in der Hand, und wartet auf Kundschaft. Hier in dieser kleinen Stadt, in der die Deutschen vor Jahren ein Kraftwerk errichtet und eine Baumwollspinnerei aufgebaut haben, ist unsere Fahrt mit der „Afghan Mail“ zunächst einmal zu Ende. Wir verladen unser Gepäck auf eine Gaddi und finden Unterkunft in einem Hotel. Dort können wir sogar ein ausgiebiges Bad nehmen.

*

25. Juni: Von Pul-i-Khumri sind es nur etwa 40 Kilometer bis nach Baghlan. Dort befindet sich die Zuckerfabrik, in der mein Reisegeosse von der „MS Asia“, SATTAR RAHMANI, als technischer Direktor tätig ist. Ihm will ich natürlich auf meiner Fahrt nach Faizabad einen Besuch abstatten. Leider hat es mit einem solchen bei dem Arzt Dr. HÖLZINGER in Pul-i-Khumri nicht geklappt.



Abbildung 66. Geologisch bedeutsame Landschaft zwischen Doab und Doshi.

Bereits am frühen Morgen halten wir an der Straße Ausschau nach einer Fahrgelegenheit. Noch vor zehn Uhr treffen wir in Baghlan ein. Mit SATTAR RAHMANI gibt es ein herzliches Wiedersehen. Er zeigt uns die Fabrik, in der die im Umland angebauten Zuckerrüben verarbeitet werden. Für das Land ist sie von großer Bedeutung. Ihre Produktion deckt etwa 60 Prozent des gesamten Zuckerverbrauchs. Hier lerne ich auch Herrn BUCHMANN kennen, einen bei der FAO tätigen Agraringenieur aus der Schweiz. Er bemüht sich darum, das Abernten der Getreidefelder von der Sichel auf die Sense umzustellen, was zu diesem Zeitpunkt einen enormen Fortschritt bedeutet. Allerdings sollten wir uns davor hüten, unsere Anbau- und Erntemethoden generell auf die Verhältnisse zu übertragen, wie sie hier von Natur aus gegeben sind. Das gilt im Besonderen für die Bearbeitung des Bodens. Das Tiefpflügen

mit dem Stahlpflug, beispielsweise, mag zwar gegenüber dem einfachen Holzpflug, der bei den afghanischen Bauern noch gebräuchlich ist, modern und fortschrittlich erscheinen, hier ist es jedoch angesichts der geringen Humusaufgabe überhaupt nicht angebracht. Es gibt jedenfalls genügend Gesprächsstoff, als wir uns im komfortabel eingerichteten „Klub“ der Zuckerfabrik, der zugleich als Hotel dient, gegenüber sitzen. Der anschließende Besuch beim Mudir-e-Serahat, dem Landwirtschaftsdirektor, war sozusagen eine Pflichtübung, denn wir hatten Empfehlungsschreiben aus Kabul mitgebracht. Dieser revanchierte sich mit einem überreichen Angebot verschiedenster Früchte, von dem ich, wie sich am nächsten Tag zeigen sollte, weit mäßiger hätte Gebrauch machen sollen.

An diesem nächsten Tag waren wir in Ermangelung einer anderen Fahrgelegenheit Passagiere auf einem schweren russischen

Lastwagen, der zudem unbeladen war. Führt man mit einem solchen Vehikel über eine so genannte „Wellblechpiste“, und hat es der Fahrer dazu noch eilig, na dann gnade Gott! Noch nie zuvor bin ich dermaßen durcheinander geschüttelt worden. Sogar die „Afghan Mail“ zwischen Kandahar und Ghazni vor ein paar Wochen war dagegen ein Salonwagen. Und die schönen Früchte vom Abend zuvor? Sie hatten wieder einmal für einen gewaltigen Aufruhr im Reich der Gedärme gesorgt, der sich jeglicher Zurückhaltung zu entziehen trachtete. Jetzt kam es darauf an, in Sekundenschnelle den Absprung zu schaffen. Und das mehrmals hintereinander! Der Fahrer hielt mit laufendem Motor und grinste jedes Mal abscheulich. Ich war heilfroh, als ich in Aliabad diese Todesschaukel verlassen durfte. Es dauerte eine ganze Weile, bis sich das Gefühl eines leidlich funktionierenden Knochengerüsts und eines einigermaßen besänftigten Verdauungstraktes wieder eingestellt hatte. Mit einem anderen Fahrzeug setzen wir schließlich den Weg nach Khanabad fort, das wir am Abend gegen 18 Uhr erreichen. Ich verkrieche mich in einem einfachen Hotel, während AJRUDDIN seine hier verheiratete Schwester aufsucht.

*

Wir haben Glück! Schon um 7 Uhr morgens holt uns auf Vermittlung des Transportdirektors von Khanabad eine Lorry zur Weiterfahrt nach Faizabad ab. Allerdings gibt es bereits nach einer Stunde die erste Panne (ein Schaden an der Kardanwelle). Nach etwa zwei Stunden ist er behoben (was man getrost als eine Meisterleistung des Fahrers bezeichnen darf!), so dass wir doch noch um die Mittagszeit in Taliqan eintreffen. Von dieser Stadt weiß man, dass sie im 13. Jahrhundert zehn Monate lang den Angriffen der von DSCHINGIS KHAN angeführten Mongolen standgehalten hat. Als ihre Bewohner schließlich doch aufgeben mussten, wurden sie allesamt massakriert. Die heutigen Einwohner scheinen von diesem Ereignis immer noch

gelähmt zu sein. Es sind Usbeken, denen ich ohne weiteres die Erfindung des geruhsamen Tages zuschreiben möchte. In einer nicht geringen Zahl von Teehäusern überall das gleiche Bild: Behäbiges Teetrinken, kein lautes Stimmengewirr, ein Minimum an Bewegung, was an solch heißen Tagen ja auch ganz vernünftig erscheint.

Ich habe Schwierigkeiten, mich dieser Ruhe anzupassen. Lange darf sie nicht währen. Unser Tagesziel heißt Kishm, ein kleiner Ort am Kokchafluss, der immerhin noch gut 70 km von hier entfernt ist. Als wir ihn bei Nacht erreichen, ist es schwierig, eine Unterkunft zu finden. Der „kleine Hakim“ ist zwar von unserem Kommen unterrichtet worden, lässt sich aber nicht blicken. So werden wir in stockdunkler Nacht irgendwohin geführt, wo es für uns ein Bett geben soll. Ein mit einer einfachen Petroleumlampe bewaffneter Mann geht voraus. Es ist ein langer und holpriger Weg, den wir auf diese Art zurücklegen müssen, bis wir zu einem einsamen Haus kommen, in dem ein ehemaliger Landwirtschaftsdirektor mit mehreren Männern gerade beim Essen sitzt. Ich bin immer wieder darüber erstaunt, wie gut man in diesem Lande über Einzelheiten und scheinbare Nebensächlichkeiten unterrichtet ist. In richtiger Einschätzung der Lage hat man uns genau an den richtigen Punkt geleitet. Natürlich sind wir sofort als Gäste eingeladen und bekommen nach einem reichlichen Mahl auch den schon sehnlichst erhofften dscharpoi („dschahar poi“ heißt soviel wie „Vierfüßler“, denn auf vier kräftigen, kurzen Pfosten ruht ein afghanisches Bett und verdient somit auch diesen durchaus zutreffenden Namen). Dass sich auch Bettwanzen darin recht wohl fühlten und uns ihre innigste Gesellschaft angedeihen ließen, sei nur am Rande erwähnt.

Der zweite Tag auf unserer „Faizabad-Lorry“ führt uns die grandiose Szenerie des Kokchatales vor Augen. Glaubt man, in der Tangi Gharu oder am Surkhab schon das Nonplusultra an wilder landschaftlicher Schönheit erlebt zu haben, so wird man

erneut eines Besseren belehrt. Auch hier gibt es wieder Felspartien – geologisch als „Urschieferverwerfung“ bezeichnet – deren bizarre Ausformungen eigentlich nicht mehr zu übertreffen sind (Abb. 67). Über ihrem scharfen Grat rücken immer wieder die schneebedeckten Bergriesen des Khodja Mohammed-Gebirgszuges, ein Teil des zentralen Hindukuschs, ins Blickfeld.

Besondere Aufmerksamkeit, und nicht nur die des Fahrers, verdienen die Brücken, die über den wild dahin schäumenden Fluss führen. In ihrer Bauart stimmen sie vollkommen mit denen in weiten Teilen Innerasiens überein: Auf beiden Seiten ein aus großen Steinen angehäuften Widerlager, von dem aus kräftige Baumstämme, die in einer besonderen Stützkonstruktion miteinander verbunden und mit flachen Querhölzern und Steinen belegt sind, den eigentlichen Übergang herstellen. Es gehört schon einiger Mut dazu, mit einem schweren Lastwagen darüber hinweg zu fahren. Der Fahrer weiß auch um die Gefahr und lässt seine Fahrgäste vorsorglich allesamt aussteigen (Abb. 68). Dennoch passiert es immer wieder, dass solche Brücken einfach einknicken. Dann kommt es darauf an, auf beiden Seiten Lastwagen zu haben, deren Fracht per Hand und Rücken über die Bruchstelle hinweg umgeladen werden muss. Oft dauert es Wochen, bis eine solche Brücke wieder repariert ist. Am Abend dieses Tages haben wir schließlich wohlbehalten Faizabad erreicht (Abb. S. 140/69). 300 Afghani haben wir für die Fahrt auf dieser Lorry bezahlt. Eine Lebensversicherungsprämie war in diesem Betrag natürlich nicht enthalten.

*

29. Juni: Bereits am Vormittag statten wir dem Gouverneur von Faizabad, seiner Exzellenz ABDUL RAHMAN POPAL, den notwendigen Besuch ab. Mit großem Wohlwollen nimmt er den Brief seines Bruders entgegen, dessen Inhalt die Freundlichkeit mir gegenüber offensichtlich noch steigert. Der ungezwungene Empfang, der uns zuteil

wird, gerät unversehens zu einer heiteren Angelegenheit, die rasch jedwede etwa noch vorhandene Förmlichkeit in ihr Gegenteil verkehrt. Und das kam so: Ich wollte dem Gouverneur, mit dem ich mich sonst in englischer Sprache unterhielt, auf seine landesübliche Befindensfrage hin auf die gleiche Weise antworten. Ich wusste bereits, dass man auf das „chub hasti“ (geht es Dir gut?) mit „chub hastam“ (es geht mir gut) reagiert. Und als er die Frage „dschetur hasti“ (wie geht es Dir?) nachschiebt, glaubte ich, die gleiche Redewendung benutzen zu müssen. Doch da gibt es ja noch die Aussprache, auf die man zu achten hat. Außerdem reagiert man auch auf „dschetur hasti“ mit „chub hastam“. Falsch ist es jedenfalls, „dschetur hastam“ zu sagen. Aber noch schlimmer ist es, dieses „dschetur“ falsch auszusprechen, so dass es wie „schutur“ klingt. Denn „schutur“ heißt ganz einfach „Kamel“, und wenn man dann noch ein „hastam“ daran hängt, wie ich es getan habe, so meint man damit einfach „ich bin ein Kamel“. Die Heiterkeit, die meine Antwort auslöste, hat mich sicherlich zunächst einmal sehr verdutzt dreinschauen lassen, bis mir der Lapsus klar gemacht wurde. Jedenfalls habe ich bei dieser Gelegenheit erneut erleben dürfen, dass Afghanen sehr humorvolle Menschen sind, die einem nichts nachtragen, ja geradezu dankbar sind für einen solchen wenn auch unfreiwillig geleisteten Beitrag. Der Kontakt mit mir, dem naseweisen Fremdling, war jedenfalls, weit über die Wirkung aller Empfehlungsschreiben dieser Welt hinaus, auf eine sehr menschliche Weise zustande gekommen.

Der Gouverneur will natürlich die Einzelheiten meines Planes kennen lernen. Schließlich kommt es nicht alle Tage vor, dass ein Europäer sich den Norden Badakhshans oder gar den Darwaz als Reiseziel aussucht. Einer, der es auf illegale Weise probiert hat und bis zum Shiva-See kam, nämlich der Einzelgänger JOSEF KLAPPERICH, wurde mit militärischer Gewalt zurückgeholt. Der legale Weg, den ich eingeschlagen habe, und die Empfehlungsschreiben, die wir mit uns füh-



Abbildung 67. Die wilde Schönheit des Kokchatales wird mit diesem Bild besonders deutlich.



Abbildung 68. Eine der gefährlichen Brücken über den Kokchaffuss.

ren, haben jedenfalls ihre Wirkung nicht verfehlt: ABDUL RAHMAN POPAL war mit meinem Plan einverstanden. Er empfiehlt, die benötigten Pferde für etwa 1.000 Afghani pro Tier zu kaufen, um damit mehr Bewegungsfreiheit zu erhalten. Sonst ist es üblich, die Tiere zu mieten und nach einer oder mehreren Etappen wieder zu wechseln. In diesem Fall ist der Besitzer mit von der Partie. Mit ihm muss auch der Preis ausgehandelt werden. Am Ziel angelangt, reitet er mit seinem Pferd wieder nach Hause, unbeschadet dessen, ob man von diesem Punkt aus seine Reise mit einem anderen Mietpferd fortsetzen kann oder nicht.

Der Gouverneur will natürlich auch einen Bericht über unsere entomologische Tätigkeit haben. Damit das ganze noch den Anstrich eines Regierungsauftrages erhält, gibt er uns einen „Mudir“ als Amtsperson mit, außerdem natürlich noch einen Soldaten für unsere persönliche Sicherheit, wie er meinte. Für den Aufenthalt in der Provinzhauptstadt steht uns das „Klubhaus“ am Kokchafluss zur Verfügung. Es gibt hier kein Hotel wie etwa in den größeren Orten an den Durchgangsstraßen des Landes. Hierher verirrt sich kein Fremder. Für den Ausnahmefall ist dennoch mit einem einfachen aber sauberen, innen und außen weiß gestrichenen Häuschen vorgesorgt, einer Art „Regierungsbungalow“, den man „Klub“ nennt. Wir haben ihn gerne, schon wegen seiner idyllischen Lage auf einem Felsvorsprung im Kokchafluss, für ein paar Tage in Besitz genommen.

Am nächsten Morgen wird uns von einem Bediensteten (sicherlich auf Anordnung des Gouverneurs) ein passables Frühstück gebracht (Tee, Brot, Butter und Eier). Danach statten wir dem Mudir, unserem künftigen Reisebegleiter, einen Besuch ab. Er ist ein freundlicher, kleiner, etwas verschmitzt dreinschauender Mann von etwa 50 Jahren. Das wettergebräunte Gesicht ist von tiefen Falten durchzogen. Es hat den Anschein, als habe er sich mehr im Freien als in der Schreibstube aufgehalten. Auf dem kurz

geschorenen Kopf trägt er die „kula“, also die typisch afghanische Karakulkappe. Sein Name: NAIM KHAN. Mit AJRUDDIN unterhält er sich sehr angeregt über viele die Landwirtschaft und den Getreideanbau betreffenden Dinge. Von den Insekten interessieren ihn nur die Schädlinge auf den Feldern und in der Vorratshaltung, was ganz normal ist und seinem Aufgabenbereich als Landwirtschaftsdirektor entspricht. Als ich ihm eine Schachtel mit vorpräparierten Kleinschmetterlingen zeige, ist er höchst erstaunt. So etwas hatte er natürlich noch nicht gesehen. Was man denn mit diesen grauen kleinen Viechern vorhabe? Tja, mein lieber Mudir Sahib, da gibt es in Almanian einen Doktor, der schreibt darüber dicke Bücher. Ungläubige Blicke und Kopfschütteln. Ich habe nicht den Eindruck, ihm mit der Präsentation meiner Microlepidopteren-Ausbeute die Wissenschaft der Entomologie näher gebracht zu haben.

Also beschließe ich, mich wieder ihrer praktischen Seite zuzuwenden. Mit Fangnetz und Gläsern bewaffnet geht es hinaus an den Ortsrand von Faizabad, wo ich bald in Obstgärten und auf ruderalen Flächen die ersten Satyriden und Lycaeniden entdeckte. Es sind die mir wohlbekannten Spezies *Hyponephele lupinus*, *Thersamonia thersamon*, *Lycaena phlaeas* und *Polyommatus icarus*. Aus der Familie der Dickkopffalter kommt noch *Carcharodus alceae* hinzu. Die Tallage von Faizabad steht also noch deutlich unter dem Einfluss vorwiegend vorderasiatisch-mediterran verbreiteter Arten. Elemente des west-zentralasiatischen Faunenkreises wie der Augenfalter *Pararge eversmanni* treten eher vereinzelt in Erscheinung.

Der folgende Tag brachte eine wichtige Entscheidung: Beim zweiten Besuch, den wir dem Gouverneur abstatten, erhalten wir endgültig die Erlaubnis, bis zum Darwaz-Gebirge und dem Shai Darra-Pass reisen zu dürfen. Dieser Genehmigung war der Besuch eines Polizeioffiziers vorausgegangen, bei dem mein Pass kontrolliert und mir mitgeteilt wurde, dass es untersagt sei, weiter als bis zum Shiva-See zu gehen. Der Kommandant, der uns den Polizeimann schickte, hatte

sich vermutlich darüber geärgert, nicht selbst zu unserem ersten Gespräch mit ABDUL RAHMAN POPAL eingeladen worden zu sein. Nun wollte er offensichtlich auf diesem Weg seine Macht als oberster Polizist der Provinz Badakhshan unter Beweis stellen. Der Mudir, den wir sofort informierten, war über diese Wendung keineswegs erfreut. Es gelang ihm, eine Unterredung mit dem Gouverneur zustande zu bringen, bei der dann auch der oberste Polizeichef zugegen war. Man legte mir eine Karte des nördlichen Teils der Provinz vor, auf der entlang der Grenze zur Sowjetunion eine 50 km breite Sperrzone eingezeichnet war. Diese Linie lief mitten durch den Shiva-See. Ohne Sondergenehmigung aus Kabul dürfe sie nicht überschritten werden. So jedenfalls lautete die Aussage des Kommandanten. AJRUDDIN gelang es, in einer wohlgesetzten Rede, Punkt für Punkt die Vorbehalte der Polizeibehörde zu entkräften, wobei er stets darauf achtete, dass ihr oberster Repräsentant dabei sein Gesicht wahren konnte. Der Gouverneur hielt sich klug zurück und überließ es den beiden Parteien, selbst eine Lösung zu finden. Sie lag schließlich in einem kurzerhand neu aufgestellten Reiseprogramm, das im Grunde nichts anderes als eine Kopie des ersten war, jedoch dem Kommandanten die Chance gab, es höchstpersönlich absegnen zu dürfen. Nach dieser gewonnenen Schlacht ging ich zusammen mit AJRUDDIN und NAIM KHAN in den Basar. Dort kauften wir Reis, Hammelfett, Zwiebeln, Pistazien und getrocknetes Obst, aber auch Pferdesättel und Zaumzeug. Umringt wurden wir von einer vielköpfigen Menge, die sich die Gelegenheit, einen Sahib aus Europa aus nächster Nähe zu betrachten, nicht entgehen lassen wollte.

*

Kurz nach der Niederschrift dieser Ereignisse ins Tagebuch stellt sich noch Besuch ein. Ein angesehener, weithin bekannter Hadji-Sahib, der früher das Amt eines Hakim von Darwaz bekleidet hat, macht uns seine

Aufwartung. Er lädt uns ein, morgen seine Felder und Gärten zu inspizieren, wozu wir natürlich gerne bereit sind, vor allem als wir hören, dass er bei der Auswahl der benötigten Reit- und Tragtiere behilflich sein wolle. Noch am Abend desselben Tages rüste ich mich zur ersten Leuchtnacht in Faizabad. Mit AJRUDDIN und der inzwischen erfolgreich reparierten „ghais“, wie man hierzulande die Petromaxlampe nennt, marschiere ich zum „Agricultural Garden“, der etwas außerhalb der Stadt liegt. Der Anflug von Nachtfaltern war leider nicht gerade überwältigend, weshalb wir schon bald nach Mitternacht wieder den Heimweg antreten. Dabei sollten wir eine nicht ungefährliche Überraschung erleben: Kaum sind die ersten Häuser erreicht, stürzen sich aus der Dunkelheit gleich mehrere Soldaten auf uns. An ihren Gewehren sind Bajonette aufgepflanzt. Als ich ihrem Anführer mit der Lampe ins Gesicht leuchte, gerät er völlig aus der Fassung und brüllt etwas, das ich nicht verstehe. Der Ruck, der dabei durch die von ihm befehligte Truppe geht, lässt das Schlimmste befürchten. AJRUDDIN gelingt es, sich dahingehend verständlich zu machen, dass wir Gäste des Hakim Ala seien und eigentlich nichts anderes wollen, als zum „Klub“ zu gehen, wo zwei „dscharpois“ auf uns warten. Was wir dem „askar“ überhaupt nicht erklären können ist der Grund für unsere nächtliche Wanderung. Um diese Zeit liegt jeder brave Bürger längst im Schlaf. Die Straßen sind leer. Nur die Soldaten halten Wacht, immer nahe beieinander, versteht sich, denn die Nacht birgt viele Gefahren. Davor muss sich auch der Soldat hüten. Außerdem fürchtet er sich, wie viele Moslems zwischen Taurus und Hindukusch, vor den Dschinns, den bösen Geistern, die des Nachts ihr Unwesen treiben. Genau das aber ist das Kritische an einer solchen Situation! Wer hat mehr Angst und verliert dabei vielleicht sogar die Nerven? Nun, wir haben es ganz gut überstanden. Auch die Soldaten beruhigen sich allmählich und begleiten uns, zuletzt sogar noch in einer Art Marschordnung, bis vor die Tür des Klubhauses am



Abbildung 70. Nach sechstägigem Aufenthalt in Faizabad erhielten wir endlich Reit- und Packtiere und konnten unsere Reise in die Bergwelt des westlichen Pamir antreten.

Kokchafluss. Wie wir am nächsten Tag erfahren, gibt es in Faizabad ab 22 Uhr die Sperrstunde als permanente Einrichtung. Als wir noch bei Tageslicht den Ort verließen, fiel das nicht weiter auf. Unsere nächtliche Rückkehr war allerdings völlig abnormal und hat den militärischen Einsatz auf eine harte, für uns aber noch einmal glimpflich verlaufende Probe gestellt.

Der Vormittag des darauf folgenden Tages ist mit dem versprochenen Besuch beim Hadji-Sahib ausgefüllt. Sein Garten befindet sich in guter Ordnung. Schnell verrät er uns seine geheimen Gedanken, die wohl auch der Anlass für seinen gestrigen Besuch waren. Er will eine Seidenraupenzucht aufbauen und dazu unsere Meinung hören. Ein solches Unterfangen ist schwierig und von mancherlei unwägbaren Faktoren abhängig. Einen Pluspunkt hatte er aber schon jetzt

auf seiner Seite, nämlich einen nahezu unerschöpflichen Vorrat an Maulbeerbäumen, die ein Millionenheer an Seidenraupen ernähren könnten.

*

4. Juli: Gestern sollte es eigentlich losgehen, doch wir konnten noch immer keine Pferde auftreiben. Heute ist es endlich soweit. Schon um 9 Uhr kommt der Mudir Sahib und nur wenig später treffen auch die Pferde mit ihren Besitzern ein (Abb. 70). In der allgemeinen Aufbruchstimmung büßt NAIM KHAN beim Beladen eines Gepäckpferdes einen Zahn ein, während ich von dem fünfjährigen Hengst „Kesell“ einen schmerzhaften Tritt gegen das Bein bekomme. Der Knochen ist Gott sei Dank heil geblieben. Für unseren viertägigen Aufenthalt im „Klub“, dem Gäs-

tehaus der Provinzregierung, zahle ich für zwei Personen 500 Afghani. Die drei heute angemieteten Pferde kosten für einen Tag zusammen 50 Afghani.

Dann reiten wir los! Auf der Fahrstraße, die sich am Fluss entlang schier endlos hinzieht, erreichen wir bei Dunkelheit den Ort Barak, auf den Karten zumeist als „Baharak“ vermerkt, an der Einmündung des Sardab-Flusses, der aus den nahen Bergen kommt und hier auf den Kokcha trifft. Auch in Barak gibt es ein kleines, einfaches aber sauberes Häuschen, in dem Reisende wie wir übernachten können. SAMANDER KHAN ist der Name des Mannes, der in einem kleinen Anbau wohnt und die Rolle des Hausmeisters im „Klub Barak“ einnimmt.

*

Hier verbringen wir die nächsten sechs Tage. Drei davon fallen auf den Id-e-Korban – hohe religiöse Feiertage, an denen die „hadsch“, also die Pilgerfahrt nach Mekka, stattfindet. Jeder fromme Moslem sollte wenigstens einmal daran teilgenommen haben. Der erste dieser drei Feiertage sieht uns nicht in Mekka, sondern in dem etwa 30 km flussaufwärts im Kokchatal gelegenen Ort Jurm (sprich: Dschurm). Dort wird hauptsächlich Schlafmohn angebaut. Das geschieht sozusagen im Auftrag der Regierung, die sowohl eine Art Vorfinanzierung leistet, als auch die Abnahme der Ernte garantiert. Den Bauern scheint die dabei ausgeführte staatliche Kontrolle nicht zu behagen. Sie wollen offensichtlich mehr Gewinn aus diesem Geschäft erzielen. So verfielen sie auf die Idee, dem Gouverneur mitzuteilen, dass die Menge an Rohopium, die sie in diesem Jahr abliefern sollen, wegen eines Schädlings nicht eingehalten werden kann. Ein „kirm“, was man mit „Wurm“ oder „Raupe“ übersetzen kann, hätte alle Pflanzen abgefressen. Da kommt mein Aufenthalt in dieser Gegend dem Chef der Provinzregierung gerade recht! Über die einzige Telefonleitung, welche die Verbindung zur Provinzhauptstadt Faizabad

herstellt, nimmt er Kontakt mit NAIM KHAN auf, der mir sogleich mitteilt, dass wir eine Inspektionsreise nach Jurm anzutreten hätten. Im Handumdrehen stehen zwei Pferde vor der Tür (der Mudir ritt sein eigenes, einen prächtigen, hochbeinigen Schimmel arabischer Abstammung) und bald darauf erreichen wir den besagten Ort.

Das ganze Dorf war auf den Beinen, um den fremden Hakim mit seinen afghanischen Begleitern zu empfangen. Ein alter Graubart führt uns sogleich hinaus auf die Felder (Abb. 71). Die Mohnpflanzen hatten bereits dicke Köpfe, von denen jeder schon mehrfach angeritzt war. Das geschieht mit mehreren, in einen etwa drei Zentimeter langen Holzklötzchen eingelassenen Messerchen. Dieses einfache, selbst gebastelte Instrument wird gewöhnlich zwischen Ring- und Mittelfinger eingeklemmt und damit der Mohnkopf von unten nach oben angeritzt. Aus der Wunde quillt bald ein klebriger, dickflüssiger Saft, das Ausgangsprodukt der Opiumproduktion. „Kirm khodscha ast?“ (wo ist der Wurm?), frage ich den Graubart, – und siehe da, er zeigt ihn mir, daneben gleich den nächsten und noch weitere dazu. Es handelt sich in der Tat um die Raupe eines Schmetterlings. Zunächst glaubte ich an eine Spannerart, entdeckte dann aber doch rudimentäre Bauchfüße, was auf die Zugehörigkeit zur Unterfamilie Plusiinae (das sind die sogenannten „Höckereulen“) hindeutet. Oder ist es doch *Heliothis*? Etwa die Raupe von *Heliothis armigera*, die ich noch nicht kenne, von der jedoch bekannt ist, dass sie an vielerlei Pflanzen schädlich werden kann.

Von einem Schädling kann hier jedenfalls keine Rede sein. Die Tiere halten sich ausschließlich an den Basisblättern der Mohnpflanze auf, die sie allerdings ziemlich nachhaltig befraßen. Die Bauern und ihre Kinder werden nicht müde, immer neue Exemplare dieser Raupe heranzuschleppen, wohl in der Hoffnung, mich damit von dem großen Unglück, das sie heimgesucht hat, überzeugen zu können.



Abbildung 71. Die Inspektion der Schlafmohnfelder von Jurm fand im Auftrag des Gouverneurs der Provinz Badakhshan statt. Vorne links: AJRUDDIN WAIS, daneben NAIM KHAN, unser „Mudir Sahib“.

Nach dieser aufschlussreichen Feldbegehung folgte erst einmal eine sehr respektable Bewirtung. Natürlich hat man einen fetten Hammel geschlachtet und riesige Mengen Reis gekocht. Wie üblich habe ich wieder zuviel gegessen und – noch weit schlimmer – zuviel von der Sauermilch getrunken, obwohl ich doch weiß, dass sie mir nicht gut bekommt. Über die Folgen brauchte ich mich dann auch nicht zu wundern. Es ist allerdings nicht so einfach, in einem fremden Haus, in dem es keine Toilette gibt, nach einem solchen „stillen Örtchen“ zu suchen. Irgendwie landet man draußen in der Dunkelheit und schließlich auch an einer geeigneten Stelle, die man leicht mit Hilfe des Geruchssinnes ausfindig machen kann. Am Anfang ist es noch etwas schwierig, doch später bekommt man auch darin die nötige Übung. Die Nacht verbringen wir jedenfalls auf guten dschar-

pois, in Bergen von weichen Kissen und Decken vergraben.

Man hat wirklich alles nur Erdenkliche getan, um uns bei guter Laune zu halten. Umso größer war die Enttäuschung über meinen Bericht, den ich am nächsten Tag dem Gouverneur gleich an Ort und Stelle über ein vorsintflutliches aber gut funktionierendes Telefon durchgebe. Der Mudir hat, obwohl er selbst nicht Englisch spricht, mein verbales „summary“ inhaltlich verstanden und für die Umstehenden übersetzt, was er besser nicht hätte tun sollen. Die Enttäuschung, die er damit auslöste, schlug rasch in Wut um. Plötzlich waren wir nicht mehr die aufmerksam betreuten Gäste. Einer nach dem anderen schlich mit bösen Blicken auf uns davon. Der Malek war auch verschwunden. Wir hatten auf einmal das Gefühl, an diesem Ort gänzlich überflüssig zu sein. Es

blieb deshalb nur noch übrig, sich grußlos auf die Pferde zu schwingen und Jurm im gestreckten Galopp zu verlassen. Nach einem fabelhaften Ritt, bei dem wir uns gegensei-

tig immer wieder aufputschten und unsere Pferde, die in sehr gutem Zustand waren, zu Höchstleistungen anspornten, kamen wir schon nach kurzer Zeit in Barak an.

Im Sardsir

Der Pferdehandel – Aufstieg zur Shiva-Hochebene – Im Blumenland – Bei den Karakulzüchtern – Das Gepäckpferd stürzt ab – Umkehren oder weiter? – Wir haben uns verirrt – Die vergessene Welt der Shirnis – Unser Feind der Hunger – Ein Ort mit Namen Khinsch-e-Andarab – Sammeln, was vor das Netz kommt – Abschied von der kalten Steppenweide

11. Juli: Barak erwies sich als ein recht gutes Sammelgebiet. Vor allem der Tagfang war besser als in Faizabad. Neu für mich waren *Polygonia egea undina*, *Lysandra dagmara* (an feuchten Stellen oberhalb des Flusses), *Cigaritis acamas* (recht zahlreich; in Faizabad fand ich nur ein Exemplar), *Chazara enervata* (die mir, wie übrigens auch *Hyponephele interposita*, schon am Arghandab ins Netz ging), *Chazara bischoffi tadjika*, *Chazara briseis maracandica* und *Hyponephele dysdorina*. Dennoch fehlten auch hier die echten Gebirgsarten, wie ich sie mir aus dem Badakhshan erwünscht und vorgestellt habe.

Es ist also an der Zeit, höher hinauf in die Berge zu ziehen. Dafür brauchen wir natürlich Pferde. Der Hakim (Bürgermeister und Polizeihauptmann in einer Person) sollte sie beschaffen. Heute war es soweit. Am späten Vormittag hatten wir die benötigten Vierbeiner endlich beisammen, doch es kam zu einer recht eigenartigen Szene: Die Leute, deren Pferde für uns bestimmt waren, kamen jammernd und wehklagend auf uns zu, küssten und umarmten uns, fassten uns ans Kinn und baten dabei eindringlich, wir sollten ihre Tiere nicht mit nach Shiva nehmen. Sogar die Erhöhung des üblichen Mietpreises schlugen sie aus. „Kotal bisjohr ast, koh bland ast!“ klagten sie immer wieder, was soviel heißt wie „die Passwege sind gefährlich“, „die Berge sind hoch!“ Sie hatten einfach Angst um ihr Eigentum, was ja auch irgendwie verständlich und begründet war.

Der Besitzer des Reittieres, für das ich mich entscheide, will keineswegs den

beschwerlichen Weg nach Darwaz antreten. Andererseits zögert er, mir seinen Braunen anzuvertrauen. Ein endloses Palaver ist die Folge. Erst als ich ihm meine Barschaft in Höhe von 5.000 Afghani zeige und vor dem Mudir als Amtsperson und wichtigsten Zeugen das Versprechen abgebe, den Besitzer fürstlich zu entlohnen, wenn seinem Tier etwas passieren sollte, willigt er ein. Zur Bekräftigung unserer Abmachung fassen wir uns gegenseitig an den Bart – ich an den seinen, der schwarz und dicht gelockt die ganze untere Gesichtshälfte einnimmt, und er an den meinen, der als jugendlicher Flaum noch viel zu wünschen übrig lässt. So also wurde der Handel beschlossen und rechtskräftig.

*

Am selben Tag erreichen wir noch einen kleinen Ort am Ufer des Sardab-Flusses, etwa eine Reitstunde von Barak entfernt. Obwohl sein Name fast wie der des Flusses klingt, hat er doch eine ganz andere Bedeutung. Auch hier geht es wieder um die richtige Aussprache, auf die ich besser achten muss: „Sard“, mit stimmlosem S gesprochen, bedeutet kalt (was auf die Wassertemperatur des von den schneebedeckten Bergen kommenden Flusses voll und ganz zutrifft). Doch die Bewohner sagen „ßard“ (also mit stimmhaftem S), und das bedeutet „gelb“. Der zweite Teil des Wortes – aú – hat nichts mit Wasser („ab“) zu tun, sondern mit dem Hornvieh. Der Steinbock heißt zum Beispiel so. Der Name des

Ortes könnte also auch „Gelber Stier“ lauten, womit wir bei einer Fabelgestalt aus der Mythologie Asiens wären.

Hier übernachteten wir unter freiem Himmel und auf Teppichen, die man extra für uns ausgebreitet hat. Es war herrlich, in den Sternenhimmel zu schauen und vor dem Einschlafen noch an den nächsten Morgen zu denken. Jetzt bin ich endlich am Fuße des Pamirgebirges angekommen, das man „bam-e-dunya“, das „Dach der Welt“ nennt (Abb. S. 140/72). Die Wünsche aus vergangenen Jahren, die lange Zeit unerfüllbar erschienen, werden jetzt Wirklichkeit! So ähnlich mögen auch meine Altersgenossen gedacht haben, die im gleichen Jahr, genauer gesagt am 1. Juni 1957, mit dem Segelschiff „Pamir“ nach Südamerika ausliefen. Auch für sie war „Pamir“ ein Zauberwort, der Brennpunkt ihrer Sehnsucht, auf den sie sich ganz und gar konzentriert hatten. Eine abenteuerliche Reise nahm ihren Anfang. Sie hat leider mit dem Untergang dieses außergewöhnlichen Schiffes und dem Tod von 45 blutjungen Seekadetten ein tragisches Ende gefunden.

Der Aufstieg zu den Weidegründen am Shiva-See ist beschwerlich. Es gibt zwei Wege, die dorthin führen, den über einen Pass mit dem Namen „bom darra“, dem „Dach der Schluchten“, den man am besten von Faizabad aus erreicht, der andere ist der Kotal-e-Sardeü, auch Kotal-e-Gulestan genannt, für den wir uns entschieden haben. In wahnsinnig steilen Serpentinaen schraubt sich der oft nur fußbreite Hirtenpfad empor. Die Pferde haben Schaum vor dem Maul und ihre zitternden Flanken sind mit Schweiß bedeckt. Wir müssen oft absteigen und die Tiere am Zügel führen. Das Gepäck schaukelt bedenklich auf dem Rücken zweier Esel. Schnell gewinnen wir an Höhe. Der Hang, an dem wir uns hoch kämpfen, ist dicht mit Kräutern bewachsen, unter denen die Schirmblütler und Lippenblütler besonders reich vertreten sind. Überragt werden sie von den Stauden einer über zwei Meter hohen *Ferula*-Art, die immer häufiger wird, je höher

wir kommen. Ihre gelben Blüten sondern einen harzähnlichen, klebrigen Saft ab, von dem wir an Armen und Beinen verschmiert sind. Wir müssen höllisch aufpassen, um in diesem Umbelliferen-Dschungel nicht den schmalen, vielfach gewundenen Pfad zu verfehlen, was nur dank der Trittsicherheit unserer Pferde möglich ist. Eine flache Senke bietet endlich die Gelegenheit zu einer längeren Rast. Die Tiere können hier nicht nur ausgiebig verschnaufen, sondern sich auch an saftigen Pflanzen gütlich tun.

*

Bei etwa 3000 m ist die Höhe des Passes erreicht. Überall wachsen Berglilien (*Eremurus*), auch „Steppenkerzen“ genannt, deren gelbe, halbmeterlange Blütenstände in der Nachmittagssonne leuchten (Abb. S. 140/73). Es ist die gleiche Art, die wir gestern schon bewundern konnten. Die Aussicht von hier oben ist überwältigend. Gebannt bleibt der Blick an einem schneebedeckten Bergstock hängen, der bereits zum Darwaz gehört. Vor uns im Norden, nur wenige hundert Meter tiefer, liegt eine schmale Talsenke, die sich in dunklem Grün von den umgebenden Hängen abhebt. Durchzogen wird sie von einem stark mäandrierenden Bächlein, das von zahlreichen Rinnsalen gespeist wird, die links und rechts aus den Bergnischen herauskommen (Abb. S. 140/74). Dieses Gebiet, bei dem es sich um eines der typischen Seitentäler der Shiva-Hochebene handelt, wird von den Nomaden „Gulestan“ genannt, was soviel wie „Blumenland“ bedeutet. Alle diese Täler rund um den Shiva-See bis hinauf zum Shivafluß gehören zu den Weidegründen der alljährlich aus dem Garmsir heraufziehenden Nomaden. In jedem Frühsommer, sobald die Schneeschmelze eingesetzt hat, nehmen sie erneut Besitz davon. Es sind ausschließlich Viehzüchter. Vorwiegend halten sie Karakulschafe, daneben jedoch auch Pferde, Kamele und Rinder. Vor allem die Pferdezucht ist hier zuhause. Badakhshan war ja schon im Mittelalter wegen seiner Rubine, Türkise

und reinrassigen Pferde berühmt, wobei die Mineralien im südlichen, die Pferde dagegen im nördlichen Teil dieser Provinz beheimatet sind. Hier wird auch ein ursprüngliches Domestikationszentrum vermutet. In Gulestan stehen die Zelte der Nomaden oft nahe beieinander. Jede Familie verfügt über ein Stück Weideland. Die Verteilung der Weidegründe wird jährlich von den Clanchefs und den Ältesten eines Stammes vorgenommen.

Was von hier oben so lieblich aussieht sollte sich später, als wir dort angelangt waren, als recht tückisch erweisen. Die Rinnsale kamen von kleinen, moosreichen Hangquellen. Auf dem Talgrund haben sie den Boden oft so stark aufgeweicht, dass die Pferde dort beängstigend tief einsinken. Wir haben alle Hände voll zu tun, diese gefährlichen Stellen auszuspähen und zu umgehen. Teilweise ist es eine richtige, mit Binsen bewachsene Sumpflandschaft, die da

vor uns liegt. Schließlich erreichen wir eine etwas erhöhte, trockene Fläche. Sie trägt den Namen „djib darra“. Bald stellt sich auch Besuch bei uns ein: Nomaden und Hirten, die uns Tee, Brot und Fleisch bringen, das wir dankbar annehmen. Wir dürfen hier unser Zelt aufschlagen, das natürlich bald von den Männern des Stammes umringt ist. Staunend befühlen sie die Luftmatratzen, Wassersäcke und vor allem das neue amerikanische Winchester-Jagdgewehr, das weit besser gefällt als die eigenen, fast zwei Meter langen Vorderlader. Ich revanchiere mich mit einer „Sprechstunde“ und versuche, Kranken und Verletzten zu helfen (Abb. 75). Diejenigen, die mit undefinierbaren Wehwehchen kommen, werden mit Vitamin C-Tabletten behandelt, Wunden werden gereinigt, gesalbt und verbunden, eine Orientbeule im Gesicht eines älteren Mannes mit Penicillinsalbe bestrichen.



Abbildung 75. Vor meinem Zelt halte ich „Sprechstunde“ und versuche, Kranken und Verletzten zu helfen.

Ob es geholfen hat, weiß ich nicht. Ich war jedenfalls mit meinem für mich völlig ungewohnten Samariterdienst zufrieden und glaube, solches auch auf den Gesichtern meiner Patienten bemerkt zu haben. Manchmal ist allein schon die menschliche Hinwendung von größerem Wert als die bloße Verabreichung von Pillen und Tabletten. Beides zusammengenommen kann allerdings eine enorme Wirkung haben. Als ein jüngerer Mann eine alte, abgezehrte Frau, wahrscheinlich seine Mutter, auf dem Rücken angeschleppt brachte und ein schmutziges Tuch von ihrem Gesicht entfernte, musste ich an mich halten, um diesen Anblick zu ertragen. Die Frau litt unter einem Trachom, das bereits zur völligen Zerstörung eines Auges geführt hat. Fliegen saugten gierig an der eitrigen Flüssigkeit und ließen sich kaum verscheuchen.

Der Lichtfang, den ich am Ende dieses anstrengenden Tages durchführte, hat den Menschen, die zusahen, neue Rätsel aufgegeben. Was tut der Fremde bloß mit den Schmetterlingen, die er an der Lampe fängt? Ich merke schnell, dass es völlig zwecklos ist, den tatsächlichen Verwendungszweck zu erklären. Hilfe bekomme ich von einem Hirtenjungen, der die Dinge, die er bei mir sieht, in einen durchaus plausiblen Zusammenhang stellt: Dauwa! Ich mache Dauwa, also Tabletten daraus. Die habe ich stets bei mir und heute schon reichlich ausgeteilt. Natürlich! „Dauwa“ ist die einfache Antwort auf diese sonst viel zu komplizierte Frage.

*

13. Juli: Der erste Morgen auf der Shiva-Hochebene. Es ist kalt, an den Grashalmen glitzern Tautropfen. Die Sonne steht tief im Osten und spendet noch keine Wärme. Als Tagesziel habe ich Doabi ausgegeben, ein Ort, der auf meiner Karte nicht angegeben ist, der aber nach Auskunft der Hirten auf halbem Weg zum Shivafluss liegen muss. Wie üblich haben wir wieder Schwierigkeiten damit, Pferde zu beschaf-

fen, obwohl es jetzt nur noch um ein Reittier für AJRUDDIN und um ein Gepäckpferd geht. Die Wartezeit wird durch den Besuch eines Clanchefs der Kandahari-Nomaden verkürzt, der uns schöne Karakulfelle zum Kauf anbietet (Abb. 76). Schon für 150 Afghani konnte man so ein kostbares Vlies einhandeln. Endlich bringt man uns eine ältere Stute sowie zwei Esel für unsere Traglasten. Für die beiden Langohren werden 40 Afghani verlangt, die wir aber auf 30 herunterhandeln können.



Abbildung 76. Ein Clan-Chef der Kandahari-Nomaden bietet uns ein schönes Karakulfell zum Kauf an.

Am Ausgang des Tales, in dem wir die Nacht verbrachten, gelangen wir auf ein über mehrere Kilometer sich hinziehendes Weideland, auf dem, weit verstreut, größere Herden von Karakulschafen grasen. Überall stehen die schwarzen Zelte der „Kandaharis“, die jedes Jahr hier heraufziehen in das Sardsir (Abb. 77). Die Berge zu unserer Rechten gehören bereits zum Pamir. Ich bin im westlichen Zentralasien angekommen.



Abbildung 77. Die Shiva-Hochebene ist das traditionelle Weideland der Karakulzüchter-Nomaden

Die Freude darüber ist groß. Das plötzliche Gefühl einer grenzenlosen Freiheit, das mich erfasst, muss ein Ventil bekommen! Mit der Reitpeitsche ziehe ich meinem Braunen eins über das Hinterteil, worauf der erschreckt aus seinem morgendlichen Trott hochfährt und in vollem Galopp über den harten, nur mit kurzem Gras bewachsenen Boden prescht. Der Mudir lässt sich das nicht zweimal sagen und schließt mit seinem feurigen Schimmel schnell zu mir auf. Nur AJRUDDIN, der wieder mal ein schlechtes Pferd reitet, hat Mühe, uns zu folgen. So ein schneller Ritt über die Shiva-Hochebene ist nicht ungefährlich! Überall sitzt das Steppenmurmeltier vor seinem Bau. Die Tiere äugen erschreckt zu uns herüber und warnen mit schrillen Pfiffen ihre Artgenossen. Der Boden ist stellenweise dicht mit ihren Löchern bedeckt. Wehe dem, dessen Pferd da mit einem seiner Hufe hinein gerät. Wenn er Glück hat, fliegt er im hohen Bogen aus dem Sattel und kommt mit noch intakter Wirbelsäule wieder auf die Beine. Es kann aber auch Schlimmeres geschehen. Wir haben jedenfalls Glück und kommen unverseht an ein Nomadenzelt, in dem wir mit

Tee und Fladenbrot bewirtet werden. Zum ersten Mal wird mir hier „guscht-e-schutur“ gereicht, Kamelfleisch also, das ausgezeichnet schmeckt.

Dem gewöhnlichen Reisenden gewähren die Nomaden kein Gastrecht. Jeder muss sein eigenes Zelt mitbringen und selbst für Nahrung sorgen. Nur wenn man bekannt ist oder hohes Ansehen genießt, wird man ins Zelt eingeladen und bewirtet. Ich hatte insofern Glück, als der Mudir-Sahib, neben dem Gouverneur und dem Militärkommandanten ein gleichfalls einflussreicher Mann in dieser Gegend, mit von der Partie war. Ihm gelang es, persönlichen Kontakt mit den Nomaden herzustellen, so dass sich mir mehrfach die Gelegenheit bot, in das Innere des Zeltes zu gelangen. Hier ein Stück Originaltext aus meinen Aufzeichnungen: „Zuerst schien es unmöglich, denn große, bissige Hunde rasten auf uns los. Die Pferde wurden unruhig und tänzelten nervös. Doch dann kam der Stammesälteste und sein 'Manda nabaschi' klang gar nicht unfreundlich. ‚Salamat baschi‘ war unsere frohe Antwort – und damit war die erste Brücke geschlagen. Er lud uns in

sein Zelt ein. Die malerisch in schwarz-rote Gewänder gehüllten unverschleierte Frauen bereiteten frischen Chapati (ein papierdünnes Fladenbrot) aus Wasser und Trockenweizenmehl. Die Herdmulde, in der es gebacken wird, ist einfach in den Boden nahe dem Zelt-
eingang gegraben worden. Dazu bekamen wir Tee und sogar etwas Fleisch vorgesetzt. Eine lebhaft Unterhaltung setzte ein, wobei mir auffiel, dass unser freundlicher Gastgeber mit ‚Hadji-Sahib‘ angesprochen wurde. Es stellte sich heraus, dass er tatsächlich einmal in Mekka war und nun in seiner Sippe streng auf die Verrichtung der täglichen Gebete achtete.“

Bei unserem Weiterritt treffen wir auf ein einsames größeres Zelt, das neben dem Pfad steht, auf dem wir uns bewegen. Es ist das Zelt des „kleinen Shiva-Hakims“, das heißt einer Amtsperson, „Alaqadar“ genannt, die hier in diesem weit abgelegenen Gebiet Dienst tut. Sie passt auf, dass niemand unerlaubt hier durchzieht; außerdem ist sie für die Beilegung von Streitigkeiten zuständig. Zwei Soldaten stehen ihr dabei zur Seite. Natürlich ist es unsere Pflicht, hier zu rasten und mit dem Hakim ausführlich zu parlieren. Die beiden Esel, die wir als Tragtiere bei uns haben, werden mit ihrem Besitzer zurückgeschickt und durch ein Trampeltier ersetzt, das unser ganzes Gepäck aufgebürdet bekommt, was zu einem unwilligen Grollen und Umsichbeissen führt. Noch nie zuvor hatte ich ein Kamel in meiner Karawane, zumindest kein solches der Gattung *Camelus*. Die Sonne steht schon ziemlich tief, als wir endlich von hier loskommen. Zweimal müssen kleinere Gebirgsflüsse durchquert werden. Das eiskalte, reißende Wasser schlägt den Pferden bis an die Kruppe und dringt in meine Schuhe ein. Dann geht es wieder steil bergauf und auf der anderen Seite sanft abwärts. So erreichen wir schließlich zwei Steinhütten, in deren Nähe wir unser Zelt aufschlagen. Der Schlaf, der uns bald darauf umfängt, ist wohlverdient.

Erst spät kommen wir am nächsten Tag von hier los. Das Kamel tauschen wir gegen ein Tragpferd; auch AJRUDDIN erhält

ein neues Reitpferd. Auf steilem, eng gewundenem Pfad gelangen wir abwärts zu einer Talsohle. Verzweigte Rinnsale kreuzen den Weg. Der Boden gluckst tückisch. Immer wieder müssen wir den lockeren Graspols-
tern ausweichen, unter denen sich gefährliche Wasserlöcher verstecken. Auch hier hilft der kluge Spürsinn unserer Pferde. Noch oft begegnen wir Nomaden, wobei sich die Verständigung manchmal als recht schwierig erweist, denn neben dem „Pashtu“, das hauptsächlich gesprochen wird, gibt es auch „Türki“ und „Usbaki“. Dann änderte sich das Landschaftsbild. Zusammen mit anderen Wildwassern bildete bei Doab (= zwei Wasser) der Shakh Darja den Shivafluss, der sich bald danach zwischen enge Felswände hindurchzwängen muss. Wir waren am nördlichen Ende der Shiva-Hochebene angelangt.

Auch für die Kandaharis ist an dieser Stelle die Grenze ihrer Weidegründe erreicht. Bis hierher reichen die Ausläufer des Pamir-
gebirges, die von engen Schluchten durchschnitten werden. Breitere Täler und damit Weideland für größere Viehherden fehlen. An den steilen Bergflanken und in ihren Einschnitten sind nur noch wenige Nomaden-
zelte zu sehen (Abb. 78). Hier beginnt das Reich der Hirtennomaden, die ausschließlich Schafe und Ziegen halten und zumeist in kleinen Jurten leben. In der kühleren Jahreszeit ziehen sie wieder hinab in das Tal des Kokchaflusses. Der geringe Hausrat, den sie mit sich führen, wird auf Eseln verladen.

Ebenso wie die Frauen der Kutschis gehen auch die Hirtenfrauen unverschleiert. Sie sind ärmlich gekleidet. Die Farbe ihrer Kleider ist rot. Die schwarze dschelaba, das Kopftuch der Nomadenfrauen, kennen sie nicht. Hin und wieder sieht man diese Hirten mit einem dreisaitigen, mandolinenähnlichen Zupfinstrument, der „Citar“, auf dem sie oft spielen, übrigens auch beim Gehen, zum Beispiel wenn sie ihre Tiere zu einem neuen Weideplatz führen. Dazu singen sie Lieder, die recht monoton klingen.

*



Abbildung 78. Am nördlichen Ende der Shiva-Hochebene ist die Grenze des großen Weidelandes erreicht. Nur noch wenige Nomadenzelte sind zu sehen.

Wollen wir hier weiterkommen, so bleibt uns nur der schwierige Weg nach Osten durch ein Berglabyrinth (Abb. S. 173/79). Mit der Karte, die ich bei mir habe, ist hier überhaupt nichts mehr anzufangen. Zunächst waren zwei schwankende Brücken zu überqueren. Beide bestanden aus je einem Paar nebeneinander liegender Pappelstämme, ohne Geländer natürlich, über die flache Steine gelegt waren. Über die eine kommen wir gut hinüber, doch bei der zweiten geschieht es: Das nicht sehr starke Traggpferd, eine ältere Stute, strauchelt mit der Hinterhand am letzten Trittstein, steigt vorne hoch und stürzt rücklings hinab in den Fluss. Immer wieder versucht das Tier, Boden unter die Hufe zu bekommen, doch die Strömung treibt es mit sich fort.

Es sind aufregende Minuten! Ich renne am Ufer entlang, mache geistesgegenwärtig noch ein paar Schnappschüsse und überlege fieberhaft, ob ich nicht an einer etwas flacheren Stelle in das Wasser springen soll, um das Gepäck, das sich inzwischen vom Rücken des Tieres gelöst hatte, herauszufischen. Hirten, die den Vorgang beobachten und herbeige-

rannt kommen, halten mich davon ab. Man überlege: unser gesamtes Gepäck mit allen lebensnotwendigen Dingen, auf die wir in dieser einsamen, drei Tagesreisen von Faizabad entfernten Gegend dringend angewiesen sind, droht auf Nimmerwiedersehen vor meinen Augen unterzugehen. Buchstäblich im letzten Augenblick gelingt es, flussabwärts an einer Schotterbank das Ende des gerissenen Tragriemens zu fassen und den Seesack und die beiden Aluminiumkoffer daran herauszuziehen. Beides war glücklicherweise noch durch einen Strick miteinander verbunden. Die Luft in den Gepäckstücken und die starke Strömung haben das rasche Absinken der Traglast verhindert. Auch das Tier kann gerettet werden. Nur der Proviant sack blieb verschwunden.

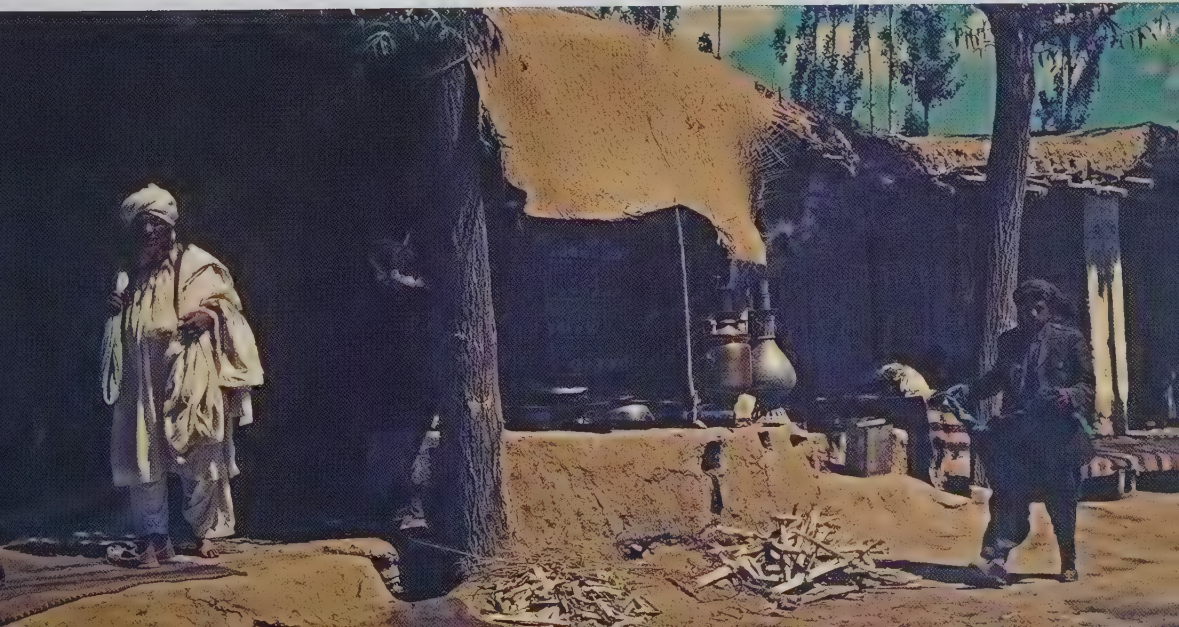
Da stand ich nun vor meinen arg zerbeulten Koffern, die diese schwere Probe dennoch hervorragend überstanden haben (Abb. S. 173/80). Ihr gesamter Inhalt war natürlich völlig durchnässt. Das im Seesack verstaute Zelt samt Luftmatratzen und Schlafsäcken, die warme Kleidung, alles musste erst

Bildtexte zu den Abbildungen auf den nachfolgenden Farbseiten 133 – 140

- | | | |
|-----|--------|---|
| 133 | 31 | Blick auf den Ort Sarobi und den aufgestauten Kabulfluss. |
| | 32 | Landschaft bei Sarobi. Zwischen Hügelketten liegen bewässerte Getreidefelder. |
| 134 | 33 | Fernab von Dörfern trifft man immer wieder auf Nomadenzelte. Nach alter Tradition wurden sie aus dunklen Filzdecken gefertigt. Inzwischen verwendet man aber auch Zelte, wie sie die Straßenbauer benutzen. |
| | 36 | An milden, sonnigen Frühlingstagen sind die „Königsgärten“ bei Paghman ein beliebtes Ausflugsziel. Von hier aus hat man einen schönen Ausblick auf das nahe Paghmangebirge. |
| 135 | 38 | In jedem „dukhan“ werden Melonen angeboten. Sie sind gerade bei Busreisenden besonders begehrt. |
| | 39 | In der „tschai khana“ dampft unablässig der Samowar. |
| | 40 | Ein „Hadj-Sahib“, dessen rot gefärbter Bart ihn als Mekkapilger und frommen Moslem ausweist, lädt Ajruddin und mich zum Essen ein. |
| 136 | 42 | Der religiöse Mittelpunkt Kandahars ist die Freitagsmoschee Masdjid-e-Cherke Mobarak. |
| | 45 | Bereits im Mai hinterlässt das zurückweichende Hochwasser des Helmandflusses weite, von Trockenrissen gemusterte Flächen. |
| 137 | 48, 49 | Bei den Ruinen von Lashkar Gah handelt es sich um quadratisch angelegte Höfe ehemaliger Kasernen. |
| 138 | 54 | Statt dem erhofften Gürtel aus Salzpflanzen bot der Ab-e-Istada an seinem Rand nur einen von grünen Algen überzogenen Spülsaum an. |
| | 55, 56 | Eine Nomadenhochzeit in der Steppe. Den „kutschis“ schien es nicht zu behagen, dass ein Fremder sie fotografiert. Als die Frauen sich näherten, bekam es der Fahrer des Busses mit der Angst zu tun und trat ruckartig auf das Gaspedal. Ein verwackeltes Bild war die Folge. |
| 139 | 61 | Von der höchsten Kehre der Tangi Garu sieht man tief hinab auf den Kabulfluss. |
| | 62 | Am „Teehaus des Königs“ ist der Punkt erreicht, von dem aus man herrliche Einblicke in die Wand der Schlucht hat. |
| | 63 | Morgenstimmung in einem afghanischen Teehaus. Der Fahrer eines Lastwagens zündet die Wasserpfeife an. Sein Frühstück besteht aus einer Schale („pialla“) stark gesüßtem Schwarztee und einem Fladenbrot („nan“). |
| 140 | 69 | Blick auf Faizabad am Kokchafluss, Hauptstadt der Provinz Badakhshan. |
| | 72 | Im kleinen Ort Sardéu war ich endlich am Fuße des Pamir-Gebirges angekommen. |
| | 73 | Auf dem Gulestan-Pass wachsen in 3000 m Höhe gelbe Steppenkerzen. Es ist <i>Eremurus kauffmannii</i> , die gleiche Art wie schon bei Sardéu beobachtet. |
| | 74 | Dieses von der Shiva-Hochebene abzweigende vegetationsreiche Hochtal wird von den Nomaden „Gulestan“ genannt, was soviel wie „Blumenland“ heißt. |





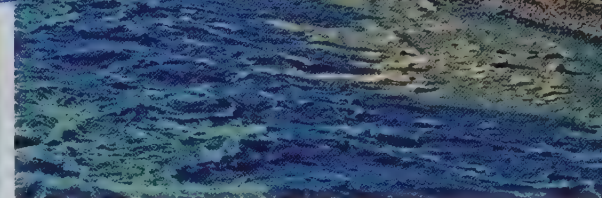












einmal zum Trocknen ausgebreitet werden. Und was war mit den Filmen, dem Kame-razubehör und den Sammelutensilien? Aus den mit Zyankali befüllten Tötungsgläsern schwappte das Wasser. Die Pflanzenpressen waren durchweicht. Auch die Schrotpatronen waren nass geworden und das Gewehr jetzt eher als Teil einer Wasserleitung zu gebrauchen. Nahrungsmittel hatten wir natürlich auch nicht mehr, sieht man einmal von den Pfannknödeln ab, deren Teigpulver, aus dem sie ja gemacht werden, wohl eher als Tape-tenkleister Verwendung finden konnte. Es war eine wenig angenehme Nacht, die wir, durchnässt und frierend, am Ufer des Shiva-flusses verbringen mussten.

*

Was war nun zu tun? Diese Frage stellte sich am nächsten Morgen, der uns ziemlich misshütig vor den noch immer zum Trocknen ausgebreiteten Gepäckstücken stehen sieht. Sollen wir umkehren und versuchen, so schnell wie möglich Barak oder Faizabad zu erreichen, oder doch weiter nach Norden in die Berge des rauen Badakhshan vordringen? Wir entscheiden uns für die zweite Variante. Dem Soldaten, den uns der Shiva-Hakim mitgegeben hat, gelingt es diesmal schnell, zwei Pferde zu beschaffen. AJRUDDIN hat in der Zwischenzeit die Pflanzenpressen und Sammelgläser wieder in einen leidlichen Zustand gebracht und auch Zelt und Kleider sind nicht mehr ganz so nass wie vorher.

Um die Mittagszeit können wir endlich diesen denkwürdigen Platz verlassen. Gleich zu Beginn der neuen Etappe ist eine höchst gefährliche Stelle zu überwinden: An einem steilen Berghang zieht sich über mehrere hundert Meter ein stellenweise nur fußbreiter, schief ausgetretener Pfad hin. Etwa 300 m tiefer gurgelt der Fluss. Ein Fehltritt bedeutet unweigerlich den Absturz. Doch wir kommen wohlbehalten auf die andere Seite und können aufatmen. Auf unserem Weg treffen wir in einem Bergeinschnitt auf ein einsames, von den guten Weideplätzen schon weit entfer-

tes Nomadenzelt. Gewöhnlich handelt es sich in einem solchen Fall um eine Familie oder Sippe, die beispielsweise wegen Diebstahls oder eines ähnlichen Deliktes vom Stammesverband ausgeschlossen worden war. Es könnte aber auch sein, dass es ihr nicht gelungen ist, sich einem solchen anzuschließen. Die alte Ordnung bleibt aber auch dann aufrecht erhalten, das heißt das Familienoberhaupt ist zugleich Stammesältester. In diesem einsamen Zelt treffe ich auf einen etwa 35 Jahre alten, offensichtlich schwerkranken Mann, der vor seinem Siechtum das Familienoberhaupt war. Er konnte nicht mehr richtig sprechen und ging mühsam auf einen Stock gestützt. Man sagte mir, dass man ihn vor einiger Zeit zu einem Arzt nach Kabul gebracht habe, der den Namen der Krankheit, unter der dieser Mann leidet, auf einen Zettel geschrieben hat. Ich ließ mir das Papier zeigen. Neben vielen Wörtern in persischer Schrift fand ich darauf in lateinischen Buchstaben den Vermerk „Sklerosa plague“, was wohl mit „multiple Sklerose“ zu übersetzen war.

*

In Qala Mirzashakh, einer Ansammlung kleinerer Steinhäuser, kauft der Mudir bei einem Gebirgsbauern noch einen „tschap-an“, jenen wattierten, abgesteppten Mantel vom Zuschnitt eines Morgenrocks, wie er in Badakhshan überall getragen wird, denn die Nächte sind hier empfindlich kalt. Dann geht es weiter. Stunde um Stunde sitzen wir im Sattel oder klettern auf steilen Pfaden empor, die Pferde am Zügel nachziehend. Verschwunden sind Täler und Hochebenen und mit ihnen die Viehzüchternomaden. Nackte Felsgrate und tiefe Schluchten umschließen uns wie in einem Käfig, aus dem es kein Entrinnen zu geben scheint (Abb. S. 174/81, 82). Rotjackige Murmeltiere mit dickem buschigem Schwanz und fahlgelber Kehle schauen uns verwundert an. „Taberkhan“ sagt man hier zu ihnen. Steinhühner, die man „gaukh-e-seri“ nennt, schwirren bei unserem Kommen aufgeregt davon (Abb. 83).



Abbildung 83. Steinhühner, die man „gaukh-e-seri“ nennt, schwirren bei unserem Kommen aufgeregt davon.

Schließlich gelangen wir nach Khatib – drei einfache Jurten, die „kappa“ – einsam und hoch in den Bergen gelegen (Abb. 84).

Hier bekommen wir von usbekischen Nomaden Reis, Hammelfleisch und Sauermilch, was uns wieder ein wenig auf die Beine hilft. Eigentlich wollten wir nach „Qala Khing“ am Shivafluss oder zum Shai Darra-Pass, konnten jedoch beides nicht finden. Anscheinend haben wir uns total verirrt. Die Karte, die ich mitführe, hilft nicht weiter. Schon vor Wochen hatte ich darin die beabsichtigte Route zum Darwaz eingetragen. Inzwischen ist mir der Unterschied zwischen Theorie und Praxis mit schmerzlicher Deutlichkeit klar geworden. Was nützt die Angabe eines Orts- oder Passnamens auf dieser Karte, wenn die Topografie der Landschaft dich in eine ganz andere Richtung lenkt? Auch die Nomaden können uns nicht weiterhelfen. Mein ursprünglicher Plan, immer am Shivafluss entlang nach Norden weiterzuziehen, war jedenfalls gescheitert. Wir sind zu weit nach Osten abgekommen und finden keinen Ausgang mehr in diesem Irrgarten aus steilen Pässen und tiefen Schluchten. Nach der gegenwärtigen, allerdings sehr vagen Bestimmung unserer Position befinden wir uns irgendwo nördlich des Shivasees und südlich



Abbildung 84. In den Bergen stoßen wir auf ein Hochlager usbekischer Nomaden. Ihre Jurten werden „kappa“ genannt.

des gesuchten Passes Shai Darra. Die einzige Orientierungshilfe ist die schneebedeckte Kette des Darwaz-Gebirges, die wir von jeder Passhöhe aus immer wieder vor uns haben. Doch es ist wie verhext: wir kommen ihr nicht entscheidend näher! Einen direkten Weg, der uns dorthin führen könnte, gibt es einfach nicht.

*

16. Juli: Als wir endlich aufbrechen, taucht die Sonne schon die Bergspitzen in ein sanftes Morgenlicht. Wir versuchen erneut, Qala Khing zu erreichen, überqueren einen hohen Pass und gelangen auf der anderen Seite hinunter in ein romantisches Tal. Dort treffen wir auf eine Schar wandernder Hirten. Auf unsere Frage nach Ortsnamen und Wegführung deuten sie über die Schulter zurück nach Norden und erklären uns, dass dort hinten Darwaz läge. Nach einigen Stunden gelangen wir zwar an ein paar Steinhütten, die den Namen „Khing“ (sprich: Khinch) tragen, doch einen Ort mit Namen „Qala Khing“ erreichen wir nicht, auch nicht mehr den Shivafluss, den wir vor drei Tagen weiter südlich auf so unheilvolle Art überquert hatten. Deshalb konzentriere ich mich auf die Suche nach einem für einen längeren Aufenthalt geeigneten Platz, an dem es sich lohnt, entomologisch zu forschen und zu sammeln. Nachmittags gegen 15 Uhr habe ich ihn tatsächlich gefunden. Es ist eine Stelle mit abwechslungsreichem Pflanzenwuchs in mehr als 3000 m Höhe. „Hic Rhodos, hic salta!“ Pferde und Soldat werden zurückgeschickt. Damit ist zunächst einmal jegliche Verbindung zur Außenwelt abgebrochen.

Das Zelt errichten wir auf einem kleinen Plateau dicht unterhalb eines vegetationsreichen Hanges, der sich bis hinauf in die Fels- und Schneeregion erstreckt. Etwas seitlich davon entdecken wir ein ebenerdiges, aus groben, unverfugten Steinen errichtetes Haus (Abb. S. 175/85). Hier lebt, wie sich bald herausstellt, ein junger Gebirgsbauer mit Frau und Kind. Hinter seinem ärmli-

chen Anwesen, unseren Blicken zunächst entzogen, befinden sich mehrere mit Hirse bebaute Flächen. Der Mann, der dieses winzige Stückchen Erde, das er mit großer Anstrengung urbar gemacht hat, sein Eigen nennt, heißt MAULONASAR. Er gehört zum Volk der Shirnis und zeigt sich uns gegenüber scheu und zurückhaltend. Meine Begleiter haben zunächst einmal Mühe, sich mit ihm zu verständigen. Er spricht „Shirni“, eine eigene Sprache, versteht aber auch etwas Dari. Ich bin der erste Europäer, den er zu Gesicht bekommt.

Über die in Afghanistan lebenden Shirnis sind mir keine Berichte bekannt. In meiner kurzen Beschreibung dieser Menschen beschränke ich mich daher auf eigene Beobachtungen: Sie gehören einem Bergvolk an, das im westlichen Pamir in weit verstreuten Steinhütten lebt. Neben wenigen Ziegen halten sie fast ausschließlich Schafe, die sie „gadeq“ nennen. Daneben bauen sie Hirse sowie etwas Grünkorn und eine Erbsensorte an. Auch während des Winters bleiben sie in ihren Hütten und ziehen nicht zu Tal. Man kann sie deshalb als Gebirgsbauern bezeichnen, obwohl darunter eher solche Menschen verstanden werden, die Rinderzucht betreiben und deshalb auch Acker- oder Weidewirtschaft in größerem Umfang kennen. Das ist hier jedoch nicht der Fall. Vielmehr sind in „Shirghnan“ oder „Shughnan“ Wanderhirten und ansässige Gebirgsbauern stärker miteinander verschmolzen. Schon von ihrer Wurzel her stehen in Asien beide Kulturen in engerer Beziehung zueinander. Die Gebirgsbauernkultur war schon in alter Zeit weit verbreitet, längst bevor die Völker existierten, die von den antiken Schriftstellern erwähnt werden.

Nach Angaben aus dem Jahr 1994 wird das Shirni [Shughni] von rund 20.000 Menschen gesprochen. Den Ausführungen von TATJANA NIKOLAEVNA PACHALINA (Moskau 1969) über die Pamir-Sprachen zufolge umfasst die Shughnan-Ruschan-Sprachengruppe die Dialekte Ruschanisch, Bartangisch und Oroschorisch. Sie sind (nach damaliger

politischer Gliederung) im Gebiet Berg-Badakhshan des autonomen Bezirks Tadschikistan in den Tälern der Flüsse Pandsch, Gnut, Shach-Darja und Bartang vertreten. Auch im afghanischen Badakhshan wird in shughnanischen und ruschanischen Sprachen gesprochen. Die Frage, welcher Dialekt auf das „Shirni“ des von mir besuchten Gebietes von Khinsch-e-Andarab zutrifft, in dem damals nur wenige Menschen in weit auseinander liegenden Gehöften lebten, kann ich nicht beantworten.

Die Sprache der Shirnis wird in einem leicht singenden Ton gesprochen, wobei die vielen Kehllaute auffallen. So heißt z.B. „chschärz“: Wasser (in Farsi/Dari: „ab“) und „garda“: Brot (in Farsi/Dari: „nan“). Es ist wohl nicht grundsätzlich falsch, daraus auf eine alte, unverändert gebliebene und seit langem isolierte Gebirgsbauernkultur in Shirghnan zu schließen, zumindest was den afghanischen Teil dieser Region betrifft. Zu erwähnen ist ferner, dass die Wanderhirten, die mit den Shirnis in Berührung kommen, nicht deren Sprache benutzen. Sie unterscheiden sich rein äußerlich von ihnen dadurch, dass sie eine andere, dem Turban ähnliche Kopfbedeckung tragen. Sie sind zumeist sunnitische Moslems, die Shirnis dagegen Ismailiten.

Auch die Bekleidung der Shirnis und ihre Ernährung zeigen Eigentümlichkeiten. Sie tragen dicke Wollstrümpfe, eigentlich mehr „Wollsäcke“, denn weder Fuß noch Ferse sind ausgeformt. Darüber halblange Stiefel aus Schaffleder, deren Spitzen nach aufwärts gebogen sind. Der abgesteppte Mantel, den sie anhaben, ist aus Wolle gefertigt, der dazu gehörende Gürtel wird von den Frauen aus Wolle in weißer und roter Farbe gewebt. Als Kopfbedeckung dient eine Wollmütze.

Die Shirni-Küche kennt als Hauptnahrung einen aus Hirsemehl und Hammelfett gekochten Brei, ferner Nudeln aus Trockenweizenmehl, die in einer Fettsauce schwimmen, außerdem Sauermilch, Süßrahm und Joghurt aus Schafmilch. Hammelfleisch wird selten gegessen. Schwarzer Tee wird aus dem Tauschhandel mit Wanderhirten bezogen.

*

Hier also wollen wir einige Tage bleiben. Dieser Absicht steht allerdings unsere katastrophale Lage hinsichtlich der Versorgung mit Nahrungsmitteln entgegen. Wir haben kein Mehl und kein Salz und können deshalb auch kein Brot backen. Wir haben ferner keinen Reis, kein Fett und keine Zwiebeln. Das alles wurde in Faizabad und in Barak gekauft, nun hat es der Fluss mit sich fortgenommen. Auch jagen können wir nicht, und das Knödelteigpulver, das als einzige Konserve nicht im verloren gegangenen Proviantensack untergebracht war, ist unbrauchbar geworden. An diesem und dem folgenden Tag setzt uns der Hunger gewaltig zu. Da hilft es auch nicht, nachts von einem saftigen Kotelett zu träumen, wie es mir passiert ist. Das Erwachen war so brutal, dass ich fast geheult hätte.

Inzwischen sind wir mit MAULONASAR vertrauter geworden. Er ist noch ziemlich jung, vielleicht Mitte oder Ende Zwanzig, hat eine helle Haut und durchaus europide Gesichtszüge. Ihm gehören einige Schafe, die aber nur halb soviel wiegen wie die kräftigen, in Afghanistan unter dem Namen „Turkie“ bekannten Wollträger. Deren Fettschwanz hat im Normalfall die Größe eines bayerischen Sofakissens, wie ich es bei Familie HOEBEL am Arghandab gesehen habe, während er am Schaf, das ich hier vorgeführt bekomme, eher wie ein „Theatertäschchen“ herumbaumelt. Diese Schafe der Shirnis sind klein und zierlich, das heißt also keine guten Fleisch- und Fettlieferanten, dafür jedoch sehr genügsam und widerstandsfähig – für die raue Bergwelt hier genau das Richtige. Wir bedrängen MAULONASAR, uns ein solches Schaf zu verkaufen. Einhundert Afghani biete ich ihm dafür! Er ist über unser Ansuchen nicht gerade begeistert. Mit dem Geld kann er zunächst gar nichts anfangen. Weit und breit gibt es keinen Basar, wo er dafür etwas kaufen könnte. Nach Barak oder Faizabad zu gehen bedeutet mehr als eine Woche Abwesenheit von Frau und Kind, die schutzlos zurückbleiben müssten. Er muss also

warten, bis Wanderhirten, mit denen er für gewöhnlich kleine Tauschgeschäfte – Ware gegen Ware – macht, ihm für das Geld etwas aus dem Basar mitbringen. Auf der anderen Seite sieht er unsere Not und willigt schließlich ein. Das kleine Schaf, das er vor unseren Augen schlachtet, wird sofort zerlegt und in den Eingang des Zelt es gehängt, Innereien und Weichteile umgehend gekocht (Abb. 86). In dieser Nacht konnte ich weit besser schlafen. Auch von kulinarischen Träumen bin ich verschont geblieben.

*

19. Juli: Es ist der dritte Tag, den wir hier verbringen. Wir fragen MAULONASAR, wie eigentlich der Ort heißt, an dem wir uns befinden. Schließlich ist es sein Wohnort, da sollte er schon eine Antwort geben können. Sie lautet auch klar und unmissverständlich: Khinsch-e-Andarab. Gehört das zu Qala Khing? – frage ich, doch das wird verneint. Es ist ein Ort, und dabei deutet er mit ausladender Armbewegung um sich, der Khinsch

genannt wird. Andarab ist der Wildbach, den wir bei unserem Aufstieg überquert hatten. Chorog, die auf russischer Seite liegende kleine Stadt am Ostufer des Pändsch, wie der Oberlauf des Amu Darja hier noch heißt, kennt er nicht, wohl aber „Schughnan“. Damit ist jedoch ein ziemlich ausgedehntes Gebiet gemeint, das vermutlich mit dem Wohngebiet der Shirnis oder der Shirni sprechenden Bevölkerung übereinstimmt. Dieser Name findet sich auf fast allen Karten, manchmal auch in der Schreibweise „Schirghnan“, nicht dagegen der Lokalname Khinsch-e-Andarab. Ich versuche, auf dieser recht dürftigen Informationsbasis den Ort, an dem wir sammeln und forschen, einigermaßen geografisch auswertbar festzulegen. Meine Definition lautet: „71° ö. L., 37,7° n. Br., 3500-4000 m. Der Name Khinsch-e-Andarab ist phonetisch wiedergegeben“.

An diesem Ort sammeln wir, soweit es unsere körperliche Verfassung erlaubt. Meine Aufzeichnungen klingen zunächst nicht sehr hoffnungsfroh: „Mir ist sehr schwach im Magen, denn Tag für Tag gibt es nur ein



Abbildung 86. Das kleine Schaf, das MAULONASAR für uns geschlachtet hat, wurde sofort ausgenommen und am Eingang des Zelt es aufgehängt.

Stückchen Hammelfleisch [das rationiert werden musste], etwas Fettsauce und ein wenig Fladenbrot [das die Frau von MAULONASAR für uns bäckt]. Die Leute sind hier sehr arm, so dass für uns nichts zum Essen aufzutreiben ist.“ Und dann findet sich noch der Hinweis auf eine kritische Situation: „In der Nacht folgte ein Gewitter, das Veranlassung zur Angst geben konnte.“ Blitz und Donner in dichter Aufeinanderfolge. Der höchste Punkt auf dieser vorgeschobenen kleinen Anhöhe, die ich für unseren Aufenthalt ausgewählt hatte, war die aus Metall bestehende Spitze an der Firststange meines „Klepper“-Zeltes, in dem wir – AJRUDDIN, der Mudir und ich – wie die Heringe zusammengedrängt lagen. Keiner von uns hatte Lust, bei Nacht und Wolkenbruch das schützende Obdach zu verlassen, auch wenn dadurch das Risiko, vom Blitz getroffen zu werden, sich möglicherweise verringert hätte. In solchen Augenblicken gewinnt der Fatalismus die Oberhand. Es ist schließlich egal, ob man verhungert oder von Thors Hammer getroffen wird. Doch Thor hatte in dieser Nacht etwas anderes zu tun. Außerdem war das nicht sein Revier ...

*

Der nächste Tag, an dem ich mit AJRUDDIN umherstreife, beide mit Fangnetz und Gläsern bewaffnet, bringt eine großartige Überraschung. Irgendwie hat es sich herumgesprochen, dass hier ein paar Fremde hausen und permanent hungrig sind. Die Hirten, die ab und zu bei uns vorbeikommen, werden es wohl ausgeplaudert haben. Einer von ihnen bringt ein Sacktuch voll Reis. Ein Festschmaus war die Folge! Dermaßen gestärkt beschließe ich den Tag mit einem Lichtfang, der zwar nicht viele, dafür umso wertvollere Tiere einbringt. Am folgenden Morgen waren wir dank der vorausgegangenen Reistafel wieder so gut erholt, dass wir schon frühzeitig zu einer Bergtour aufbrechen (Abb. 87). Einige hundert Meter oberhalb unseres Lagers finden wir in der vegetationsreichen

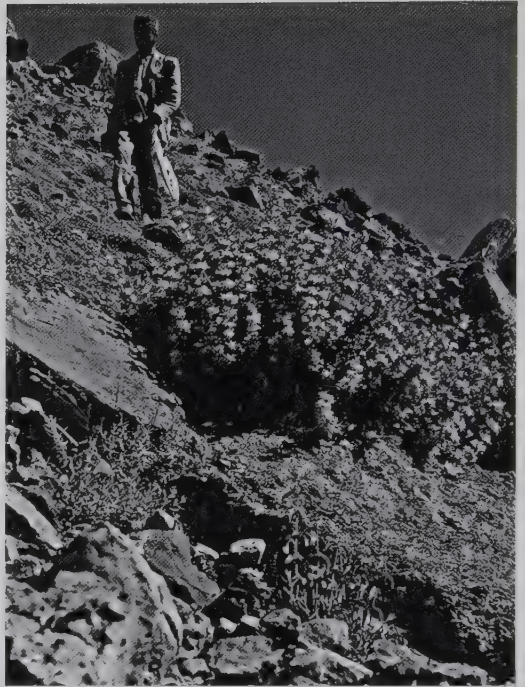


Abbildung 87. Mein Freund AJRUDDIN an einem Steilhang auf der Jagd nach Tagschmetterlingen.

Runse, in der wir hochklettern, eine Menge Insekten, darunter auch so vertraute wie den Schwarzen Apollofalter (*Parnassius mnemosyne*) und den Großen Johanniskrautspanner (*Aplocera plagiata*). Damit hatte ich eigentlich nicht gerechnet. Doch wie schrieb WALTER FORSTER zu Beginn dieses Jahres? Professor SHELJUZHKO habe auf der sowjetischen Seite des Pändsch ausgiebig gesammelt, so dass es für die zoogeografische Beurteilung meiner Ausbeute von der afghanischen Seite dieses Gebietes gutes Vergleichsmaterial gäbe. Das ist an Nahtstellen, wo verschiedene Faunenkreise aneinander stoßen, natürlich von besonderem Interesse. Eine eurosibirisch verbreitete Art, die bei uns häufig ist und deshalb eher wenig Beachtung findet, kann in diesem tiergeografischen Puzzlespiel schnell eine besondere Bedeutung erlangen. Also sammle ich alles, was mir „vor das Netz kommt“.

Der westliche Pamir gehört zum Einzugsbereich besonderer Faunen- und Flo-

renelemente. Zu erwähnen ist vor allem die Pamir-Alaiische Hochsteppe mit ihren typischen Polsterwuchspflanzen, die sich noch weit über das Hindukuschgebirge hin ausbreitet und für viele Arten einen eigenen Lebensraum darstellt. An ihre Stelle tritt bei Khinsch-e-Andarab eine verhältnismäßig üppige Kräuterflur auf felsigen oder geröllreichen Hängen. Hier fand ich zahlreiche für die höheren Gebirge des westlichen Zentralasiens typische Arten.

Unter den Weißlingen waren das *Pieris tadjika* und *Colias niskotti*, unter den Bläulingen *Plebejus eversmanni*, *Agriades pheretiades* und *Polyommatus candalus* in jeweils speziellen geografischen Unterarten. Am auffälligsten war jedoch das Vorkommen bestimmter Schrecken, die ich in Afghanistan nirgendwo sonst beobachtet habe: *Melitaea minerva*, *Melitaea turanica* und *Melitaea sibina*. Demgegenüber kannte ich die vergleichsweise wenigen Augenfalter, die es hier gab, bereits aus den tiefer gelegenen Steppeengebieten von Faizabad und Barak. Ein charakteristischer Dickkopffalter aus den Hochlagen Shirghnans war *Pyrus alpina darwazica*.

Ein typisches Beispiel aus dem Reich der Nachtfalter ist der mit unserem Hummelschwärmer (*Hemaris fuciformis*) weitläufig verwandte *Hemorrhagia ducalis*, der am Tag in reißendem Flug über die heißen Geröllhalden schwirrt. Besondere Bedeutung kommt auch den Eulenfaltern und Kleinschmetterlingen zu, von denen mehrere noch unbekannt waren, wie beispielsweise die zu den Wicklerartigen (Cochylidae) gehörenden *Stenodes montana* und *Diceratura diceratops*, oder die auf den Vorderflügeln mit schönen Silberflecken geschmückte *Eugnosta acanthana*. Ich selbst habe bei der Bearbeitung der spannerartigen Nachtfalter folgende in Khinsch-e-Andarab gesammelte Arten neu in die Literatur eingeführt: *Idaea (Sterrha) curtopdata*, *Scopula nigrocili-*

ata, *Scopula afghana*, *Rhodostrophia praecisaria badakhschana* und *Cataclysmes shirniensis* (EBERT 1965). Diese wenigen Aufzählungen zeigen bereits, wie sehr sich die mühevollen Reisen in dieses weit abgelegene, entomologisch bis dahin noch völlig unberührte Gebiet gelohnt hat!

Auch die folgenden Tage stehen ganz im Zeichen entomologischer Exkursionen. Mit Sammeln, Präparieren und den dazugehörigen Notizen vergeht die Zeit wie im Flug. Natürlich haben wir schon längst kein Fleisch mehr. Immer wieder sehen wir das Felsensteinhuhn, das ähnlich wie unser Rebhuhn schmeckt, doch unsere Munition ist durch den Unfall mit dem Gepäckpferd unbrauchbar geworden, so dass an Jagd nicht zu denken war. Einmal noch gelingt es, ein Säckchen mit Reis aufzutreiben, das uns über die nächsten Tage hinweg hilft. Doch der Hunger bleibt und hindert uns daran, in die höheren Lagen der umliegenden Berge aufzusteigen.

Am vorletzten Tag unseres Aufenthaltes in Khinsch-e-Andarab hatte ich eine nächtliche Begegnung mit einer Wildkatze. Es war nur ein Augenblick, der aber ausreichte, die Gestalt des Tieres zu erfassen. Sein runder Kopf tauchte plötzlich, nur wenige Meter von mir entfernt, im Lichtkegel meiner Taschenlampe auf, war jedoch ebenso schnell wieder in der Dunkelheit verschwunden. Ich rätselte lange, was es gewesen sein könnte. Ein Jahr später fand ich des Rätsels Lösung – die nächtliche Begegnung war zwischenzeitlich in Vergessenheit geraten – bei einem Besuch des Zoologischen Gartens der Stadt Frankfurt am Main. Dort sah ich sie plötzlich in einem Käfig, meine „Pamirkatze“. Sie war etwas größer als unsere europäische Wildkatze, wirkte jedoch wegen ihrer dichten und langen Behaarung viel massiger. Man nennt sie „Manulkatze“ oder „Steppenkatze“ (*Felis manul*). Sie bewohnt die kalten Hochlagen Zentralasiens und ist offenbar recht selten, zumindest liegen keine genaueren Beobachtungen über ihre Biologie vor. Meine Beob-

achtung dürfte der Erstnachweis dieser Art für das afghanische Gebiet nördlich des Shiva-Sees gewesen sein.

*

27. Juli: Der Tag der Rückreise war gekommen. Noch einmal bringt uns MAULONASAR heißen Tee und etwas Fladenbrot, dazu eine Schale mit „kheimaq“, dem aus Schafmilch gewonnenen Rahm, der vorzüglich schmeckt. Dann war es soweit. Ich hole mir meinen Braunen, den ich nicht weit vom Zelt entfernt an einer vegetationsreichen Stelle angepflockt hatte, und lege ihm den Sattel auf. Der Mudir tut mit seinem Schimmel das gleiche. AJRUDDIN muss sich noch etwas gedulden, bis ein Reitpferd für ihn gefunden werden konnte. Wir hatten am Tag zuvor einen Boten danach ausgeschickt, der seinen Auftrag zu unserer vollsten Zufriedenheit erledigte.

Erstes Etappenziel war wiederum Khatib, der Ort mit den Usbekenjurten und den beiden Zelten, an dem wir schon auf unserem Ritt nach Norden übernachtet hatten. Zuerst musste jedoch erneut der hohe Pass überwunden werden, über den wir vor elf Tagen gekommen waren. Noch einmal gab er den Blick frei auf das schneebedeckte Darwaz-Gebirge, das wir nicht ganz erreichen konnten. Khinsch-e-Andarab, das wir trotz aller Entbehrungen beinahe lieb gewonnen haben, hat uns jedoch reichlich dafür entschädigt. Mit den letzten Sonnenstrahlen machen wir uns an den Abstieg. Überall wachsen *Ferula*-Stauden. Ihre gelben Blätter bekommen im Abendlicht einen goldenen Glanz, der sich wunderbar weich über die umliegenden Hänge ausbreitet, ehe die hereinbrechende Nacht ihren tiefblauen Schleier darüber deckt (Abb. S. 175/88). Die wenigen Nomaden, die auf dieser „Hochalm“ ihre Tiere weiden, haben uns schon kommen sehen und sogleich ein Schaf geschlachtet. Dazu gab es „pilau“ (pilaw) und Joghurt. Mit dem herrlichen Gefühl, wieder einmal richtig satt geworden zu sein, krochen wir in unsere Schlafsäcke.

Seit fünf Uhr morgens sind wir wieder auf den Beinen und erreichen schließlich am Abend den Ort, an dem der kleine Bach aus Gulestan in den Shivafluss mündet. Fast dreizehn Stunden lang haben wir nahezu ununterbrochen im Sattel gegessen. Wieder mussten viele kritische Stellen überwunden werden, von denen rutschige Hirtenpfade an steilen Berglehnen die gefährlichsten waren. Dennoch hatten die Pferde noch die Kraft zu einem kurzen Galopp auf der Shiva-Hochebene. Wir hofften, hier wieder denselben Nomadenstamm zu finden, der uns am zweiten Tag unserer Darwaz-Expedition so freundlich bewirtet hatte. Doch leider war er weitergezogen. Die neuen Kutschis, auf die wir stoßen, bleiben in ihren Zelten und machen keine Anstalten, uns zu empfangen. Im Zelt eines Mullahs finden wir schließlich Unterschlupf. Es wird sogar etwas Tee und Fladenbrot für uns herbeigebracht. Die Nahrung, die wir an diesem strapaziösen Tag bis dahin zu uns genommen hatten, bestand aus ein wenig Tee und Trockenbrot. Gut, dass wir am Abend zuvor noch so reichlich gespeist hatten!

Schon sehr früh verlassen wir den Mullah und reiten weiter in Richtung Süden. Es ist sehr kalt. Ich trage drei Hemden übereinander und darüber noch meinen Parka. Die Hände sind so klamm, dass sie kaum die Zügel zu halten vermögen. Wieder durchqueren wir eines der Hochtäler, die man „ailaq“ nennt. Der Name kommt aus dem Alttürkischen und bedeutet soviel wie „kalter Platz“. Noch einmal bekommen wir bei den Nomaden heißen Tee, der wohl nirgendwo sonst so genussreich geschlürft werden kann wie an einem solchen Tag in einem dafür so typischen Umfeld, zu dem grasende Tiere mit ihrem dabei so wohligen Schnauben, neugierige Kinder mit ständig laufender Nase und der vertraute Geruch von Schaf- und Ziegenung gehören. Mit jedem Schluck spüre ich die Ruhe in meinem Innern und ein Glücksgefühl darüber, diese schwierigen Tage in den Bergen des nördlichen Badakhshan trotz aller Hemm-

nisse so gut überstanden zu haben. Alle Knochen sind heil geblieben. Die Haut ist von Wind und Wetter rissig geworden und tief gebräunt. Ein Bad würde ihr jetzt gut tun. Die Fingernägel haben tiefe schwarze Ränder und der Flaum im Gesicht hat sich beinahe schon in richtige Bartstoppeln verwandelt, vielleicht deshalb, weil die Wangen bei der kargen Verpflegung der vergangenen zwei Wochen ziemlich eingefallen sind. Doch es bleibt nicht viel Zeit zum Nach-

denken. Der Mudir will heute noch in Barak ankommen. Über den Bom Darra-Pass, der leichter zu begehen ist als der kraftraubende Kotal-e-Gulestan, gelangen wir immer tiefer hinab, bis wir schließlich wieder auf dem Boden des Kokcha-Tales stehen. Im flotten Galopp legen wir auch noch das letzte Stück unseres langen Weges zurück und erreichen schließlich seinen Anfang – das kleine, von SAMANDER KHAN wohl behütete Häuschen am Rande von Barak.

Die Rückkehr

Noch einmal in Barak – Khoda hafez, Faizabad – In der Gluthitze von Khanabad –
Per Anhalter nach Süden – Zwischenstation in Deh Mazang – Erholung in Sarobi –
Von Waranen und Schlangen

30. Juli: Drei Tage wollen wir noch in Barak bleiben. Hier fliegen jetzt einige Arten, die ich in der ersten Woche unseres Aufenthaltes nicht gesehen habe, zum Beispiel *Hipparchia parisatis*, *Pararge menava* oder *Eogenes alcides*. *Cigaritis acamas*, die Anfang Juli noch häufig war, ist inzwischen stark abgefliegen oder bereits verschwunden. Neben der entomologischen Feldarbeit steht noch eine Generalreinigung des Körpers und der Wäsche auf dem Programm. Erstere geschieht, in Ermangelung einer Dusche oder gar eines Bades, an einer etwas abgelegenen Stelle im eiskalten Wasser des reißenden Sardabflusses. Die Kleiderwäsche übernimmt die Frau von SAMANDER KHAN. Mit großer Ausdauer und Hingabe schlägt sie Hemden und Hosen nach alter Tradition immer wieder mit kräftigem Schwung auf einen flachen Stein, schrubbt mit Kernseife und Bürste, schlägt wieder zu und spült schließlich mit klarem Flusswasser ab. Danach wird alles zum Trocknen ausgebreitet. Mit dem Ergebnis dieser Aktion bin ich sehr zufrieden. Es gibt nur ein Manko: Die Kleiderläuse, die zu Dutzenden in den Nähten sitzen, haben auch diesen Frontalangriff auf ihre Existenz weitgehend unbeschadet überstanden (ich habe sie später mit der Pinzette und viel Geduld einzeln aus ihren Verstecken herausgeholt und eingedenk der Unannehmlichkeiten, die sie mir bereitet haben, mit großer Hingabe zerquetscht). Glücklicherweise hat der erhebliche Befall durch Kleiderläuse, unter dem ich zu leiden hatte, nicht zum Ausbruch des „Läusefiebers“ geführt. Auch von dem gerade aus dem westlichen Pamir bekannten

und gefürchteten „Zeckenfieber“, das von der *Ornithodoros*-Zecke übertragen wird, bin ich verschont geblieben.

2. August: An diesem Tag nehme ich Abschied von Barak und allem, was mir hier vertraut geworden ist. AJRUDDIN und NAIM KHAN wollen heute unbedingt noch nach Faizabad, während ich es nicht so eilig habe. Irgendwie ist die Anspannung, wie ich sie vor dem Antritt der Expedition empfunden habe, von mir abgefallen. Auch die diesmal recht kurzfristige Beschaffung der benötigten Pferde kann mich nicht aus meiner Ruhe bringen. Dennoch sitzen wir schon gegen acht Uhr morgens im Sattel, um auch noch diese letzte Etappe auf Pferderücken hinter uns zu bringen. Schon gegen 13 Uhr erreichen wir den dukan, der etwa zwei Reitstunden von Faizabad entfernt zum Verweilen einlädt. Kurze Zeit vorher sind wir dem Gouverneur begegnet, der mit einem Jeep, begleitet von einem zweiten, nach Jurm unterwegs war. Er hat jetzt einigen Ärger mit seinen Opiumbauern bekommen, den eigentlich ich ihm eingebrockt habe. Dennoch bedankt er sich noch einmal für meine Hilfe und für den Kurzbericht, den er in Sachen „Raupenschädling in den Mohnfeldern von Jurm“ von mir erhalten hat.

Am Abend waren wir schließlich in Faizabad. An der Brücke musste ich vom Pferd – fast hätte es mich abgeworfen – weil ausgerechnet an dieser Stelle geschlachtet wurde und der warme Blutgeruch mein Tier in helle Aufregung versetzte. Es ist aber noch einmal gut gegangen. Wie es auch anders hätte kommen können zeigte ein Pferdekadaver, der

wenig später unterhalb des Klubhauses, das wir wieder bezogen haben, verstümmelt und mit ausgestreckten Beinen in den braunen Wasserwirbeln des Kokchafusses vorbeitrieb. Unwillkürlich musste ich an den armen Jungen denken, der erst vor zwei Tagen bei Barak in den reißenden Sardab fiel und nicht mehr gerettet werden konnte.

Am folgenden Tag war Ruhe angesagt. Ich schlief ziemlich lange und schrieb danach einige Briefe. Am Abend machte ich mit AJRUDDIN einen Bummel durch den Basar. Wieder wurde ich von den Leuten, die hier ziemlich abseits vom großen Weltgeschehen leben, neugierig angestarrt und umringt. Einen Fotoapparat, den ich umgehängt trug, haben sie wohl zum ersten Mal zu Gesicht bekommen. Ich kaufte ein paar wollene Strümpfe als Andenken an die „kalte Steppenweide“, außerdem ein Paar von den in Badakhshan getragenen Stiefeln aus dünnem, geschmeidigem Schafleder. Auf unsere Frage, wann eine Lorry talauswärts fährt, bekamen wir die Antwort, dass dies heute in den Morgenstunden geschehen sei. Die nächste würde erst wieder übermorgen von hier abgehen.

Am Vormittag treffen wir den Reis-Sahib, womit der Inhaber der „Badakhshan Transport Company“ gemeint ist. Ihm gehören zwei Lastwagen, die zwischen Faizabad und Khanabad verkehren. Morgen soll einer von beiden dorthin fahren. Danach melden wir uns zum Abschiedsbesuch beim Gouverneur ABDUL RAHMAN POPAL. Er empfängt uns mit einiger Zurückhaltung. Von der Herzlichkeit, die noch bei unserer letzten Begegnung an der Straße zwischen Faizabad und Jurm von ihm ausging, war jedenfalls nicht mehr viel zu spüren. Schuld daran war wohl ein Brief, den er inzwischen von unserem Mudir-Sahib NAIM KHAN erhalten hat. Dem hat die beschwerliche Reise nach Khinsch-e-Andarab überhaupt nicht gepasst. Derartige Einschränkungen hat er vorher jedenfalls noch nicht hinnehmen müssen. Außerdem bin ich seinem Verlangen nicht nachgekommen, von jeder von mir gesammelten Art

ein Belegstück mit genauen Angaben zur Lebensweise, Ernährung, Erscheinungszeit und Verbreitung an ihn abzutreten. Nun hat er sich offensichtlich mit einem kompromittierenden Brief gerächt, den auch das Landwirtschaftsministerium in Kabul erhalten soll. Den „großen Hakim“ hat er damit in arge Verlegenheit gebracht. Einerseits konnte der sich nicht über mich beschweren, denn ich habe ihm durch meine couragierte Inspektion in Jurm, die ja in seinem Auftrag erfolgte, in einer für ihn recht schwierigen Situation aus der Patsche geholfen. Andererseits konnte er den Landwirtschaftsdirektor, den er selbst als unseren Begleiter auserkoren hatte, bei dessen Beschwerde nicht „im Regen stehen lassen“. So wurde dieser Abschiedsbesuch leider zu einer etwas gequälten Angelegenheit, die zuletzt ein förmliches Ende nahm. Als am Abend der Mudir-Sahib noch einmal zu uns in den „Klub“ kam, um seinerseits Abschied zu nehmen, habe ich unumwunden meine Meinung zu seinem Verhalten zum Ausdruck gebracht. Er hatte nicht damit gerechnet, dass ich bereits zu diesem Zeitpunkt über den Inhalt seines Briefes Bescheid wusste. Nun denn, wir sind nicht als Freunde voneinander geschieden.

5. August: In der gestrigen Nacht sind beide Lastwagen nach Faizabad zurückgekehrt. Einer davon fuhr heute gegen zehn Uhr wieder in Richtung Westen ab und hat uns mitgenommen. Am späten Nachmittag kamen wir in Kishm an. Hier war zunächst einmal Halt geboten, denn die Brücke über den Kishm-Fluß war eingeknickt und dadurch für die Lorry unpassierbar geworden. Am Abend waren wir beim „kleinen Hakim“ zu Gast. Geschlafen haben wir in dieser Nacht ohne jegliche Unterlage auf dem nackten Fußboden. Unser Gepäck lag währenddessen fest verschnürt auf dem Dach des Lastwagens. Da es bereits spät geworden war, wollten wir den Fahrer nicht mehr deswegen aufwecken. Die Gliederschmerzen, die wir am nächsten Morgen spürten, wogen dann allerdings schwerer als die Umstände, die wir dem Fahrer hätten bereiten müssen. Hinzu

kommt noch, dass diese ziemlich ungastliche Behausung bereits von einer sehr vitalen Population der Art *Pulex irritans* (zu Deutsch: Menschenfloh) praeokkupiert war. Ihre Larven haben sich vermutlich im Staub, der reichlich auf dem Boden lag, ungestört entwickeln können und ein überaus hungriges Imaginalstadium erzeugt, dessen Opfer wir waren. Noch tagelang hatten wir damit zu tun, diese behenden, aus der Nähe betrachtet sogar recht possierlichen Geschöpfe aus unseren Kleidern zu fangen. Zwei davon habe ich sorgfältig eingetütet, um sie als Belegstücke mit nach Deutschland zu nehmen. In Afghanistan gibt es übrigens ein Sprichwort, in dem auch der Floh („khaig“) Erwähnung findet: „Neqneq-e ßan, khaig-e saor, req-e paisaor“, was soviel bedeutet wie: Drei Dinge sind es, die dich zermürben können: wenn die Frau ständig nach Kleidern, Schuhen und Schönheitsmitteln verlangt, wenn ein Floh in der Hose sitzt, wenn du Sand im Schuh hast!

Während dieses denkwürdigen Nachtlagers war eine Lorry talaufwärts gekommen, um die für Khanabad bestimmte Ladung

von unserem auf der anderen Seite der Brücke verbliebenen Fahrzeug samt Passagieren zu übernehmen. Wir durften also umsteigen und – wenn auch arg zusammengequetscht – die Fahrt über Taliqan, wo wieder ausgiebig gerastet wurde, nach Khanabad fortsetzen.

*

7. August: Khanabad, das für seine Kupferschmiedearbeiten bekannt ist, gleicht in diesen Tagen einem Backofen (Abb. 89). Sobald ich ins Freie trete, schlägt mir ein Schwall glutheißer Luft entgegen. Noch nie zuvor habe ich eine so hohe Lufttemperatur erlebt: Auf dem Thermometer an der Schattenseite des kleinen Hotels, in dem ich übernachtete, steht die Quecksilbersäule bei 52° Celsius! Zum Glück ist die Luftfeuchtigkeit auf einem Tiefpunkt angelangt. Am Nachmittag dieses trockenheißen Tages mache ich mich auf den Weg zum Haus von AJRUDDINS Verwandten, die mich zum Essen eingeladen haben. Neben Reis, Fleisch und Gemüse gibt es wunderbare Honigmelonen – die berühm-



Abbildung 89. Die Hauptstraße von Khanabad. Staub und Hitze liegen am 7. August 1957 brütend über der Stadt. Im Vordergrund die berühmte Honigmelone „charbus-e-askalani“.

ten „charbus-e-askalani“, der Stolz Khanabads. Jedes Jahr kommen die Menschen von weither, um sich diesem Genuss an Ort und Stelle hinzugeben. Natürlich wird diese köstliche, honiggelbe Feldfrucht von der Form und Größe eines Rugbyballes in alle Teile Afghanistans verschickt. Hier jedoch, frisch geerntet, ist ihr Geschmack auf der höchsten Qualitätsstufe!

Am Abend begleite ich, trotz der noch immer erbarmungslosen Hitze, den Schwager von AJRUDDIN hinaus auf das Feld. Er hat Weizen geschnitten, der nun ausgedroschen werden soll. Das geschieht, indem man zwei Ochsen, die eine Art Schlitten hinter sich herziehen, immer rund herum im Kreis über die auf dem Boden ausgebreiteten Garben gehen lässt. Bei günstigem Wetter – es sollte eine leichte Brise wehen – folgt als nächster Schritt dann das Worfeln der ausgetretenen Körner, die mit einer Worfelschaufel gegen den Wind hochgeschleudert werden. Auf diese biblische Art wird auch heute noch die Spreu vom Weizen getrennt.

Eigentlich wollten wir am nächsten Tag mit dem Service „Afghan Mail“ abreisen, doch es waren noch nicht genügend Leute beisammen. Ein weiterer Tag im glutheißen Khanabad stand uns bevor, den wir im schattigen Basar mit dem nachhaltigen Verzehr der unvergleichlichen Melonen verbrachten. Obwohl wir jede unnötige Bewegung vermieden, lief uns doch der Schweiß ständig am Körper herab. Das öffentliche Leben kommt an solchen Tagen nahezu völlig zum Erliegen.

*

9. August: Einen weiteren Versuch, mit dem Service-Bus loszukommen, unternehmen wir am Morgen des 9. August. Doch auch jetzt waren noch keine Anzeichen eines baldigen Aufbruchs zu erkennen. Vom Telefonamt aus rufen wir im nahen Kunduz an, das von einer zweimotorigen DC 3 der „Ariana Airlines“ angefliegen wird. Diese Gesellschaft unterhält in Khanabad keine

Vertretung. Allerdings wird im Basar ab und zu ausgerufen, wann in Kunduz die nächste Maschine startet und wohin sie fliegt. Wir haben jedoch kein Glück damit, auf dem Luftweg nach Kabul zu gelangen. Es bleibt nichts anderes übrig, als uns erneut einer schwer beladenen und höchst unbequemen Lorry anzuvertrauen, mit der wir schließlich über Aliabad und Baghlan noch am späten Abend in Pul-i-Khumri eintreffen.

Am nächsten Tag sind wir erneut gezwungen, per Anhalter weiterzufahren. Diesmal ist es ein mit Holz regelrecht überfrachteter Lastkraftwagen, mit dem wir unsere Fahrt nach Kabul fortsetzen. Die rumpelnde Fahrt auf einem rutschenden Brett zieht sich mit gewollten und ungewollten Aufenthalten endlos in die Länge. Wir waren froh, endlich gegen Mitternacht Doab erreicht zu haben. Dort übernachteten wir im selben Hotel, das wir schon einmal zu später Stunde aufgesucht hatten, damals am 23. Juni, nach dieser gefährlichen Abfahrt vom Shibar-Pass, bei der wir fast in den Fluss gestürzt wären. Um sechs Uhr früh sollte es weitergehen, doch ein Militärkonvoi aus Qizil Qala, mit sowjetischen Geschützen nach Kabul unterwegs, hindert uns daran. Im Lauf des späten Vormittags überqueren wir schließlich den Shibar-Pass. Bei einer anschließenden Rast verlangt der Fahrer erneut Geld von uns, was auf beiden Seiten zu einer erheblichen Verstimmung führt. An diesem Tag kommen wir noch bis Char-i-Ghorband. Dort finden wir zwei dscharpois, die im Freien aufgestellt waren und uns als Nachtlager dienen – für Hunderte blutsaugender Moskitos eine prächtige Nahrungsquelle.

12. August: Schon vor Sonnenaufgang sind wir wieder auf den Beinen, doch der Lorryfahrer schläft noch. Wann es denn weitergehen soll? Ein missmutiges Knurren war die unmissverständliche Antwort. Zufällig taucht zu dieser frühen Stunde der Afghan Service aus Khanabad auf, mit dem wir eigentlich schon vor drei Tagen fahren wollten. Schnell ist unser Gepäck umgeladen und die letzte Etappe der Badakhshan-Expedition konnte

beginnen. Um die Mittagszeit treffen wir in Kabul ein – müde, zerschunden und von den Stichen unzähliger Hexapoden aus fünf verschiedenen Familien (Raubwanzen, Bettwanzen, Flöhe, Kleiderläuse und Stechmücken) gezeichnet, jedoch mit heilen Knochen und einer unverwundeten Seele. Allah akbar!

*

In Kabul musste ich mich zuerst nach einer neuen Bleibe umsehen. Der Haushalt meiner Landsleute in der „Scharenau“, bei denen ich bisher wohnte, war aufgelöst worden. Zufällig treffe ich Bekannte aus Sarobi, die mir von einem Haus in Deh Mazang, einem Wohnviertel am Fuß des Koh-i-Azamai (einem Hügel mitten in der Stadt) berichten. Alle noch aktiven oder ehemaligen „Sarobianer“ können dort wohnen, wenn sie in Kabul zu tun haben. Ein ehemaliger deutscher Jagdflieger, der jetzt als Wasserbauingenieur in Afghanistan tätig ist, hat die Oberaufsicht. Hier konnte auch ich Unterschlupf finden. Schon am nächsten Tag ergibt sich die Gelegenheit, in einem Jeep nach Sarobi mitgenommen zu werden. Bei dieser Fahrt über den Lataband-Pass statten wir dem dort inzwischen weithin bekannt gewordenen „Hähnchen-Dukhan“ einen Besuch ab. Mit einem vorzüglichen „gusht-e-murgh“ (Hähnchenschlegel) hinreichend gestärkt und mit dem Bewusstsein, eine abenteuerliche Reise in den westlichen Pamir nicht nur heil überstanden, sondern von dort auch eine wertvolle Insektenausbeute mitgebracht zu haben, richte ich mich an meinem Stützpunkt Sarobi sofort wieder häuslich ein.

*

Die Tage vom 14. bis 22. August in Sarobi waren der Erholung gewidmet, was jedoch mit Faulenzen (auch wenn ich das manchmal nicht ganz ausschließen möchte) nichts zu tun hat. Zunächst einmal hatte sich seit dem 23. Juni viel Post angesammelt; 73

Tage lang war ich praktisch nicht erreichbar gewesen, nun also war Lesen und Schreiben angesagt. Dazu gehörte auch die Ausarbeitung eines umfangreichen Berichtes an das Landwirtschaftsministerium in Kabul. Die Zusammenarbeit mit dieser Institution hat sich insofern weiterentwickelt, als die Möglichkeit, dort im Rahmen eines Entwicklungshilfeprojekts als Berater tätig zu werden, nicht mehr auszuschließen war.

*

Neben der intensiven Schreibtischarbeit ist jedoch auch das entomologische Beobachten und Sammeln sowohl am Tage als auch in der Nacht nicht zu kurz gekommen. Auf meinen Exkursionen begegnete ich öfters großen, manchmal fast zwei Meter langen Waranen, die heller gefärbt waren als diejenigen, die ich im Raum Kandahar sah und als „Wüstenwaran“ notiert habe. Hier bei Sarobi war es der in der orientalischen Faunenregion beheimatete Bengalwaran (*Varanus bengalensis*), wohl an der Westgrenze seines Areals. Wie seine nächsten Verwandten ist auch er ein nicht sehr wählerischer Aas- und Fleischfresser. Hier sah ich ihn zumeist in den Morgenstunden am Ufer des Kabul-Stausees. Er tauchte aber auch immer wieder bei den Häusern auf, um dort nach Abfällen zu suchen. Auch auf das Hausgeflügel und dessen Eier hatte er es abgesehen. Die Tiere sind den Menschen gegenüber vorsichtig und scheu. Einmal in die Enge getrieben, sollen sie sich mit ihrem kräftigen Schwanz, mit dem sie vehement um sich schlagen können, sowie mit stoßartigem Zubeißen zur Wehr setzen. Das jedenfalls berichteten mir Afghanen, die das schon erlebt haben.

Für mich hat die Begegnung mit einem Waran immer etwas Stimmungsvolles an sich. Die Tiere passen einfach wundervoll in die Landschaft. Wenn sie nicht gerade hochbeinig flüchten, schleift ihr Körper mit feinem Schuppenrasseln auf dem harten Steppenboden. Aufmerksam spähen sie um sich. Dabei ist die tief gespaltene Zunge, die sie weit her-

ausstrecken können, ständig in Bewegung. Später am Tag, wenn die Sonne höher steht, sieht man sie nicht mehr. Das sind dann die Stunden der kleineren Echsen, die anscheinend schlafend oder vor sich hindösend auf den aufgeheizten Steinen liegen, um als Kaltblüter in dieser für sie typischen Position Energie aufzutanken. Ihr träges Verhalten täuscht jedoch, denn in Wirklichkeit sind sie putzmunter und jederzeit in der Lage, sich mit schnellem Sprung auf ein Beutetier zu stürzen.

Ein bemerkenswertes Reptilienerlebnis habe ich unter dem 19. August vermerkt. Am Abend dieses extrem heißen Tages gab es ein Gewitter – hier im Tal des Kabulflusses um diese Jahreszeit eine eher seltene Erscheinung. Wie sich bald herausstellte, hatte es seine volle Kraft im Gebiet des Lataband-Passes entfaltet. Derartige Sommergewitter entladen sich in gewaltigen Regengüssen, die auf dem harten, undurchlässigen Boden den Sturzwassereffekt auslösen: Der aufsprallende Regen kann nicht schnell genug in das Erdreich eindringen und läuft als sehr dynamisches Oberflächenwasser ab, das alles mit sich reißt, was sich ihm in den Weg stellt. So war es auch hier. „Der Sarobi-Bach kommt!“ Dieser Ruf hat mich sofort alarmiert. Binnen weniger Minuten wurde ich Zeuge eines Schauspiels der Naturgewalt. Vom Gebirge her schob sich eine wohl zwei Meter hohe lehmbraune Wasserwand durch das schmale Bett des Baches heran. Einige unweit davon errichtete Läden und eine Teestube wurden, obwohl aus gebrannten Lehmziegeln erbaut, sofort weggerissen. Die Flut ergoss sich in den gestauten Kabulfluss. Dort bildete sich schnell ein riesiger Wirbel. So etwa müssen Treibsandinseln aussehen, die an den Küsten der Ozeane auftreten und als „Mahlsand“ bezeichnet werden. Was sich in der Was-

serflut auf ihrem Weg herab ins Tal angesammelt hatte, trieb nun, karussellartig sich drehend, an einer Stelle nahe der Einmündung des Sarobi-Baches. Das ineinander verhakte Geniste aus Sträuchern, krautartigen Pflanzen und Zeltdecken, aber auch kleinen Holzstämmen, die wohl von den Dächern der mitgerissenen Hütten stammten, bildete eine schwimmende Insel.

Und was hat das Ganze mit Reptilien zu tun? Nun, ich traute meinen Augen kaum: In diesem angeschwemmten Substrat bewegten sich wohl mehr als ein Dutzend Schlangen. Von ihrer Gestalt her ließen sich mehrere Arten unterscheiden. Es gab graue, schlanke, eher natternartige Tiere, aber auch solche mit einem verbreiterten Vorderteil ihres Körpers. Sie gehörten wohl zu den Giftschlangen aus der Verwandtschaft der vor allem aus Süd- und Südostasien bekannten Kobra. Ihr Rücken war hell graubraun gefärbt, die Bauchseite fast weißlich. Immer wieder richteten sie sich auf und spreizten die breiten Schuppen hinter dem schmalen Kopf. Die Afghanen, die wie ich am Ufer standen und dieses Schauspiel miterlebten, hatten nichts Besseres zu tun, als mit Steinen nach den Tieren zu werfen, solange bis auch das letzte unter einem Hagel faustgroßer Kiesel und Felsbrocken erschlagen war. „Mar“, das heißt Schlange, ist in Afghanistan ein Schreckensruf, der sofort dazu führt, das Objekt, das ihn auslöst, zu vernichten. Meistens ist es eine kleine, harmlose Natter, vielleicht sogar nur eine schlanke Eidechse, die wegen ihres Aussehens bedenkenlos in diese Kategorie eingereiht wird. Hier in Sarobi waren die Schlangen durch den Sturzregen aus ihren Verstecken gerissen worden, die sich wohl am Rande des Bachbettes, vielleicht aber auch bei den Lagerplätzen der Nomaden befanden.

Nach Bamian und Band-i-Amir

Ein Betriebsausflug – Die Rote Stadt – Im Tal der Buddhas –
Das Wunder der Königseen

Am 22. August bot sich die Gelegenheit, mit etwa einem Dutzend „Sarobianern“ – deutschen Technikern also, die hier beschäftigt waren – nach Zentralafghanistan zu fahren. Ziel dieser Reise war das Bamian-Tal mit den Buddhastatuen und Band-i-Amir, das „Tal der Königseen“. Sie war für mich allein schon deshalb ein Vergnügen, als ich mich nicht selbst um ihre Organisation kümmern musste. Es mussten auch keine Pferde requiriert oder Genehmigungen eingeholt werden. Als Transportmittel stand eine gut gewartete, knallrot lackierte Lorry der Marke „International“ zur Verfügung. Auf ihrer Ladefläche wurden Bänke installiert und ein Sonnendach aufgespannt. In einigen großen Kisten war der Proviant für die auf sechs Tage veranschlagte Tour untergebracht – alles ausgewählte Konserven aus der Werkskantine. Bei ihrem Anblick dachte ich unwillkürlich zurück an die erst vor wenigen Wochen glücklich überstandene Expedition in den Badakhshan, deren Aktionsradius durch den Mangel an ausreichender Verpflegung Grenzen gesetzt waren. Nur ein paar von diesen Dosen mit Spätzle, ungarischem Gulasch oder Sauerkraut mit Würstchen, die jetzt vor meinen Augen eingepackt wurden, hätten damals wahre Wunder bewirken können (von dem in reichlicher Menge verstauten pakistanischen Bier ganz zu schweigen!). Plötzlich finde ich mich auf einem schmalen Grat, der halbwegs zwischen einer besonderen Art von Ferienreise – man könnte sie auch einen „Betriebsausflug“ nennen – und der afghanischen Wirklichkeit verläuft. Letztere hatte ich soeben erfahren, Grund genug also, auch einmal ihre angenehme wenngleich

keineswegs typische Seite kennen zu lernen.

In guter Stimmung brachen wir am frühen Nachmittag in Richtung Kabul auf. Auf dem Weg über den Lataband-Pass sahen wir noch die Spuren der Verwüstung, die der Sturzregen vor drei Tagen angerichtet hatte. Einige Nomadenfamilien, die hier lagerten, wurden davon besonders hart getroffen. Zelte und Tiere waren weggerissen worden. Ob auch Menschen zu Schaden kamen, weiß ich nicht. In ihrer Ohnmacht vor den Kräften der Natur konnte ihnen jedenfalls niemand helfen.

Über diese komfortable Reise nach Bamian und Band-i-Amir habe ich unmittelbar nach ihrem Abschluss einen Bericht geschrieben, der mir später bei meinen Vorträgen über Afghanistan als Vorlage diente. Er besteht aus drei Abschnitten mit den Überschriften „Die Rote Stadt“ / „Im Tal der Bhuddas“ / „Das Wunder der Königseen“. Auch dieser Bericht ist erhalten geblieben und liegt jetzt wieder vor mir. Sein etwas pathetischer Stil mag heute befremdlich klingen. Ich hatte vor dieser Fahrt nach Zentralafghanistan einige Reiseberichte über Bamian gelesen und war begeistert, das alles nun selbst erleben zu dürfen. Die Möglichkeit, den geschichtlichen Hintergrund zu den Ruinen und Denkmälern früherer Jahrhunderte in der Fachliteratur zu recherchieren, hatte ich damals während der Reise im Jahr 1957 noch nicht. Heute ist es natürlich einfach, den Hergang von Ereignissen zurückzuverfolgen, soweit sie historisch gesichert, ausgewertet und publiziert worden sind. Das gilt sowohl für die Belagerung der Roten Stadt im 13. Jahrhundert, als auch für die

schon wesentlich früher erfolgte Einwanderung buddhistischer Mönche in das Bamiantal.

*

Schon am frühen Morgen verlassen wir Kabul. Die weite Ebene von Koh-i-Daman liegt vor uns, ein ausgedehntes Plateau in fast 2000 m Höhe, eingefasst von den Verästelungen des zentralen Hindukuschs. Allenthalben sehe ich Bauern auf ihren Feldern und in den Weingärten bei der Arbeit. Diese Beschäftigung obliegt hier den Männern, die Frauen kümmern sich dafür um den Haushalt. Bald war Qarabagh und gegen Mittag Charikar in der Provinz Jabal us Siraj erreicht. Hinter meterhohen Lehmmauern verbergen sich herrliche Rebenkulturen, Pfirsich- und Aprikosenbäume, während etwas weiter vom Ort entfernt Melonen reifen. Ein fruchtbares Land, mag man denken, doch es muss jedes Jahr aufs Neue erarbeitet werden! Die Trockenperiode, die gewöhnlich von April bis Dezember dauert, bringt kaum einen Tropfen Regen. Deshalb wurden schon vor Hunderten von Jahren, als man mit der landwirtschaftlichen Bearbeitung des Bodens begann, Bewässerungsgräben, sogenannte „dschuis“, angelegt, die heute in einem geradezu kunstvoll ausgebauten Netz das Ackerland durchziehen. Besonders im Talkessel von Jabal us Siraj erlangte es seine Vervollständigung, werden hier doch gleich zwei Flüsse, der Ghorband und der Panjshir, angezapft. Freilich muss mit dem über weite Strecken geführten Wasser sparsam umgegangen werden. Es reicht immerhin aus, die nur wenige Zentimeter hohe Bodenkrume auf den Feldern feucht zu halten.

Dann ändert sich das Landschaftsbild. Hohe Berge sind jetzt unsere Begleiter und Schluchten tun sich auf. Vereinzelt kleben Steinhäuser wie Nester an steilen Abhängen über dem Fluss. Wir waren im unteren Ghorbandtal angelangt. Dort, wo sich das Tal ausweitete, wechseln Baumwollfelder und Reisterrassen, Gärten mit Maulbeer- und

Mandelbäumen einander ab. Dazwischen schieben sich immer wieder Felspyramiden und graue Geröllhänge mit schmutzigweißen Salpeter-Ausblühungen. Am späten Nachmittag erreichen wir den über 3000 Meter hoch ansteigenden Shibar-Pass. Hier entspringt neben dem Ghorband auch der Surkhob, von dem wiederum der Bamianfluss abzweigt. An diesem fahren wir nun entlang, hinein in die engen dunklen Schluchten des Hindukuschs.

Die Sonne steht schon ziemlich tief im Westen, als wir in das eigentliche Bamiantal einbiegen. In tiefem Kupferrot leuchten zu beiden Seiten die Felswände. Die nun beinahe horizontalen Lichtstrahlen zaubern flammendes Leben aus dem nackten Gestein. Da entdeckte ich sie plötzlich: die Ruinenkullisse von Shahr-e-Surkh, der Roten Stadt. Ihre verfallenen Zinnen und Türme scheinen gleichsam verwachsen zu sein mit dem braunroten, mächtigen Felsenklotz, auf dem sie einst errichtet wurden (Abb. S. 176/90, 91). Nach drei Seiten bricht der Fels senkrecht ab. Einen Zugang kann ich zunächst nicht wahrnehmen. Und doch war er vorhanden, ein schmaler, steil gewundener Pfad an der Ostwand, sicher der einzige Weg, auf dem die Bewohner damals nach oben oder unten gelangen konnten. Damals, das war vor mehr als 700 Jahren, als die mongolischen Heerhaufen Dschingis Khans sich gerade anschickten, die Welt zu erobern. Selbst als der Mongolenherrscher um 1230 durch das Bamiantal zog, mochten sich die Einwohner der Roten Stadt sicher gefühlt haben, denn wer konnte ihnen schon in ihrem Adlernes etwas anhaben? Sie sollen sogar den Kampf mit dem „Khan aller Khane“ aufgenommen haben, fest auf ihren schützenden Fels vertrauend. Es wird berichtet, dass hier oder an der nahe gelegenen „Toten Stadt“ ein Enkel Temudschins den Tod fand. Das wiederum hätte den Zorn des Alten so entfacht, dass er sich, ganz gegen seine Gepflogenheit, auf eine lange Belagerung eingelassen habe. Dabei sei er auf die Idee gekommen, den Bewohnern das Wasser abzugraben. Vom

Durst gequält hätten sie schließlich aufgeben müssen, worauf der Heerführer den Befehl zum Morden, Plündern und Zerstören gab. Über die große östliche und nördliche Steilwand seien die Bewohner zur Strafe für ihren hartnäckigen Widerstand hinabgeschleudert worden.

Einer in Afghanistan bekannten und oftmals erzählten Legende zufolge ist bei der Eroberung der „Roten Stadt“ Verrat im Spiel gewesen. Bei HOÀNG (1988) ist in der deutschen Ausgabe von 1991 nachzulesen, sie sei den Mongolen „durch Verrat seitens der Prinzessin LALA KHATUN in die Hände gefallen. Sehr eigenständig und ebenso grausam wie hochmütig war diese junge Frau, und sie wollte Rache an ihrem Vater nehmen, der darauf bestand, sie gegen ihren Willen zu verheiraten. Sie soll auf Rache gesonnen haben bis zu dem Tag, da die Nachricht vom Eintreffen der Mongolen bekannt gegeben wurde. Mittels einer Botschaft, die mit einem Pfeil hinübergeschossen wurde, verriet sie ihnen, wie man der das Tal überragenden Zitadelle das Wasser abgraben konnte. Der Khan ließ die Frau kurz darauf steinigen, womit er das afghanische Sprichwort widerlegte, laut dem ‚der Säbel nicht den zarten Hals durchschneidet‘.“

Heute liegt Schweigen über Shahr-e-Surkh. Wehrtürme und Mauern, Tore und Wälle sind zum Teil noch erhalten, doch niemals wurde versucht, sie wieder aufzubauen. Es ist so, als wohne das Grauen, die Schreie der Sterbenden noch in den Ruinen. Ich steige in das alte Gemäuer hinab und stolpere über Schutthaufen, die hier und dort den Weg versperren. Die Losung von Raubwild, die überall in den Gängen herumliegt, verbreitet einen scharfen, durchdringenden Geruch. Große schwarze Aaskäfer kriechen umher und an einer niedrigen schrägen Decke sitzt eine große gelbe Spinne. Eigentlich wollte ich ein wenig graben, denn sicher liegen unter dem

Schutt noch alte Münzen verborgen. Doch ich unterlasse es und klettere dafür auf die höchste Befestigung dieser Anlage, die wohl als letzte Zufluchtsstätte etwa fünfzig Meter über dieser einzigartigen „Wohnfestung“ thront. Von hier oben habe ich einen herrlichen Ausblick auf das Bamiantal im Westen, durch das – lange vor DSCHINGS KHAN – bereits im Jahr 330 vor der Zeitenwende der makedonische Eroberer ALEXANDER DER GROSSE gezogen ist. Im Süden erkenne ich die schneebedeckten Gipfel des Koh-i-Baba-Massivs. Im Norden und Osten versperren nahe Bergketten die Fernsicht und der Blick taucht hier in dunkle Abgründe (Abb. 92 und 93). Unmittelbar unter mir wirft die Rote Stadt ihren markanten Schatten auf die abgeernteten Felder. Hoch darüber kreisen Geier und in ihren zerbröckelnden Mauern wohnen Schakale – und der Hauch einer längst verwehten Zeit.

*

Wir fahren das Bamiantal weiter flussaufwärts. Die roten Berge begleiten uns anfangs noch, weichen dann aber zurück, um ausgedehnten Weizen-, Mais- und Erbsenfeldern Platz zu machen. Entlang der Bewässerungsgräben hat man Pappeln und Weiden angepflanzt, was den Grabenwänden Festigkeit verleiht, denn hier im Talgrund ist der fruchtbare Boden locker und weich. Überall sehe ich Menschen auf den Feldern bei der Ernte, darunter auch Frauen in roten Hosen und blauen Gewändern (den Schleier ersetzt ein langes, breites Kopftuch) (Abb. 94). Noch etwas fällt sofort auf, nämlich das Aussehen dieser Menschen. Es sind keine Tajiken oder Pashtunen, denen wir hier begegnen. Vielmehr handelt es sich um Menschen mit mongolischen Gesichtszügen, wie man sie, noch stärker ausgeprägt, von den weiter südlich wohnenden Hazaras kennt. Dort wird auch ein eigener Dialekt des Dari, das „Hazaragi“, gesprochen. Hazaras, die nach Kabul abwandern, verdienen sich dort ihr Brot mit allerlei niedrigen Arbeiten, vor allem mit Lasten



Abbildungen 92 und 93. Von der „Roten Stadt“ hat man einen grandiosen Ausblick sowohl nach Osten gegen den Hajikak-Pass (Bild oben) als auch nach Westen in das Bamiantal hinein.



Abbildung 94. Überall im Bamiantal waren Ende August die Menschen auf den Feldern mit der Getreideernte beschäftigt.

schleppen, was ihnen die Geringschätzung insbesondere der Pashtunen und Stadttajiken eingetragen hat. Man glaubt, dass diese Menschen Überreste der mongolischen Horden sind, Soldaten des großen Khans also, die sich hier angesiedelt haben. Dafür spricht auch ihr Name: „hazar“ heißt im Persischen „Tausend“, und in Tausendschaften war auch das Heer DŠCHINGIS KHANS und das seiner Nachfahren eingeteilt.

Am Rand der Felder oder auf Anhöhen taucht manchmal eine Jurte auf. Sie besteht allerdings nicht aus grobem Stoff oder Filz, wie bei den Kirgisen und Usbeken, sondern aus Schilf oder geflochtenen Matten, was angesichts der Wärme, die in diesem Tal tagsüber herrscht, auch Sinn macht. Man benutzt diese Jurten als luftige Sommerbehausung. Als eigentliche Wohnung dienen einfache Lehmhäuser in rechteckiger Bauweise, in denen eine angenehme Kühle herrscht. Fens-

ter gibt es zumeist keine, dafür hoch über dem Boden kleine Zuglöcher. Das flache Dach ist im Sommer wohl der wichtigste Teil des Hauses. Dort steht das dscharpoi, also das vierbeinige, mit Schnüren gespannte Bettgestell, auf dem man schläft. Hier wird, wenn an den Lehmwänden kein Platz mehr dafür vorhanden ist, auch Schaf- und Rinderdung zum Trocknen ausgebreitet, um später als Brennmaterial zu dienen. Es gibt hier ja weder Laub- noch Nadelwald. Die wenigen angepflanzten Baumsorten – Pappeln und Weiden – werden als Bauholz benötigt. An Stelle des Waldes gedeiht an den sonnenheißen Berghängen neben einer artenreichen Steppenflora nur noch der Trockenweizen.

Das also ist das Tal der Buddhas im Herzen Afghanistans. Vor der Eroberung durch den Islam im 7. Jahrhundert befand sich hier eine buddhistische Klostersiedlung. Als wir uns dem Ort Bamian nähern, rückt zu

unserer Rechten eine mächtige Felsenwand immer näher an den Weg heran. Ihr hell rot-braunes Kolorit hebt sich effektiv gegen den wolkenlosen blauen Himmel ab. Sie birgt die gewaltigen Insignien einer geheimnisvollen Vergangenheit (Abb. S. 177/95-97). Aus dem Sandstein herausgemeißelt, haben zwei riesige Buddhastatuen fast zwei Jahrtausende überlebt. Sie erinnern an eine Zeit, als Mönche von Nepal aus nach Zentral- und Westasien aufbrachen, um hier in der Abgeschiedenheit dieses Tales und ungestört von äußeren Einflüssen ihre Religion zu verankern. Es war wohl die erste große Bewegung des Buddhismus überhaupt, lange bevor er nach Tibet im Norden oder Siam im Süden vorgedrungen ist. Buddha oder Buddho, im Sanskrit „der Erweckte“, war SIDDHARTHA aus dem Geschlecht der Shakya und wurde 560 v. Chr. in Nepal geboren. Achtzig Jahre hat er gelebt. Die Mönche, die den Glauben an ihn und seine Lehre weitertrugen, wollten in Bamian wahrscheinlich mehr als nur eine bloße Kultstätte schaffen. Von hier

sollte die Mission ihren Ausgang nehmen. Sie gruben ungezählte Wohnhöhlen in die senkrechte Wand, teilweise in beträchtlicher Höhe. (Abb. 98). Sie durchbohrten sogar den weichen Fels von der Sohle bis zum Kopf des großen Buddha. Der niedrige Gang, der dadurch entstand, ist auch heute noch begehbar. Ich habe mich durch ihn hindurchgezwängt und so den Kopf des Buddhas erreicht, von dem aus sich ein wundervoller Ausblick auf das Tal zu Füßen dieser Felswand und auf die fernen schneebedeckten Berge des Koh-i-Baba bietet (Abb. 99). Natürlich ist Vorsicht geboten, denn der ungesicherte Platz, auf dem man Halt findet, ist sehr knapp bemessen.

Von der künstlerischen Ausstattung, die einst die gewaltigen Buddhafiguren umgab, ist nichts mehr übrig geblieben. Nur über dem Kopf der großen, 56 Meter hohen Statue, finden sich noch Reste alter Deckengemälde, die auf Holzteer aufgetragen waren (Abb. 100). Auch über dem Haupt des kleineren, 23 Meter hohen Buddha gibt



Abbildung 98. Die buddhistischen Mönche gruben ungezählte Wohnhöhlen in die senkrechte Felswand.



es noch solche Überbleibsel. Der größere Teil der sorgfältig abgetragenen Wandmale-
reien wird im Museum in Kabul aufbewahrt.
Zwischen den hoch aufragenden Fußsäulen
gähnen dunkle Torbögen, hinter denen sich
kleine, rund angelegte Säle mit kuppelarti-
gem Deckenabschluss befinden (Abb. 101).
Auch hier gibt es noch Skulpturen und Far-
benreste zu entdecken. Um die Körper der
aufrecht in den Fels gehauenen Buddhafigu-
ren verlaufen reliefartige Verzierungen, was
ihnen ein sehr plastisches Aussehen verleiht
(Abb. 102). Vom Antlitz ist von beiden nur
noch die Kinnpartie erhalten geblieben, der
übrige Teil des Gesichtes wurde schon vor
langer Zeit zerstört. Man erzählt, dass die
gesamte Nische mit kostbaren Draperien

Abbildung 99. Vom Kopf des großen Buddha und aus
manchen Wohnhöhlen hat man einen wundervollen
Ausblick auf die snowbedeckten Berge des Koh-i-
Baba-Gebirges.

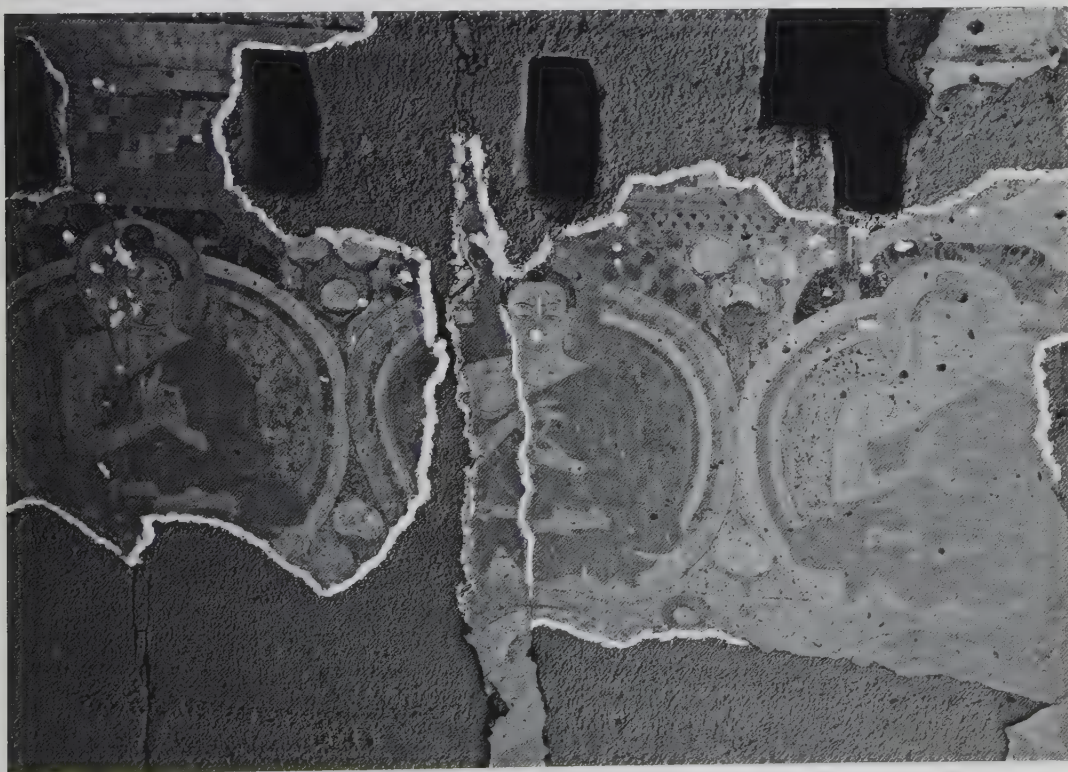


Abbildung 100. Über dem Kopf des großen Buddha finden sich noch Reste alter Deckengemälde, die auf Holzteer
aufgetragen waren.



und die Stirn des Buddha mit Edelsteinen verziert war.

Nach DSCHINGIS KHAN, der hier durchzog, breitete sich bald der Islam als geistliche und weltliche Macht weiter über das Land aus. Die Lehre Buddhas musste hinter die Steinwälle des Hindukusch und des Himalaja zurückweichen. Die mächtigen Körper aus Stein aber blieben, weithin sichtbar, in der Felsenwand stehen. Wohl versuchten Afghanen, inzwischen strenggläubige Moslems geworden, sie zu stürzen, doch der Erweckte aus dem Herzen Asiens erwies sich als stärker. Es gelang wohl, sein Gesicht mit den gütigen, rätselhaften Augen zu zerstören, doch der Rumpf hielt stand, unnachgiebig fest im steinernen, aufrechten Sarkophag ruhend.

Abbildung 101. Zwischen hoch aufragenden Fußsäulen, die Zerstörungen aus früherer Zeit aufweisen, führen Torbögen in das Innere der Felswand.

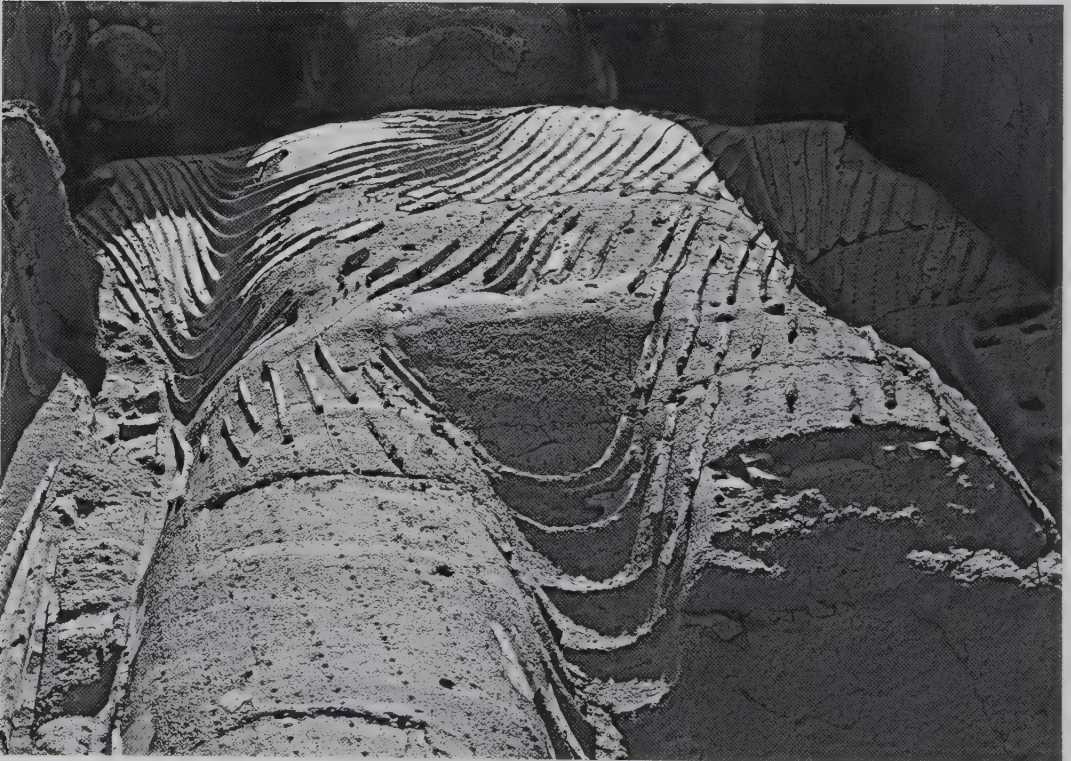


Abbildung 102. Um die Körper der aufrecht in den Fels gehauenen Buddhafiguren verlaufen reliefartige Verzierungen, die ihnen ein plastisches Aussehen verliehen haben.

Auch Erdbeben taten ein Übriges und drohten, den kleineren der beiden Buddhas zum Einsturz zu bringen. Doch die damalige Regierung Afghanistans hatte ein Einsehen und beschloss, diese Reliquie einer uralten Vergangenheit vor dem Verfall zu bewahren. Unter Anleitung französischer Archäologen errichtete man eine Stützmauer aus Beton, die zwar nicht gerade schön ist, dafür jedoch voll und ganz ihren Zweck erfüllt. Man hat inzwischen erkannt, dass „die verfluchten Götter“ doch noch Segen bringen können, dann nämlich wenn es darum geht, das Land dem Fremdenverkehr zu erschließen und damit eine neue Einnahmequelle zu schaffen. Dann werden die Buddhas, trotz ihrer zerstörten Gesichter, auf die Touristen aus Japan, Europa und Amerika herabbläueln, so wie sie das vor langer Zeit auf die Mönche aus Nepal getan haben, die ihre Baumeister waren.

Was ich damals nie für möglich gehalten hätte, ist inzwischen leider geschichtliche Realität geworden: Die Zerstörung der Buddhastatuen durch die Taliban. Es ist mir unmöglich, das Gefühl zu beschreiben, das mich beim Anblick des in einer riesigen Staubwolke zerberstenden großen Buddhas, auf dessen Kopf ich einmal stand, während einer Fernsehübertragung ergriffen hat. Allein die Tatsache, dass ein derartiger Vandalismus noch in einer Zeit möglich ist, da Denkmäler dieser Art als „Weltkulturerbe“ ausgewiesen werden, erfüllt mich mit Wut und Trauer. Es ist eine Schande für die gesamte Menschheit, dass ein solches Verbrechen nach all dem, was bereits in den vorausgegangenen Weltkriegen an Zerstörungen von Kulturdenkmälern angerichtet wurde, noch immer möglich ist. In meinem Bericht aus dem Jahr 1957 habe ich festgehalten, dass mit der Eroberung des Gebietes durch den Islam schon einmal der Versuch unternommen worden ist, die Buddhastatuen im Bamiantal zu zerstören, was damals jedoch

nur teilweise gelang. Mitte des 20. Jahrhunderts hat eine aus Persönlichkeiten mit hohem Sachverstand und kulturellem Verantwortungsbewusstsein gebildete Regierung in Kabul diese Schuld zu tilgen versucht, indem sie sich aktiv und erfolgreich um die Erhaltung dieser unersetzlichen Denkmäler bemühte. Das geradezu dramatisch verlaufene Desaster, welches das Land in den vergangenen Jahren, insbesondere jedoch während der unsäglichsten Taliban-Herrschaft erlebt hat, steht im krassen Gegensatz zu seinem kulturellen Aufschwung in der Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieser hoffnungsfroh stimmende Abschnitt seiner Geschichte scheint jedoch unwider-ruflich vorbei zu sein. Die Entwicklung ist zugleich symptomatisch für den Niedergang des kulturellen Bewusstseins in den Ländern Vorderasiens während der jüngsten Vergangenheit. Der religiöse Fanatismus eines von verblendeten Mullahs aufgepeitschten Straßenmobs schont heute nicht einmal mehr die Moscheen islamischer Glaubensbrüder, wie die Vorkommnisse im Irak im Jahr 2005 und danach zeigen. Derartige Exzesse sind allerdings nichts Neues in der Geschichte der Menschheit. Auch im Abendland finden sich dafür genügend Beispiele. Man denke nur an die Zerstörung heidnischer Denkmäler wie der Irminsul auf Befehl KARL DES GROSSEN, oder an das Fällen der den Germanen heiligen Donar-Eiche auf Veranlassung des BONIFAZIUS, den man seines missionarischen Eifers wegen sogar heilig gesprochen hat.

*

Über hundert Kilometer westlich von Bamian, dort wo die Provinzen Saighan und Yakwalang angrenzen, liegt in tiefer Einsamkeit verborgen Band-i-Amir, das Tal der Königsseen. Es war gar nicht so einfach, dorthin zu gelangen. Der anfangs noch ganz passable Weg wurde immer schlechter und

führte in seinem ersten Drittel gleich über zwei kaum befahrene Pässe, die den Fahrer auf eine harte Probe stellten. Besonders der Chap Kolak Kotal hatte es in sich! In eng gewundenen Kehren schraubt er sich hoch, belohnt dann aber auch, einmal oben angelangt, alle Mühe mit einem herrlichen Ausblick auf das Koh-i-Baba-Gebirge mit seinen schroffen, eigenartig geformten Felsspitzen.

Weiter ging es über kahle, endlos sich hinziehende Hochebenen und Steppenplateaus. Eine verlassene Karawanserei tauchte auf, von der nicht viel mehr als die hohen, quadratischen Lehmmauern übrig geblieben waren. Oft begegneten wir wandernden Nomadenfamilien mit ihren Viehherden, auch Schafhirten kreuzten vereinzelt den Weg. Auf einem flachen Hügel gab es einen Friedhof, besser gesagt ein Gräberfeld, denn eine Abgrenzung solcher Begräbnisorte etwa durch eine Mauer, wie wir das von Europa kennen, ist hier, zumindest auf dem Lande, unbekannt. Das Grab besteht lediglich aus einem unbehauenen Stein, der anzeigen soll, wo der Begrabene liegt. Nur Verstorbene, die sich von anderen Menschen zeitlebens abgehoben haben, zum Beispiel durch fromme Askese, und deshalb als besonders verehrungswürdig gelten, erhalten eine Art Gitter um ihr Grab, auf dem noch Holzstangen mit bunten Tuchfetzen daran stecken. Eine gewisse Ähnlichkeit mit den Gebetswimpeln Innerasiens ist nicht zu leugnen.

Plötzlich ist es, als treibe die Erde ein Possenspiel: Unvermittelt öffnet sich an einer Abbruchkante des Weges vor unseren Augen ein Schlund, der sich zu einem breiten Graben ausweitet. Braunrote Felswände reichen lotrecht in die Tiefe hinab. Manche treten säulenartig hervor, wie die Stützpfeiler eines hohen Domes. Vom Grunde des Tales leuchtet strahlend blau die Spiegelfläche eines Sees zu uns herauf. Kein flaches Ufer umgibt ihn. Der überhängende Rand, angedeutet durch einen schmalen, im Wasser grünlich schimmernden Steinkragen, bricht jäh ab. Blauschwarz gähnt die Tiefe und niemand weiß, wie weit sie hinunterreicht.

Doch nicht nur ein einzelner See ist es, der sich dort unten auf der Grabensohle abhebt, – zwei, drei, vier, nein fünf zähle ich, und alle glitzern sie in einer anderen Farbe. Warmes, dunkles Ultramarinblau neben hellem Smaragdgrün und Kobaltblau, dazwischen kalkig-weiße, hellblau getupfte Gesteinsplatten. Ein wundervoller Anblick! Ich kann es gar nicht abwarten, unten angelangt zu sein.

Nach halsbrecherischer Abfahrt ist es endlich soweit. Ich stehe vor dem größten der Königseen und kann – zu ihm hinaufschauen! Von einer mächtigen Kalktuffwand gestützt liegt er über mir, der ich auf der eigentlichen Talsohle stehe (Abb. S. 178/103). Ständig läuft Wasser von dieser gewaltigen Naturmauer herab, obwohl nirgends ein Zufluss zu sehen ist. Sollten etwa unterirdische Quellen vorhanden sein? Das herabrinnende Wasser ergießt sich über breite Algenbänder, deren prächtige Farbenskala, vom matten Grün bis zum zartesten Gelb reichend, sich über den ganzen Steinwall hinzieht. Wie ist es nur möglich, dass dieser senkrechte Damm, auf den doch ein gewaltiger Druck lastet, nicht bricht, dass die Wassermassen nicht diese von der Natur selbst erbaute Wand sprengen? Träfe das ein, so würde das enge Tal, an dessen Ende sich einige kleinere Ansiedlungen befinden, blitzartig von einer Überschwemmung schlimmsten Ausmaßes heimgesucht werden. Doch es handelt sich eben nicht um einen von Menschenhand errichteten Deich, sondern um eine Kalktuffmole, die aus sich heraus ebenso schnell wächst, wie das Wasser steigt. Aus dem ständig fließenden stark kalkhaltigen Wasser entweicht permanent Kohlensäure, wodurch Kalkstein ausfällt, den Pflanzenwuchs überkrustet und bizarre Wälle und Terrassen formt (Abb. S. 178/104).

Die wenigen Hirtenfamilien, die in diesem Tal wohnen oder von Zeit zu Zeit dorthin kommen, nutzen das ständig überlaufende Wasser, indem sie einfach an die Sinterwand kleine Getreidemühlen anbauen und das Wasser in einem ausgehöhlten Baumstamm zum Mühlstein leiteten. So können sie auf diese ebenso simple wie bequeme

Art ihren Trockenweizen zu Mehl vermahlen. Und über allem ruht der Segen Allahs, des einzigen und wahren Gottes und Schöpfers aller dieser Wunder. Einer alten Legende nach soll der vierte Kalif, Hazrat-e-Ali, mit einem einzigen Hieb seines Zauberschwerts „Zulfaqar“ das Tal von Band-i-Amir mit seinen einzigartigen Königseen geschaffen haben. Ihm zu Ehren hat man am Ufer des großen, ultramarinblauen Sees eine Moschee errichtet, die allerdings längst wieder dem Verfall preisgegeben ist.

Nun wollte ich natürlich auch die anderen Seen kennen lernen. Wie viele waren es überhaupt? Von oben zählte ich fünf – den kleinen Smaragdgrünen hinter einer Felsnase, den Kobaltblauen, den großen Ultramarinblauen sowie zwei kleinere, die sich weiter unten anschließen (Abb. S. 179/105-107). Zuerst erreichte ich, nach etwa einstündigem Fußmarsch durch die Steppe am südöstlichen Rand des Canyons, den kleinen grünen See. Eine mächtige Tuffbarriere trennt ihn von seinem großen Bruder, der bedeutend tiefer liegt. Zwischen ihm und dem Kobaltblauen befanden sich jene Kalkplatten, die von oben so Blau getupft aussahen. Diese „Tupfen“ erwiesen sich als kleine, recht unterschiedlich große himmelblaue Tümpelchen, eine einzigartige Ansammlung natürlicher Freilandaquarien. Überall rannen Bächlein, rieselte und gluckste es, plätscherte klares frisches Wasser – in diesem kargen Steppenland etwas ganz Außergewöhnliches! Ein wundervoller Zaubergarten in tiefer Verborgenheit, eingebettet zwischen steilen Felswänden. Stille war ringsum. Ich schien allein auf der Welt zu sein. Es war schon Abend geworden, als ich wieder zu meinem Zelt neben der verlassenen Moschee kam. Der Sandstein der Felsmauern ringsum glühte tiefrot im Licht der untergehenden Sonne.

Offenbar war meine Lust auf Abenteuer, die sich einst an der Lektüre alter Reiseberichte entzündet hat, noch immer nicht ausreichend gestillt. Selbst auf dieser doch ziemlich bequemen und sicheren Fahrt nach Zentralafghanistan kam es zu einem solchen

Erlebnis, das freilich nicht gesucht, sondern durch meine Nachlässigkeit heraufbeschworen wurde. Es geschah am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Band-i-Amir (der Name bedeutet „Damm des Königs“). Alle Teilnehmer wollten die landschaftliche Schönheit auf einer Wanderung oberhalb der Seen genießen. Bald jedoch zog sich die Gruppe in die Länge und kehrte schließlich nach ein paar Stunden wieder zum Ausgangspunkt an der alten Moschee zurück. Mit einem Mitreisenden ging ich in Richtung des oberen Sees weiter. Immer wieder eröffneten sich neue Ausblicke und ließen uns die Zeit vergessen. Doch irgendwann mussten auch wir wieder zurück. Als wir an eine flachere, mit Schilf bewachsene Wasserfläche kamen, schlug ich vor, diese zu durchwaten, um an dem dahinter liegenden Steilhang einen Durchstieg zum höher gelegenen Plateau zu suchen. Der Vorteil lag darin, dann bereits auf der Seite zu sein, auf der unser Zeltplatz lag. Ansonsten hätten wir den gleichen Weg, den wir gekommen waren, wieder zurückgehen müssen.

Zunächst kamen wir auch ganz gut voran mit unserem Aufstieg. Doch plötzlich wurde die aus Konglomeraten und Sandstein bestehende Felswand steiler. Steine brachen heraus. Es wurde immer schwieriger, den notwendigen Halt zu finden. An einen Rückzug aus dieser gefährlichen Lage war jedoch nicht mehr zu denken. Zu weit hatten wir uns bereits vorgewagt. Da gab es nur noch den Blick nach oben! Ich weiß nicht mehr, wie wir es schließlich doch noch geschafft haben. Als wir die obere Kante erreicht und uns endlich auf ebenen Boden hochgezogen hatten, blieben wir erst einmal völlig ausgepumpt liegen. Die Finger waren blutig geworden vom Einkrallen in dieses verdammte Gestein. Von unten hatte das alles gar nicht so gefährlich ausgesehen.

Natürlich habe ich auch in Band-i-Amir Insekten gesammelt. Der Fundort wurde mit 67.1° ö. L., 35° n. Br. und einer Höhenlage zwischen 2900 und 3000 m notiert. Die Vegetation der Kalk- und Mergelböden bestand aus Steppenpflanzen, zu denen polsterwüch-

sige *Acantholimum*- und *Acanthophyllum*-Arten ebenso gehörten wie zahlreiche Kräuter und chamaephytische Stauden mit ledrigen oder dornigen Blättern, wie beispielsweise diejenigen der Gattung *Cousinia*, die hier besonders artenreich vertreten war. Man gewann den Eindruck, diese Pflanzen seien vollständig vertrocknet. Sie sahen staubig aus. Dennoch waren sie vital und warteten eigentlich nur auf das Ende des trockenen Sommers. Die besondere Beschaffenheit ihrer Blätter ermöglicht eine stark reduzierte Assimilation und hilft so, die Durststrecke zu überwinden. Einige dieser Arten haben gerade zu blühen begonnen. Laubgehölze fehlten auf dem hochgelegenen Steppenplateau, fanden sich jedoch auf der Talsohle in unmittelbarer

Nähe des Wassers. Dort gab es auch Grasflächen. Von den Tagfaltern waren neben zentralasiatischen Elementen auch einige endemische Arten und Unterarten wie etwa *Paralasa danorum*, *Kanetisa digna peridigna* oder *Pseudochazara mnischevii watsoni* zu beobachten. Überhaupt waren die Augenfalter (Satyridae) auch hier gegenüber anderen Tagfaltergruppen in der Überzahl.

Tagsüber fiel mir ein kleines Nagetier auf, das sich an geröllreichen Hängen zwischen größeren Felsbrocken versteckt hielt. Es war ein Pfeifhase (*Ochotona rufescens*). Ähnlich dem Murmeltier befand er sich immer auf der Hut vor Greifvögeln wie dem Raubadler und dem Adlerbussard, die in Band-Amir nicht selten waren.

Die Heimreise

Was kostet ein Koran? – Dscheschen-i-esteglal – Ebbe in der Reisekasse –
Rubel für Afghani – Weisheitszähne und Malaria – Mit „Aeroflot“ und „Intourist“ –
Auf dem Roten Platz – Über Skandinavien nach Nürnberg

Über die Rückfahrt nach Kabul gibt es nichts Bedeutungsvolles zu berichten. Sie verlief über dieselbe Route, die wir bereits für die Anreise benutzt hatten, also über den Kotal-e-Shibar und durch das Ghorbandtal. Bei Charikar erreichten wir wieder die Ebene von Koh-i-Daman und bereits am Abend des 28. August Kabul. Dort verbrachten wir auch noch den nächsten Tag mit einem ausgedehnten Einkaufsbummel durch den Basar. Erst am darauf folgenden Morgen fuhren wir wieder nach Sarobi zurück. Im Basar kaufte ich übrigens einen schön gebundenen Koran, was gar nicht so einfach war. Das heilige Buch des Islam kann man in Afghanistan nicht einfach so erwerben wie irgendein anderes Buch, schon gar nicht wenn man wie ich kein Moslem ist. Es bedurfte deshalb eines Mittelsmannes, der das für mich erledigte. Nach dem Preis zu fragen käme einem Sakrileg gleich. Auch das wird in einer Art stillschweigender Übereinkunft geregelt. Man weiß ungefähr, was es kostet oder erhält eine entsprechende Andeutung. Jedenfalls wird der Geldbetrag dem Buchhändler möglichst unauffällig zugesteckt (es waren 98 Afghani).

*

Als wir in Kabul eintrafen war das Fest der Unabhängigkeit, Dscheschen-i-esteglal, gerade zu Ende gegangen (Abb. S. 180/108 – 114). Es dauert eine ganze Woche. Dieser nationale Feiertag reicht zurück in das Jahr 1921, als der damalige König AMAN ULLAH die Souveränität seines Landes sicherte,

das vorher von britischen Kolonialtruppen besetzt war. Machtpolitische Auseinandersetzungen zwischen England und Russland waren vorausgegangen, wobei Afghanisch-Turkestan dem Zaren zugesprochen wurde. (AMAN ULLAH floh im Jahr 1929 nach Italien ins Exil.) Aus Anlass der wiedergewonnenen Freiheit hat man in der Hauptstadt Kabul eine Gedenksäule errichtet, die am Unabhängigkeitstag, ebenso wie die Straßen und offiziellen Gebäude der Stadt, mit Fahnen in den Landesfarben geschmückt wird. Rings um die Säule sind jene Kanonen aufgestellt, die im Kampf gegen die britischen Kolonialtruppen erbeutet wurden.

Eine besondere Attraktion des Dscheschenfestes sind Militärparaden sowie eine große Ausstellung auf der „Dscheschenwiese“. Schon am frühen Morgen pilgern die Besucher dorthin oder drängen sich vor dem Stadion, in dem eine Veranstaltung die andere ablöst (Abb. S. 245/115). Dazu gehört auch das berühmte, unter dem Namen „busz kashi“ bekannte Reiterspiel, das auf die Zeit der mongolischen Steppenreiter unter ihrem Anführer DSCHINGIS KHAN zurückgeht. Damals, im dreizehnten Jahrhundert, haben sie auch den Hindukusch überrannt und ihre Spuren hinterlassen. Ihre Wildheit ist heute noch zu erahnen, wenn man diesem Spiel zusieht, das schnell in einen blutig geführten Kampf um den toten Körper eines Kalbes ausarten kann. „Busz“ heißt eigentlich „Ziege“. Meistens wird jedoch ein Kalb in den „Anstoßkreis“ gelegt, das vorher geköpft und in Wasser getaucht worden ist, um es schwerer zu machen. Es gehört nicht

nur Geschicklichkeit, sondern vor allem Kraft und aggressives Verhalten dazu, diesen Kadaver vom Boden weg in den Sattel zu heben, um ihn gegen die herangaloppierende, mit ihren Reitpeitschen wild dreinschlagende gegnerische Mannschaft zu behaupten.

Ein anderes, im Gegensatz zum „busz kashi“ viel weniger bekanntes Reiterspiel ist das „naeisa basi“, ein Name, den man mit „Speerstechen“ übersetzen kann. Es verlangt eine ebenso perfekte Beherrschung des Pferdes und absolute Sicherheit im Sattel. An die Stelle von Kraft, Ausdauer und Aggressivität tritt die Forderung nach einem besonders hohen Maß an Geschicklichkeit, die der Reiter zeigen muss, geht es doch darum, aus dem vollen Galopp heraus einen schräg in den Boden gehämmerten Holzpflöck mit dem dreigezackten Speer zu treffen und herauszuziehen (Abb. S. 245/116, 117).

Anlässlich des Dscheschenfestes im Jahr 1966, das ich kurz vor meiner Heimreise besuchte, fand dieses „Speerstechen“ vor dem Königszelt und einer Menge von Zuschauern statt, die den Austragungsort vor dem Stadion von Kabul säumten. Aus nächster Nähe konnte ich mir alles genau ansehen. Mannschaften aus unterschiedlichen Volksstämmen des Landes – Pashtunen, Turkmenen, Usbeken, Tajiken und Hazaras – kämpften um den Sieg (Abb. S. 246/118 -120).

Zuerst wurden die aus weichem, aufgespaltenem Pappelholz hergestellten Pflöcke von allen Beteiligten genau inspiziert, danach der Platz abgesteckt und Aufstellung genommen. Nachdem der erste Pflöck mit einem Holzhammer schräg in den Grasboden eingeschlagen war, so dass nur noch eine Handbreit davon herausschaute, gab der in Zivil gekleidete Spielführer, unter der Aufsicht eines allein schon durch seinen riesigen Schnurrbart auffallenden afghanischen Offiziers hoch zu Ross, das Zeichen zum Beginn. Es gab keine Absperrung. Der Kronprinz, dem an Stelle des Königs an diesem Tag die Aufgabe zufiel, der siegreichen Mannschaft den Pokal zu überreichen, war ohne auffallende Leibwache zugegen, zumindest konnte

ich keine solche entdecken (Abb. 121 und 122). Wie unbelastet von allen Gedanken an eine mögliche Störung oder gar einem Anschlag das Ganze ablief, ist allein schon darin zu sehen, dass mich niemand daran hinderte, mich dem Holzpflöck bis auf etwa fünf Meter zu nähern. In diesem Abstand legte ich mich – vor den Augen der Zuschauer ringsum – ins Gras, um mit meiner Kamera (mit 50 mm Normalobjektiv!) das Geschehen aus nächster Nähe im Bild festzuhalten. Es waren unvergessliche Augenblicke, den Reiter auf mich zupreschen zu sehen, seine Anspannung zu beobachten, wie er sich, tief aus dem Sattel gebeugt, mit weit vorge-strecktem Speer in wahnsinnigem Galopp dem Pflöck nähert, ihn im richtigen Bruchteil einer Sekunde trifft, hoch reißt, und mit triumphierendem Blick hinüber zum Königszelt Speer und daran aufgespießtes Holz über seinen Kopf schwingt. Der Lohn für meine Vorwitzigkeit, die niemanden gestört hat, war eine Serie von Bildern, die alle Einzelheiten dieses alten Reiterspiels zeigt.

Erst nach Fertigstellung des in Sarobi erbauten Kraftwerkes ist es möglich geworden, das Ausstellungsgelände des nationalen Unabhängigkeitsfestes großzügig zu illuminieren. So können bis in die späte Nacht hinein die Schätze des Landes bestaunt werden: Kostbare Teppiche, Möbel, Schmuck und Kunstgegenstände aller Art, aber auch moderne Maschinen aus dem Ausland, wie sie vor allem für die Landwirtschaft von Nutzen sind. Märchen und wundersame Erzählungen haben dem Orient schon immer einen besonderen Reiz verliehen. Er ist auch heute noch spürbar und wird selbst durch eine rasch voranschreitende Technisierung aller Lebensbereiche nicht so schnell verwischt werden können. Die von vielen hundert Glühbirnen geschmückten Moscheen vermögen ihn ebenso auszustrahlen wie die malerische Kleidung der Afghanen in den nächtlichen Bazarstraßen der Stadt an den Tagen des Dscheschen-i-esteglal.

*



Abbildungen 121 und 122. Im Königszelt war an diesem Tag, in Vertretung seiner Majestät, MOHAMMED ZAHIR SHAH, der Kronprinz anwesend. Er überreichte dem Führer der siegreichen Mannschaft den Pokal.



Mit dem September war der letzte Monat meines Aufenthaltes in Afghanistan im Jahr 1957 angebrochen. Nun galt es, Notizen nachzutragen und das gesammelte Insektenmaterial für die Heimreise gut zu verpacken oder versandfertig zu machen. Inzwischen habe ich auch kein Geld mehr, was jedoch bereits vor Antritt meiner Reise abzusehen war. Glücklicherweise ist in der alten Seekiste noch „Kaba der Plantagentrank“, das Geschenk aus Bremen, zurückgeblieben. Da lag es nun, tropensicher verpackt in handlichen Kilodosen – ein exotischer Genuss! Ich musste auch gar nicht lange warten, bis sie mir von gaumenfreudigen „Sarobianern“ abgekauft wurden. Von dem Erlös konnte ich mich gut zwei Wochen lang über Wasser halten.

Als der nächste Techniker nach Deutschland zurückflog, nutzte ich die Gelegenheit und gab ihm einen Teil meiner Ausbeute

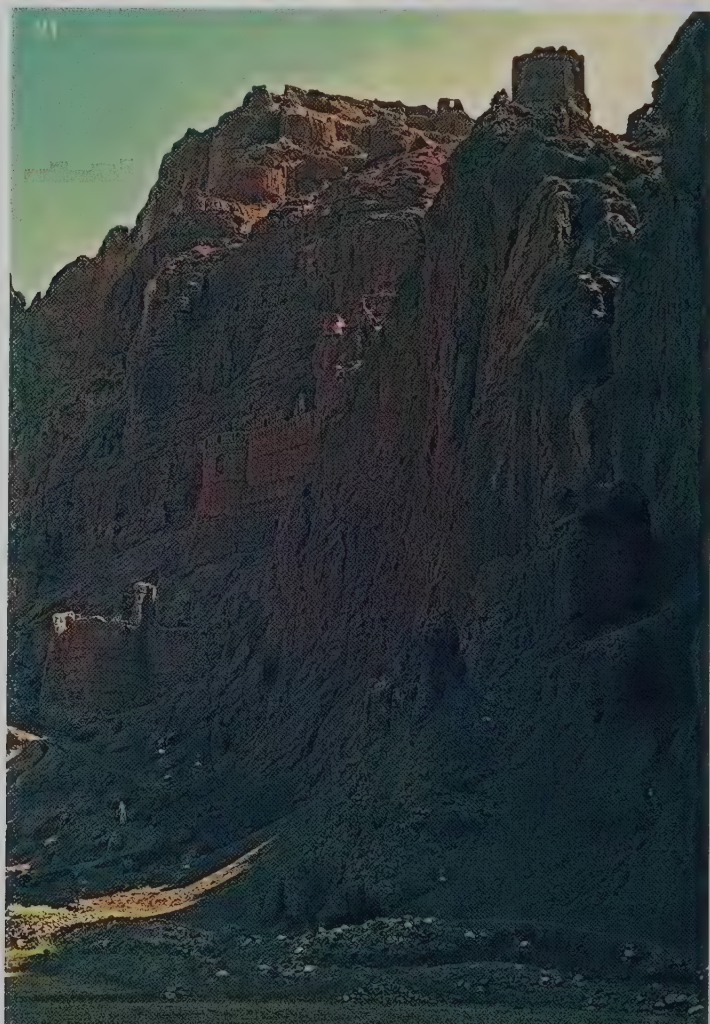
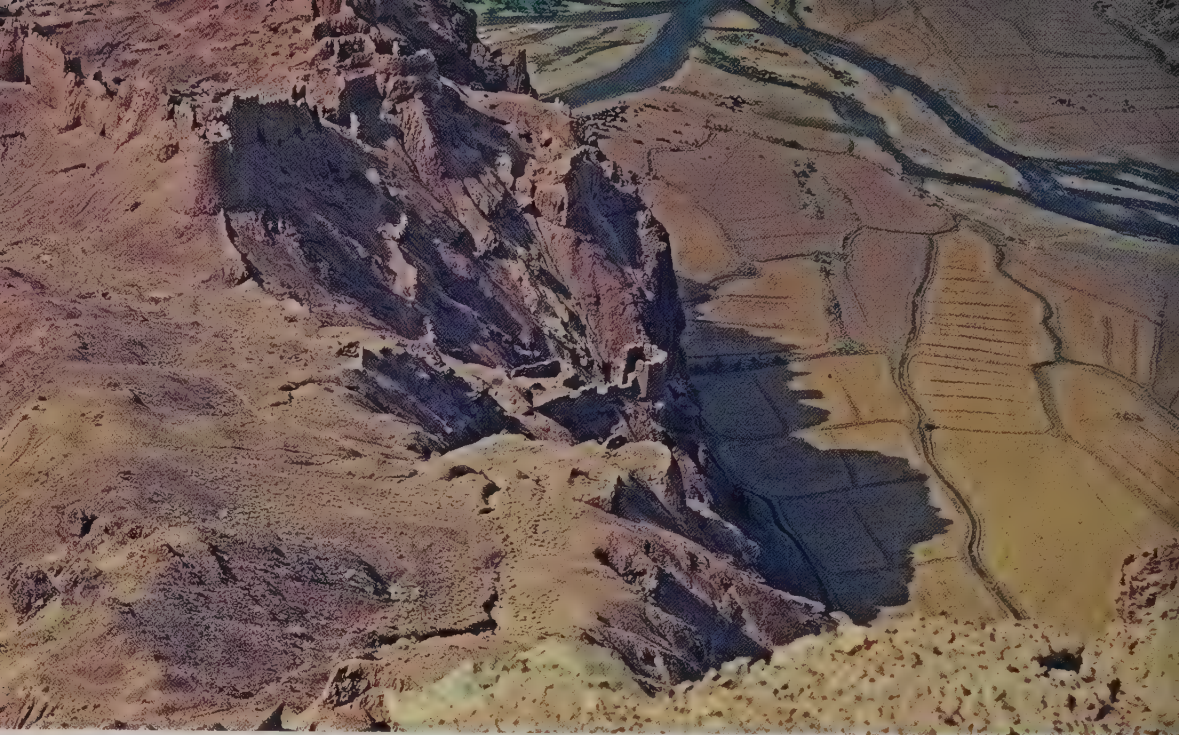
Bildtexte zu den Abbildungen auf den nachfolgenden Farbseiten 173 – 180

- 173 79 Von dieser Stelle aus nimmt der Shivafluss seinen Lauf durch ein Berglabyrinth, das auch wir auf unserem Weg in Richtung Darwaz-Gebirge durchqueren mussten.
- 80 Das Gepäckferd war in den Fluss gestürzt. Erst im letzten Moment konnten die beiden Aluminiumkoffer und der Seesack an Land gezogen werden. Die Fortsetzung der Expedition war in Frage gestellt.
- 174 81 Nackte Felsgrate und tiefe Schluchten umschließen uns wie in einem Käfig,
82 Stunde um Stunde sitzen wir im Sattel oder klettern auf steilen, rutschigen Geröllhalden zu den Bergkämmen empor.
- 175 85 Unser Fundort „Khinsch-e-Andarab“. Rechts ist das aus groben, unverfugten Steinen errichtete Haus von Maulonasar zu sehen, einem Gebirgsbauern aus dem Volk der afghanischen Shirnis.
88 Mit den letzten Sonnenstrahlen machen wir uns an den Abstieg. Überall wachsen *Ferula*-Stauden. Ihre Blätter bekommen im Abendlicht einen goldenen Glanz.
- 176 90, 91 Die verfallenen Zinnen und Türme der „Roten Stadt“ scheinen mit dem braunroten mächtigen Felsen, auf dem sie einst errichtet wurden, geradezu verwachsen zu sein. Nach zwei Seiten bricht der Fels senkrecht ab.
- 177 95 – 97 Vor dem Ort Bamian führt der Weg an eine mächtige Felswand heran. Sie birgt die gewaltigen Insignien einer geheimnisvollen Vergangenheit. Aus dem Sandstein herausgemeißelt haben zwei riesige Buddhastatuen fast zwei Jahrtausende überlebt, bis sie im Februar 2001 von den religiös-fanatischen Taliban gesprengt wurden.
- 178 103, 104 Der größte der fünf Seen von Band-i-Amir liegt etwa zehn Meter hoch über dem Talboden. Aus dem ständig fließenden, stark kalkhaltigen Wasser entweicht Kohlensäure, wodurch Kalkstein ausfällt und bizarre Wälle und Terrassen formt.
- 179 105 – 107 Fünf Seen von unterschiedlicher Farbe krönen das Tal von Band-i-Amir, was soviel wie „Damm des Königs“ bedeutet.
- 180 108 – 114 Während des Dscheschenfestes wird Kabul zur Schaubühne des Vielvölkerstaates Afghanistan. Ungezwungen und in friedlicher Absicht begegnen sich die Menschen auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt. Man trifft Hazaras, Wakhis, Kirgisen, Pashtunen und Tajiken (hier von links nach rechts abgebildet) und noch viele andere.





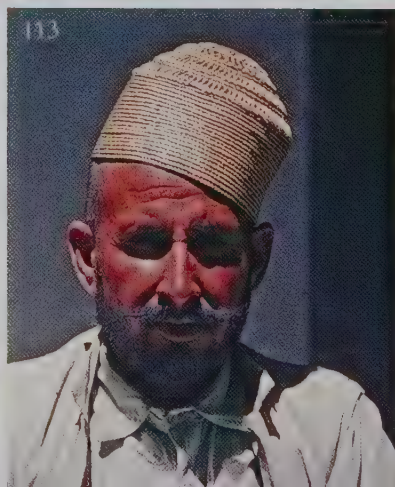
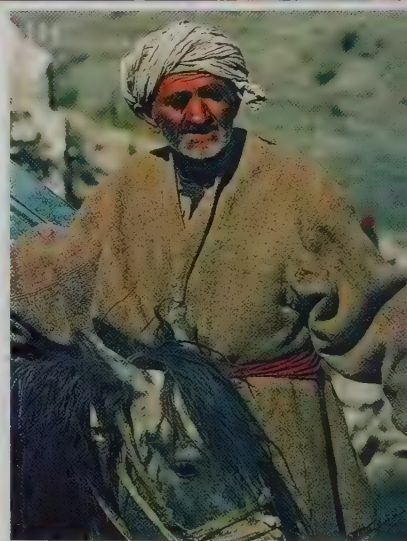
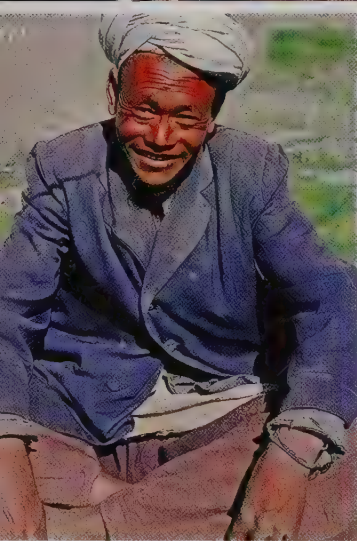












zur Weiterbeförderung an WALTER FORSTER in München mit. Der hatte ja versprochen, Geld zu schicken, sobald greifbare Ergebnisse vorlägen. Und er hat Wort gehalten! Beide, FORSTER und AMSEL, haben den für die Rückreise benötigten Betrag sogleich auf mein Konto in Deutschland überwiesen. Die Barauszahlung erfolgte in Sarobi über einen freundlichen Landsmann, dem ich dafür einen Scheck mit auf den Weg gab.

*

Das Programm für die noch folgenden Wochen war damit vorgegeben: Flugticket, afghanisches Ausreisevisum, Einreisevisum in die Sowjetunion und Buchung eines Aufenthaltes in Moskau. Ferner der Abschluss der Verhandlungen mit dem afghanischen Landwirtschaftsministerium wegen einer befristeten Anstellung als entomologischer Berater im Plant Pest Department. Und dann natürlich noch Lichtfänge und Sammelexkursionen in und um Sarobi. Auch in diesen letzten Wochen gab es wieder interessante Begegnungen, zum Beispiel solche in der russischen Handelsmission, die ich mehrfach wegen des geplanten Zwischenstopps in der Hauptstadt des Sowjetreiches aufsuchte. Der Gedanke, während meiner Rückreise einen Tag dort zu verbringen, drängte sich auf, als ich von dem äußerst günstigen Rubel-Kurs erfuhr, der in Verrechnung mit dem Afghani angeboten wurde, sofern man seinen Aufenthalt bei „Intourist“ bucht.

*

Leider wurde mein Aufenthalt in Afghanistan zuletzt noch von zwei Ereignissen überschattet, die nicht vorhersehbar waren. Erstens: Ich bekam meine Weisheitszähne – und zwar alle auf einen Schlag! Zweitens: Ich bekam Malaria. Das erste dieser beiden Ereignisse machte sich schon am 7. September recht schmerzhaft bemerkbar. „Ich kann nicht mehr kauen“ ist dazu in meinen Aufzeichnungen vermerkt. Nachdem dieser zu

einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt sich einstellende dento-natale Vorgang richtig erkannt und eingeschätzt worden war, wurde er mit Kamille behandelt, die ich im Kräuterbasar fand, in Leinensäckchen verpackte, im Wasser erwärmte und auf die entzündeten Stellen legte. Es hat geholfen. Das zweite Ereignis hat mich länger und nachhaltiger beschäftigt. Vor allem wurde es nicht gleich erkannt, sondern als fiebrige Erkältung eingeschätzt, der ich mit Aspirin beizukommen versuchte. Das war ein Fehler!

Über das Malariavorkommen bei Sarobi lagen zum Zeitpunkt meiner Erkrankung bereits hinreichende Erkenntnisse vor (FISCHER & STEINHART 1957). Im dortigen subtropischen, stark arid getönten Klima reicht die Malariasaison von August bis Mitte November, wobei die Häufigkeit der Fälle im September und Oktober am höchsten ist. Als Überträger dürfte vor allem die Stechmücke *Anopheles superpictus* in Betracht kommen. Die Art gilt als ausgesprochener Bachbrüter; ihre Brutstellen sind daher in kleinen Tümpeln der ansonsten ausgetrockneten Bäche sowie am Rand des Kabulflusses zu suchen. Es sind Tertiana- und Tropicafälle registriert worden, wobei erstere stark überwiegen. Auch ich war von der Tertiana befallen.

Dennoch konnten zunächst alle noch wichtigen Schritte getan werden: Am 14. September Koffer packen in Sarobi (dort hatte ich mir die Malaria zum Schluss noch geholt), am 18. September Besuch in der russischen Handelsmission und bei „Ariana Airlines“ wegen des Gepäcks, das per Luftfracht via UdSSR nach Deutschland geschickt werden soll, am 28. September Erhalt des Visums in der sowjetischen Botschaft, am 30. September Erhalt eines „Tourist Documents“ in der Handelsmission. Es deckt zugleich die Hotelkosten in Moskau und kostet 960 Afghani. Schließlich am 1. Oktober Erhalt des Flugtickets und des Gepäckscheins. Danach treffe ich im „Hotel Kabul“ noch einmal mit KNUT LINDBERG zusammen, der mich bereits in Deh Mazang besuchte, um von mir Aus-

künfte über Höhlen zu erhalten. Als ich am Abend dieses letzten Tages in Kabul in mein Quartier zurückkam, hatte ich 39,3° Fieber.

Dr. med. KNUT LINDBERG war Arzt und als solcher bereits 1924 in Indien tätig. Von 1935 bis 1940 bereiste er den Iran. Nach seiner Pensionierung im Jahr 1947 wandte er sich der Erforschung der Höhlenfauna zu. Die erste seiner vier speleologischen Forschungsreisen nach Afghanistan erfolgte im Jahr 1957, als er bereits 65 Jahre alt war. Ich bewunderte diesen graziösen, ruhigen und doch voller Energie steckenden Mann, dem ich einige nützliche Hinweise auf Höhlen geben konnte, die mir bei meinen Reisen durch das Land aufgefallen waren. LINDBERG beherrschte Farsi und konnte sich auch in entlegenen Bergtälern gut mit den Einheimischen verständigen. Er hatte den Bonus eines „risch safed“, das heißt „Weißbart“. Ein solcher genießt bei allen Ethnien Afghanistans traditionell hohen Respekt. Er musste also keine Gefahr für das eigene Leben fürchten. Umso schlimmer traf es ihn, als seine ihn nach Kabul begleitende Tochter vor dem Hotel von einem religiösen Fanatiker niedergestochen wurde. Das schulterfreie Kleid der jungen Dame hat wohl diesen Affekt ausgelöst (glücklicherweise ist sie, wenn auch knapp, mit dem Leben davongekommen).

Über den Tag der Abreise am 2. Oktober gibt es einen Eintrag in mein Notizbuch: „Etwas vor 4.30 rasselte der Wecker. Ich wollte aufstehen, doch kraftlos fiel ich wieder aufs dscharpoi zurück. Gegen 5 Uhr schleppte ich mich dann mit letzter Kraft zum WC, wo es mich umwarf.“ Es war wieder ein Fieberanfall, jedoch schlimmer als zuvor. Nun erst wurde es zur Gewissheit, dass es sich nur um Malaria handeln konnte. Leider war es jedoch zu spät, um jetzt noch einen Arzt aufzusuchen. Dr. WEGNER in Sarobi hätte mich sicher erfolgreich behandelt. Das

einzige, was ich tun konnte, war, auf Verdacht eine gehörige Menge „Resochin“-Tabletten zu schlucken, die ich zu Jahresbeginn von der Firma BAYER geschenkt bekam.

*

Irgendwie bin ich doch noch rechtzeitig zum Flugplatz gekommen. Mit einer zweimotorigen „Iljuschin 12“ der „Aeroflot“ trat ich den Rückflug an. Ein letztes Mal sah ich im Westen die Gipfel des Paghman-Gebirges. Die bewässerten Felder der Ebene von Koh-i-Daman zeigten von hier oben sehr einprägsam ihre konturenscharfe Abgrenzung gegenüber den unbearbeiteten Steppenböden. Zur Rechten rückten die Berge des Zentralen Hindukuschs, die wir nicht überfliegen konnten, bedrohlich näher. Dann tauchte vor uns die turkmenische Tiefebene mit ihren Hügeln und Sicheldünen auf. Die Gluthitze, die ich dort erlebte, werde ich nicht so schnell vergessen. Bald war der Amu Darja überflogen, der Grenzfluss zur Sowjetunion, der breit und behäbig zwischen den Baumwollfeldern dahinfließt. In Termez setzten wir zur Landung an. Hier kam es dann zur ersten Begegnung mit einem Vertreter der „Intourist“. Es war ein netter junger Mann, ein Student der Philosophie, wie sich bald herausstellte, der mit dieser Nebentätigkeit seine Semesterferien bestritt. Er liebe MOZART und BEETHOVEN, erzählte er mir. Jazz könne er allerdings „nur beim Essen hören“. Ich tauschte 240 Afghani und erhielt dafür 120 Rubel! Es gab einen kleinen Imbiss (im Flugzeug wurden nur Bonbons verteilt), bestehend aus Weißbrot, Butter, Käse und Tee.

Dann starteten wir erneut, überflogen den Transalai, der bald einer weiten Ebene mit ausgedehnten Baumwollfeldern wich. Nach weiteren etwa eineinhalb Stunden Flug landeten wir kurz nach 9 Uhr Ortszeit in Taschkent. Eine Englisch sprechende Dame führte uns in einen Speisesaal. Es gab rohe gesalzene Gurken und Zwiebeln mit Brot, danach einen Teller mit Krautsuppe, wohl

Borschtsch, den ich bis dahin noch nicht kannte, und etwas Fleisch. Dazu lauwarmes Mineralwasser (gesüßt und ungesüßt). Zwei mitreisende Ehepaare – Franzosen und Tschechen – baten darum, als Touristen einen Tag lang in Taschkent bleiben zu dürfen, wurden jedoch ebenso höflich wie bestimmt abgewiesen. „It is impossible“.

Bereits kurz nach zehn Uhr erfolgte der Weiterflug. Auf dem Weg zum Rollfeld sah ich erstmals Düsenverkehrsmaschinen. Es war die „Tupolew“ vom Typ TU-104, mit der die russische Fluggesellschaft „Aeroflot“ den zivilen Flugverkehr einer neuen Ära eröffnete. Nach einem mehrstündigen Flug landeten wir in einer öden Steppenlandschaft. Ich hatte gerade wieder einen Fieberanfall und große Mühe, freundlichst gestützt von dem französischen Ehepaar, die Flughafenbaracke zu erreichen. Dort trank ich nur ein Glas Tee. Zwanzig Minuten später ging es weiter, bis zu einer nächsten Landung kurz vor Einbruch der Dämmerung. Hier gab es so etwas wie ein Abendessen, bestehend aus Tomaten und Brot als Vorspeise, gekochtem Rindfleisch und Sauce, dazu Pommes Frites (viel zu weich) und Erbsen. Danach tranken wir Tee. In meinem Notizbuch steht der Vermerk „habe Gleichgewichtsstörungen“. Dann erfolgte der Weiterflug nach Moskau, der jedoch noch einmal wegen Auftankens unterbrochen werden musste. Es war schon weit nach Mitternacht, als wir endlich unser Ziel erreichten.

Hier erlebte ich die staatliche Gesellschaft „Intourist“ von ihrer „Schokoladenseite“. Im Hotel „Metropol“ erwartete mich kein einfaches Hotelzimmer, sondern eine Suite, bestehend aus Wohnraum mit Teppichen und Ölgemälden, und einem Schreibtisch, dazu ein kleiner aber komfortabler Schlafraum sowie ein Badezimmer mit einer richtigen großen Badewanne. Zum Dinner ging ich in den Speisesaal, der von einer Glaskuppel überspannt war. Vor einem Marmorbrunnen hatte eine Kapelle Platz genommen, die Jazz und Tanzmusik spielte. Ich saß allein am Tisch (es waren überhaupt

nur wenige Gäste anwesend), hinter mir drei Bedienstete in Livree, die alle um mein Wohl bemüht waren. Als Hors d'oeuvre gab es keine Gurken und Tomaten, sondern echten Astrachan-Kaviar! Zum Glück blieb ich vor weiteren Fieberanfällen verschont, das „Resochin“ hatte offensichtlich gewirkt.

Den Tag in Moskau, der mit diesem feudalen Essen seinen Abschluss fand, verbrachte ich mit einem Begleiter, der mir als „Dolmetscher“ (er sprach tatsächlich ausgezeichnet Deutsch) zur Seite gestellt wurde. Wir besuchten das Kreml-Museum, die LOMONOSSOW-Universität und am Abend ein Theater am Tolstoi-Platz (das „Bolschoi“ hatte noch Sommerpause), wo ich zu meinem anfänglichen Schrecken viele „Buh-Rufe“ erlebte, die aber nur die Begeisterung des Publikums zum Ausdruck bringen sollten. Um die Mittagsstunde reichten wir uns in die lange Schlange von Menschen ein, die vom Historischen Museum aus quer über den Roten Platz zum Mausoleum reichte. Es dauerte ziemlich lange, bis auch wir die Treppe hinabsteigen durften. Dann stand ich vor JOSEF WISSARIONOWITSCH DSCHUGASCHWILI, genannt STALIN. In seiner Generalissimus-uniform lag er vor mir, gerade so als würde er schlafen. Man hatte ihn wirklich hervorragend einbalsamiert, ganz im Gegensatz zu LENIN, der daneben lag und einen weitaus weniger frischen Eindruck hinterließ. Es war ein eigenartiges Gefühl, so nahe vor dem ehemals mächtigsten Mann der Welt zu stehen, der Millionen von Menschen in den Tod geschickt hat. (Die auf dem XX. Parteitag der KPdSU eingeleitete sogenannte Entstalinisierung führte 1961 dazu, den Leichnam Stalins aus dem Lenin-Mausoleum zu entfernen und an der Kremlmauer beizusetzen.)

*

Dieser Tag in Moskau war zugleich der Schlusspunkt meiner Reise nach Afghanistan. Am nächsten Tag flog ich mit der „Finnair“ zuerst nach Helsinki und von dort aus weiter mit der SAS nach Kopenhagen, wo ich

noch einmal übernachtete. Mit der gleichen Fluggesellschaft ging es dann am nächsten Tag, man schrieb mittlerweile den 5. Oktober 1957, nach Frankfurt/Main weiter. Dort stieg ich in eine „Vickers Viscount“-Turbopropmaschine der „Lufthansa“ um und stand um 16.55 auf dem Flughafen in Nürnberg endlich wieder auf fränkischem Heimatboden.

Afghanistan in den Jahren 1961 - 1969

In den Jahren 1961 bis 1969 gab es in Afghanistan noch immer die Monarchie mit König MOHAMMED ZAHIR an der Spitze, doch die politischen Kräfteverhältnisse hatten sich seit 1957 verschoben und sowohl nationalistischen als auch linken Gruppen breiteren Raum verschafft. Der Premierminister, MOHAMMED DAUD, hatte bereits 1955 die Gründung eines autonomen Staates „Paschtunistan“ vorgeschlagen und damit einen Kalten Krieg mit Pakistan angefacht. Die UdSSR, die Afghanistan 1956 mit einem Kredit in Höhe von 100 Millionen Dollar unterstützte und damit zugleich ihren politischen Einfluss auf dieses Land beträchtlich erweitern konnte, war an einem angespannten Verhältnis zwischen diesen beiden Nachbarstaaten durchaus interessiert, ganz im Gegensatz zu den USA, die Pakistan als ihren wichtigsten Partner in dieser Region betrachteten. Die Sowjetunion bot jungen Afghanen eine militärwissenschaftliche Ausbildung an, was dazu führte, dass sie sich nach ihrer Rückkehr der „Peoples Democratic Party of Afghanistan“ (PDPA) anschlossen und damit die kommunistischen Kräfte im Land unterstützten. Die PDPA spaltete sich 1966 in die von TARAKI geführte Khalq-Gruppe („das Volk“) und die von KAMAL geleitete Parcham-Gruppe („die Flagge“).

Auch die von der Regierung DAUD beschlossenen Fünfjahrespläne, von denen der erste auf das Jahr 1956 zurückgeht, waren von den Sowjets initiiert. Sie sahen unter anderem den Ausbau des Straßennetzes und die Errichtung des Wasserkraftwerks

bei Naghlu unter Leitung russischer Ingenieure vor. In relativ kurzer Zeit wurden rund 2000 Kilometer Asphaltstraße gebaut, darunter die Hauptverkehrsader von Kabul bis zum Amu Darja, die 1964 zur Eröffnung des Salang-Tunnels führte. Mit ihm war ein neuer, schnellerer und somit auch wirtschaftlich vorteilhafter Übergang über den zentralen Hindukusch geschaffen worden, der täglich von über 600 Lastkraftwagen benutzt wurde.

Eine rückläufige Entwicklung bot dagegen das von den Amerikanern zunächst so erfolgreich gestartete Helmand-Projekt. Die Regierung in Kabul konnte die ihr auferlegten Kosten nicht mehr länger tragen. Nachdem im Jahr 1960 der Arghandab-Damm endgültig fertiggestellt war, wurden die Arbeiten am zweiten, dem Helmand-Damm, eingestellt. Nad-i-Ali war ein Teilprojekt des Helmandprojektes. Westlich des Helmandflusses wurden mitten in der Wüste sechs Dörfer errichtet und etwa 1300 Nomadenfamilien angesiedelt, die man in einfachen Vierfamilien-Häusern unterbrachte. Jede Familie erhielt einen halben Hektar Land, bewässert über Kanäle, die von dem noch vor dem Zweiten Weltkrieg von Japanern erbauten Boghra-Kanal abgezweigt wurden. Schon bald fiel dieses mühsam der Wüste abgerungene Land wieder der Versalzung anheim.

Am 3. März 1963 trat MOHAMMED DAUD von seinem Amt als Premierminister zurück. Sein Nachfolger wurde Dr. MOHAMMED YUSUF, der mir 1957 so uneigennützig geholfen hatte. Während seiner interimistischen Regierungszeit erhielt Afghanistan einen Weltbankkredit über fünf Millionen Dollar, wodurch in Kabul der Wechselkurs auf 45 Afghani pro Dollar fiel. Außerdem gaben die USA einen Kredit in Höhe von einer Million Dollar für den Ausbau der Universität. Dieser neue politische Trend stieß bei der marxistisch-leninistischen Gruppe in der Großen Kammer des afghanischen Parlaments auf erbitterten Widerstand. Als sich auch noch die nationalistische Partei unter dem angesehenen Historiker KHALILULLAH KHALILI

gegen die demokratische Politik Dr.YUSSUFS stellte, geriet dieser zunehmend unter Druck. Die von linken Kräften aufgewiegelten Studenten wollten mehr Rechte für sich erstreiten. Im Oktober 1965 besetzten sie zeitweise das Parlament und blockierten Straßen. Es gab Unruhen und Demonstrationen, die schließlich die Abdankung Dr.YUSUFS herbeiführten. Abgelöst wurde er von dem liberalen MOHAMMED HASHIM MAIWANDWAL, der als Premierminister die Regierungsgeschäfte von 1965 bis 1967 leitete. Sein Nachfolger wurde NOOR MOHAMMED ETEMADI, der zwischen den religiösen Führern einer konservativen und der von BABRA KAMAL geführten kommunistischen Gruppe lavierte. Er hielt sich bis zum Frühjahr 1971 im Amt.

*

Am 5. Oktober 1957 war meine ziemlich abenteuerlich verlaufene erste Reise nach Afghanistan glücklich zu Ende gegangen. Wie sich später noch zeigen sollte, übte sie einen entscheidenden Einfluss auf mein weiteres Leben aus. Zunächst einmal gab es viele Schwierigkeiten, die zugleich wieder eine neue Herausforderung darstellten. Die wichtigste Frage war nun: Kann ich mich weiterhin so intensiv wie in den vergangenen Monaten mit der Insektenkunde befassen, vielleicht sogar ein zweites Mal in den Hindukusch und Pamir fahren, um dort weiter zu sammeln und zu forschen? Es war natürlich ein schwankender Boden, auf den ich mich da begeben hatte, eine berufliche Basis war es jedenfalls nicht.

Die ersten Monate nach meiner Rückkehr verbrachte ich damit, das Gesehene und Erlebte zu ordnen und auszuwerten. In den Volkshochschulen in und um Nürnberg war ich mit meiner zweiteiligen Vortragsreihe „Afghanistan – Land hinter dem Khyber“ schon bald ein fester Bestandteil des Veranstaltungskalenders. Dass dies – von der beruflichen Entwicklung her gesehen – nur ein Intermezzo sein konnte, ist mir schnell klar geworden. Als mir im Herbst 1958 in

der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ eine Stellenanzeige „Auslandskorrespondent gesucht“ in die Augen sprang, sah ich in den beiden mir durchaus sympathischen Begriffen „Ausland“ und „Korrespondent“ eine für mich passende Kombination. Die Firma, die diesen Mann suchte, hatte dazu noch in Nürnberg ihren Sitz. Meine Bewerbung war erfolgreich. Nach vorausgegangener dreimonatiger Ausbildung in der Exportabteilung der „Adlerwerke“ in Frankfurt am Main trat ich als Sachbearbeiter des englischsprachigen Marktes in die neu geschaffene Vertriebsgesellschaft GTA (Grundig-Triumph-Adler) ein, diktierte täglich eine Menge Briefe und erledigte die Abwicklung der sogenannten Konnossemente (das sind Frachtbriefe für den Transport von Waren per Schiff oder Flugzeug, die zugleich das Frachtgeschäft beurkunden).

Am 11. Oktober 1959 wurde unser Sohn NORMAN geboren. Dieses Ereignis rückte schlagartig die Bedeutung, die einer jungen Familie zukommt, und die damit verbundenen Pflichten in den Vordergrund. Wir wechselten nicht nur die Wohnung, sondern ich auch – diesmal aus rein finanziellen Erwägungen heraus – die Firma, um in der gleichen Branche (Büromaschinen), jedoch im lukrativeren Außendienst, mein Geld zu verdienen. Glücklicherweise bin ich dabei nicht geworden. Mein Interesse galt in steigendem Maße der Entomologie. Der Kontakt zur Zoologischen Staatssammlung in München vertiefte sich immer mehr. Ich war oft dort zu Besuch und lernte Menschen kennen, die mir schon vorher durch ihre Publikationen bekannt waren, zum Beispiel FRANZ DANIEL. Er war es auch, der mich zu einer ersten lepidopterologischen Veröffentlichung ermunterte. Ich teilte darin meine Beobachtungen zur Ökologie und zum Verhalten von *Malacosoma alpicola* mit, einer alpinen Schmetterlingsart aus der Familie der Ringelspinner.

Für einen Lernbegierigen wie mich waren auch die Gespräche mit JOSEF WOLFSBERGER sehr aufschlussreich. Er war ein anerkannter Spezialist für die Schmetterlinge des

europäischen Alpenraumes. Beide, DANIEL und WOLFSBERGER, waren in der Zoologischen Staatssammlung Angestellte in fester Position und durften ihren wissenschaftlichen Neigungen nachgehen, obwohl sie keine akademische Ausbildung hatten.

Unvergesslich geblieben sind mir auch die Begegnungen mit LEO SHELJUZHKO. Er kam aus Kiew und entstammte, wie mir FORSTER erzählte, einer sehr angesehenen und wohlhabenden ukrainischen Familie (der Vater war Großgrundbesitzer). Da er mit den Deutschen sympathisierte, musste er 1943, beim Vormarsch der Roten Armee, seine Heimat und damit auch seine große, wissenschaftlich außerordentlich wertvolle Schmetterlingssammlung zurücklassen. In München fand er, zusammen mit seiner langjährigen Mitarbeiterin und Lebensgefährtin Frau PAVLITZKAJA, ein neues Zuhause. Er war es auch, der auf der russischen Seite des Amu Darja in der Umgebung von Chorog gesammelt hat. Beide fanden wir schnell großes Interesse aneinander. In unseren Gesprächen erfuhr ich von ihm viel Neues über zentralasiatische Schmetterlinge. Seine Artenkenntnis war bewundernswert.

Mehr und mehr fühlte ich mich zu diesem großartigen Naturkundemuseum hingezogen und immer stärker wurde der Wunsch, in diesen Kreis individuell geprägter Menschen aufgenommen zu werden. Als mir schließlich WALTER FORSTER vorschlug, erneut nach Afghanistan zu reisen, diesmal jedoch im offiziellen Auftrag der Staatssammlung, war ich sofort Feuer und Flamme. Damit war freilich noch keinerlei Garantie für eine sich daran anschließende dauerhafte Beschäftigung verbunden. Er wolle sich jedoch darum bemühen, versprach er mir.

In Nürnberg erhielt ich zu dieser Zeit von meinem damaligen Arbeitgeber, den „Anker-Werken“ in Bielefeld, das Angebot, den Bezirk Nordbayern in der Sparte Fränkiermaschinen als Vertreter und Repräsentant der Firma zu übernehmen, was rein materiell gesehen eine große Verlockung bedeutete. Noch einmal geriet ich für kurze

Zeit ins Schwanken. Ich berichtete HANS GEORG AMSEL in Karlsruhe, zu dem ich weiterhin engen Kontakt pflegte, von meinen Nöten. Er hatte dazu schnell eine Antwort parat: „Sie gehören ins Museum!“ war seine unmissverständliche Aussage. Ich nahm sie mir zu Herzen und handelte dementsprechend. Mein Chef in Nürnberg hatte immerhin so viel Einsehen mit mir, dass er meiner Bitte entsprach, die Entscheidung um ein knappes Jahr zu vertagen, und mich für diesen Zeitraum in den unbezahlten Urlaub entließ.

Damit war zunächst einmal der Weg nach Afghanistan frei, mein berufliches Problem jedoch nur aufgeschoben. Zum Jahresende 1961 kam es erneut auf den Tisch. Inzwischen konnte ich auf eine zweite, recht erfolgreich verlaufene Sammel- und Forschungsreise zurückblicken, welche die Erwartung meiner Auftraggeber voll erfüllt hatte. Mehr noch: Schon im darauffolgenden Jahr gab es ein neues Forschungsunternehmen, das von der Fritz-Thyssen-Stiftung finanzierte „Research Scheme Nepal Himalaya“ (RSNH). Seine Organisation lag in den Händen von Prof. Dr. WALTER HELLMICH, dem Herpetologen an der Zoologischen Staatssammlung in München. Er suchte einen tüchtigen Freilandentomologen. FORSTER riet ihm, sich an mich zu wenden, was er auch tat. Nun war die Entscheidung zwischen einem ideell geprägten Wunsch und der materiellen Wirklichkeit unausweichlich geworden. Ich entschied mich für mein Ideal – und für die Hoffnung auf einen guten Ausgang der Geschichte. Um es vorwegzunehmen: Der stellte sich ein, als ich im September 1962, zwei Tage nach meiner Rückkehr aus Nepal, von AMSEL einen Brief erhielt, in dem er mir anbot, als sein Mitarbeiter in die Entomologische Abteilung der Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe einzutreten. AMSEL reagierte mit dieser Offerte etwas schneller als FORSTER, der zu diesem Zeitpunkt noch keine Möglichkeit für eine Anstellung in München sah. Mein Wunsch, das „Hobby“ zum Beruf zu machen, war also früher als

gedacht Wirklichkeit geworden! Am 1. April 1963 trat ich meinen Dienst in Karlsruhe an und konnte mich von da an ganz der Präparation von Schmetterlingen sowie ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung und Einordnung in die Sammlung widmen.

Schon drei Jahre später war die Zeit reif für eine dritte Reise nach Afghanistan, nunmehr zusammen mit HANS GEORG AMSEL, der mittlerweile in seinem 61. Lebensjahr stand. Deshalb konnte es keine beschwerliche Expedition in die Gebirgstäler des zentralen Hindukuschs mehr werden. Mit einem VW-Bus, den ich per Schiff nach Pakistan brachte, fuhren wir im Mai 1966 von Karachi über Quetta und Kandahar nach Kabul und sammelten auf diversen Exkursionen, die wir in Afghanistan unternahmen, an vielen Plätzen, meist entlang der Straßen und Wege. Das war zwar nicht weiter abenteuerlich, brachte aber trotzdem eine Menge an Nachtfaltern, vor allem an Kleinschmetterlingen ein, auf die es AMSEL ja nach wie vor besonders ankam. Im Mittelpunkt dieser Reise standen lepidopterologische Untersuchungen im Waldgebiet

von Paktia, das bis dahin diesbezüglich noch völlig unbekannt war.

Wiederum drei Jahre später kam es zu einer weiteren Reise nach Vorderasien. Diesmal war das Ehepaar EVA und ASAD VARTIAN der Initiator (Abb. 123). AMSEL und ich holten zunächst am 14. Mai 1969 in Wien einen nagelneuen „Ford-Transit“-Kleinbus ab, der VARTIANs gehörte, um mit diesem durch Jugoslawien, Bulgarien und die Türkei nach Teheran zu fahren, wo EVA und ASAD schon auf uns warteten. Gemeinsam unternahmen wir vom 29. Mai bis zum 9. Juni eine Sammelreise in die Provinz Fars südlich von Shiraz. Danach trennten wir uns. AMSEL blieb im Iran und sammelte mit MANSUR ABAI in der Umgebung von Teheran, während ich mit VARTIANs zunächst auf der Nordroute über Amol und Meshed nach Herat, sodann auf der neuen Asphaltstraße über Farah und Kandahar nach Kabul weiterfuhr. Von dort begaben wir uns auf eine Exkursion zu meinen alten Sammelplätzen aus dem Jahr 1966 in der Provinz Paktia. Sie führte spontan zu dem Entschluss, nun auch noch das Wald-



Abbildung 123. Das Ehepaar EVA und ASAD VARTIAN (mit dem Rücken zur Kamera HANS GEORG AMSEL), aufgenommen in Iran im Jahr 1969.

gebiet auf pakistanischer Seite entlang des Swat-Flusses vergleichend zu besammeln.

Meine fünfte Reise nach Afghanistan hatte den Kleinen und Großen Pamir sowie das Wakhan-Tal im äußersten Nordosten des Landes zum Ziel. Während die mit AMSEL und dem Ehepaar VARTIAN durchgeführten beiden Reisen der Jahre 1966 und 1969 schon der neuen und viel bequemer motorisierten Variante angehörten, die den Gebrauch von Pferden oder Yaks überflüssig machte, beschwor sie, die Expedition von 1971, noch einmal den alten Geist herauf, der den Forschungsreisen früherer Jahrzehnte inne wohnte.

Auch nach 1971 folgten noch mehrere entomologische Sammelreisen, vor allem in die Wald- und Steppengebiete zwischen dem Kaspischen Meer und dem Persischen Golf, die meisten davon während meines Aufenthaltes am Plant Pest & Diseases Research Institute in Teheran. Was sich in Afghanistan bereits angedeutet hatte, nämlich im Rahmen der sogenannten "Entwicklungshilfe" der Bundesrepublik Deutschland als "Entomological Adviser" tätig zu werden, kam jetzt im Iran zum Tragen. Mit der ganzen Familie, die sich am 5. September 1964 mit der Ankunft unserer Tochter ULRIKE noch einmal vergrößert hatte, übersiedelte ich am 1. März 1972 für die Dauer eines Jahres nach Teheran. Afghanistan habe ich danach nicht mehr besuchen können. Der politische Umschwung, der nach der Abdankung von König MOHAMMED ZAHIR im Jahr 1973 einsetzte, hatte alle Absichten, nochmals dorthin zurückzukehren, zunichte gemacht. Auch im Iran traten zum Ende der 70er Jahre gravierende politische Veränderungen ein, die den alten Kontakt und damit auch die Fortsetzung meiner Arbeit in Teheran nachhaltig beeinflussten. Die Zeit der Forschungsreisen im klassischen Stil war endgültig vorbei.

*

Wer die entomologische Literatur von 1948 bis etwa 1968 näher betrachtet, wird

feststellen, dass während dieses Zeitraums die Anzahl der Publikationen über afghanische Insekten enorm zugenommen hat. Vor dem Zweiten Weltkrieg war das noch anders. Damals stand die Bearbeitung und Veröffentlichung von Insektenausbeuten aus anderen Teilen des paläarktischen Asiens im Vordergrund. Vom schwer zugänglichen Afghanistan und seiner Entomofauna wusste man noch recht wenig. Erste Kunde über afghanische Schmetterlinge erhielten wir gegen Ende des 19. Jahrhunderts von den Engländern, die von ihren militärischen Stützpunkten Quetta und Kandahar aus explorierten und kleinere Aufsammlungen mitbrachten. Darüber berichteten in den Jahren 1885-1908 die Autoren BUTLER, HAMPSON, SMITH und SWINHOE in englischen Fachzeitschriften. Aus späteren Jahren liegen nur Meldungen über einzelne Funde vor wie etwa diejenigen eines Herrn MANGER, der von 1923 bis 1930 in Afghanistan nebenbei Insekten sammelte.

Die entomologische Erforschung Afghanistans hat so richtig erst nach 1945 begonnen, nachdem ernsthafte Ansätze dazu aus der Mitte der dreißiger Jahre durch den Zweiten Weltkrieg schnell wieder unterbrochen wurden. Zum besseren Verständnis der Lage muss daran erinnert werden, dass Afghanistan auf eine sehr wechselvolle Geschichte zurückblickt, besonders was seine Auseinandersetzungen mit England während der vergangenen hundert Jahre angeht. Sie führten bei den Afghanen zu einem durchaus berechtigten Misstrauen allen Fremden gegenüber, hinter denen ja immer britische oder für das britische Empire tätige Spione stecken konnten. Der Forschungsreisende stand also schon von vornherein unter Verdacht und tat gut daran, dem Lande fernzubleiben. Erst mit dem Vertrag von Rawalpindi im Jahre 1921, durch den Afghanistan seine äußere und innere Unabhängigkeit erlangte, trat allmählich eine Änderung dieser Situation ein. Der fortschrittlich denkende König AMAN ULLAH setzte mit großem Nachdruck gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Reformen durch. Auch nach seinem

Sturz im Jahr 1929 hielt diese Entwicklung an. Unter der Regentschaft seines Nachfolgers MOHAMMED ZAHIR kamen schließlich vermehrt Lehrer und Experten, vornehmlich aus Deutschland, nach Kabul, und mit ihnen auch Wissenschaftler und Sammler, die den Hindukusch zum Ziel ihrer Reisen machten.

Das trifft im besonderen Maße auf HANS und EVA KOTZSCH zu, deren abenteuerliche Sammelreise im Jahr 1936 ich bereits erwähnt habe. Drei Jahre später gelang es KOTZSCH, eine Fänger-Expedition in ein noch völlig unerforschtes Gebirge im Westen Afghanistans zu entsenden, die unter anderem zur Entdeckung einer neuen Apolofalter-Art (*Koramius inopinatus*) führte. Die dazu publizierten Daten lauten: „Nordwest-Afghanistan, Firuskuhi-Kette, 2800-3000 m, Anfang bis Mitte Juli 1939, leg. Exp. Wernicke“. HANS KOTZSCH war der Enkel des Firmengründers WERNICKE, der bereits 1851 geborene WERNICKE war also nicht der Sammler! Eine geografisch genaue Fixierung des Fundortes ist bedauerlicherweise unterblieben.

Offensichtlich hatte KOTZSCH auch noch andere Afghanen für das Sammeln von Schmetterlingen als lukrativen Nebenerwerb gewinnen können. In einem mit „Bakschisch und Feidah“ betitelten Buch berichtete dessen Autor über seinen Koch MOHAMMED AGRAM, der einmal im Jahr für die Dauer von vier Wochen aus Kabul verschwand. „In dieser Zeit fand sich im nahen Paghmangebirge eine Schmetterlingsart, die er für eine deutsche Firma fing und sachkundig präparierte, um sie dann über die Gesandtschaft nach Deutschland zu schicken“ (SCHWARZ 1949).

Erwähnung verdient die „Deutsche Hindukusch-Expedition 1935 der Deutschen Forschungsgemeinschaft“, die vor allem auf die Erforschung der Wildpflanzen und ihrer Beziehungen zu den im Ost-Hindukusch angebauten Kulturpflanzen ausgerichtet war. Sie stand unter der Leitung von Professor A. SCHEIBE und erbrachte auch eine kleine Insektenausbeute, die allerdings vornehmlich aus Käfern bestand. Von den wenigen

gesammelten Schmetterlingen ist lediglich eine neu beschriebene Unterart von *Callimorpha principalis* zu nennen, einem mit unserer „Spanischen Flagge“ nahe verwandten Bärenspinner.

Als der Zweite Weltkrieg vorüber war, führte im Jahr 1948 die 3. Dänische Zentralasien-Expedition naturkundliche Arbeiten im Gebiet des Koh-i-Baba-Gebirges durch. Sie standen unter der Leitung von Dr. HASLUND-CHRISTENSEN. Zu dieser Expedition gehörten die Herren HAARLOV und PALUDAN, die Insekten sammelten, darunter auch Schmetterlinge. In den Jahren 1952 und 1953 folgte als Einzelgänger JOSEF KLAPPERICH. Es gelang ihm, im Osten und Nordosten Afghanistans Gebiete zu bereisen, die vorher aus entomologischer Sicht noch völlig unbekannt waren. Sein besonderes Interesse galt den Käfern, von denen er seiner Schätzung nach etwa 3.000 Arten sammelte. Doch auch bei den Schmetterlingen gelangen ihm viele Neuentdeckungen. Sein Bericht aus dem Jahr 1954 enthält eine Liste aller Fundorte und einen Überblick über den zeitlichen Ablauf seiner Reisen in Afghanistan. Ich lernte KLAPPERICH später auch persönlich kennen. In den 1960er Jahren konnte ich mit den Geometriden einen Teil seiner Ausbeute über den Essener Pfarrer JOSEF FROITZHEIM für das Naturkundemuseum in Karlsruhe erwerben.

Im Jahr 1956 folgte HANS GEORG AMSEL mit einem Forschungsprogramm, in dessen Mittelpunkt das Sammeln von Kleinschmetterlingen stand. Besonderen Erfolg hatte er damit im Raum Herat, der ebenfalls noch entomologisches Neuland war. Über meine Reise aus dem Jahr 1957 und ihre Sammelergebnisse habe ich bereits ausführlich berichtet. Noch im selben Jahr startete Dr. KNUT LINDBERG aus Lund (Schweden) die erste seiner vier Expeditionen, die der Höhlenforschung gewidmet waren und dabei auch einige interessante Lepidopterenarten zu Tage förderten.

In den nachfolgenden Jahren begab sich COLIN WYATT, zunächst allein, dann mit dem japanischen Humanmediziner Dr. K.

OMOTO in das Koh-i-Baba-Gebirge sowie in den Hindukusch, um dort erfolgreich den *Parnassius autocrator* und andere Tagfalterarten zu jagen, besonders solche der Gattung *Colias*. Vom Jahr 1962 an unternahm das Wiener Ehepaar EVA und ASAD VARTIAN, einmal auch zusammen mit Dr. FRIEDRICH KASY vom Naturhistorischen Museum in Wien, lepidopterologische Sammelreisen nach Afghanistan. Wie ich, und zuvor bereits AMSEL, hatten auch sie sich vor allem auf den Lichtfang spezialisiert, und es gelang ihnen, in großem Umfang wertvolles Nachtfaltermaterial zusammenzutragen und in muster-gültiger Form zu konservieren.

Von 1964 bis 1967 arbeiteten tschechische Wissenschaftler in Afghanistan und brachten ebenfalls ein sehr umfangreiches Insektenmaterial mit nach Hause. Besonderen Anteil daran hatte der als Spezialist

der artenreichen Kleinschmetterlingsfamilie Gelechiidae weltweit bekannte Professor Dr. DALIBOR POVOLNÝ, der jeweils in den Frühjahrsmonaten in Jalalabad und seiner näheren Umgebung tätig war, während sein Kollege O. JAKEŠ in der Provinz Maimana im Norden des Landes sammelte.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass wir im Jahr 1969 mit der lepidopterologischen Erforschung Afghanistans noch immer an deren Anfang standen. Der größte Teil des Belegmaterials, das damals mühsam zusammengetragen wurde, ist – von Einzelstücken und kleineren Serien bzw. Ausbeuten, die im Tauschhandel erworben wurden, einmal abgesehen – auf mindestens vierzehn Sammlungen verteilt, die von USA über Europa bis Japan verstreut sind. Die Majorität teilen sich die Naturkundemuseen in Karlsruhe, München und Wien.

Wieder nach Afghanistan!

In offizieller Mission – Mit dem Frachtschiff nach Karachi – Am eigenen Lenkrad –
Sarobi hat mich wieder

Meine zweite Expedition nach Afghanistan, die am 3. März 1961 begann und bis zum 1. November des gleichen Jahres dauerte, erfolgte im offiziellen Auftrag der beiden Naturkundemuseen in München und Karlsruhe. Vier Jahre zuvor durfte ich mich zwar auch auf diese beiden Institute berufen, hatte jedoch das Risiko und den Großteil der Finanzierung alleine zu tragen. Nun mussten keine Bettelbriefe mehr geschrieben werden. Die Reisekasse war zwar nicht gerade üppig bestückt, stand jedoch auf einem soliden Fundament.

Der besondere Vorteil dieser Expedition lag gegenüber der von 1957 in der besseren Mobilität, die erst durch ein eigenes Fahrzeug ermöglicht werden konnte. Die Wahl fiel auf einen „Käfer“, so nannte man den Volkswagen-Standard, der damals zum Preis von 3.790 DM ab Werk zu haben war. Er war zugleich der größte Posten in der bereits am 24. Januar 1960 vorgelegten Kalkulation, die im Soll einen Gesamtbetrag von rund 12.000 DM auswies. Stellte man ihr jedoch auf der Haben-Seite eine – zu diesem Zeitpunkt freilich noch fiktive – Insektenausbeute gegenüber, deren Stückzahl sich in einer ähnlichen Größenordnung bewegt, konnte das geplante Unternehmen, kaufmännisch ausgedrückt, durchaus als „gewinnbringend“ bezeichnet werden.

Das wussten auch die beiden „alten Hasen“, FORSTER in München und AMSEL in Karlsruhe. Eine vorfinanzierte Sammelreise ist immer eine unternehmerische Herausforderung, die Ausbeute aus einem bisher kaum besammelten Gebiet für Naturkundemuseen andererseits auch immer eine willkommene

Bereicherung der Bestände! Natürlich bleibt zunächst die Frage nach ihrer erfolgreichen Durchführung offen. Aus der Sicht der Geldgeber darf sie in keinem Fiasko enden. Dafür wiederum hat der zuständige Kurator einzustehen. Er sollte – und das macht diesen Beruf so facettenreich – kein „Nur-Wissenschaftler“ sein, dessen Tätigkeit sich im Blick durch das Binokular erschöpft. Hier ist zunächst einmal der „Geschäftsmann“ gefragt, der etwas von Planung und Organisation versteht. Die Wissenschaft kann in der Anfangsphase eines solchen Unternehmens durchaus in den Hintergrund treten.

Als Auftragnehmer konnte ich bei derartigen Überlegungen getrost meinen jugendlichen Tatendrang und den Sammelerfolg meiner ersten Afghanistan-Expedition in die Waagschale werfen. Gegen Ende des Jahres 1960 schritten wir gemeinsam zur Tat: FORSTER aktivierte seine alten Beziehungen zur „Deutschen Hansa“-Reederei, die der Zoologischen Staatssammlung einen respektablen Nachlass von 50 Prozent einräumte. Am 10. Januar 1961 erhielt ich die Mitteilung, dass ich am 25. Februar, das hieß bereits in sechs Wochen, auf der „MS Nordstern“ gebucht sei. Die Passage kostete, inklusiv Nebenkosten im Einschiffungshafen Genua, 483,60 DM, also erheblich weniger, als ich damals beim „Lloyd Triestino“ bezahlen musste. Dafür war es auch nicht mehr notwendig, um Afrika herumzufahren. Der Suezkanal war inzwischen von allen Wracks und Trümmern aus dem Krieg von 1956 geräumt worden, was letztlich auch die Reisedauer erheblich verkürzte. Sie ist allerdings bei einem Frachtschiff im Voraus nicht so genau festzulegen

wie bei einem Passagierdampfer, der im Liniendienst fährt. Als Ankunftstag in Karachi wurde mir der 12. März mitgeteilt. Tatsächlich erfolgte die Abreise aus Genua erst am 4. März, die Ankunft in Karachi schließlich am 27. März 1961.

*

Mit dem Frachtschiff zu reisen bietet mancherlei Vorteile. Umfang und Gewicht des Gepäcks spielen dabei keine Rolle, selbst wenn ein Auto dazu gehört, das natürlich extra zu bezahlen ist. Man befindet sich nicht in einem schwimmenden Hotel, sondern auf einem Schiff und hat die Möglichkeit, sich alles genau anzusehen. Du gehörst sozusagen zur Mannschaft und genießt den Vorzug, mit dem Kapitän und den Offizieren am selben Tisch zu speisen und dabei Zeuge ihrer Fachsimpeleien oder des Austauschs der täglichen Schiffsneuigkeiten zu werden. Es hängt hauptsächlich von dir und deinem Verhalten ab, wie du dich in dieser zunächst fremden, jedoch durchaus faszinierenden Umgebung zurechtfindest. Passagiere werden dich dabei kaum stören, denn es gibt nur wenige davon. Maximal sind es vier Kabinen, die Mitreisenden zur Verfügung stehen. Sie waren sowohl auf der „MS Nordstern“ als auch auf der „MS Rabenfels“, mit der ich 1966 nach Karachi fuhr, viel geräumiger als diejenigen, die ich von dem Liniendampfer „MS Asia“ her kannte. Natürlich gibt es auf dem Frachter nicht die von den Passagierschiffen her bekannte Abwechslung wie Tanz, Spiele oder die Vergnügungen rund um den Swimmingpool. Dafür ist man der „christlichen Seefahrt“ ein ganzes Stück näher, verfolgt gespannt die An- und Ablegemanöver in den Häfen und die Arbeit der „Schauerleute“ beim Be- und Entladen, aber auch das, was im Maschinenraum und auf der Kommando- brücke täglich geschieht.

Seitenlang ließe sich von den Abwechslungen berichten, die solche Reisen bieten: Von einem Abend in Port Said und

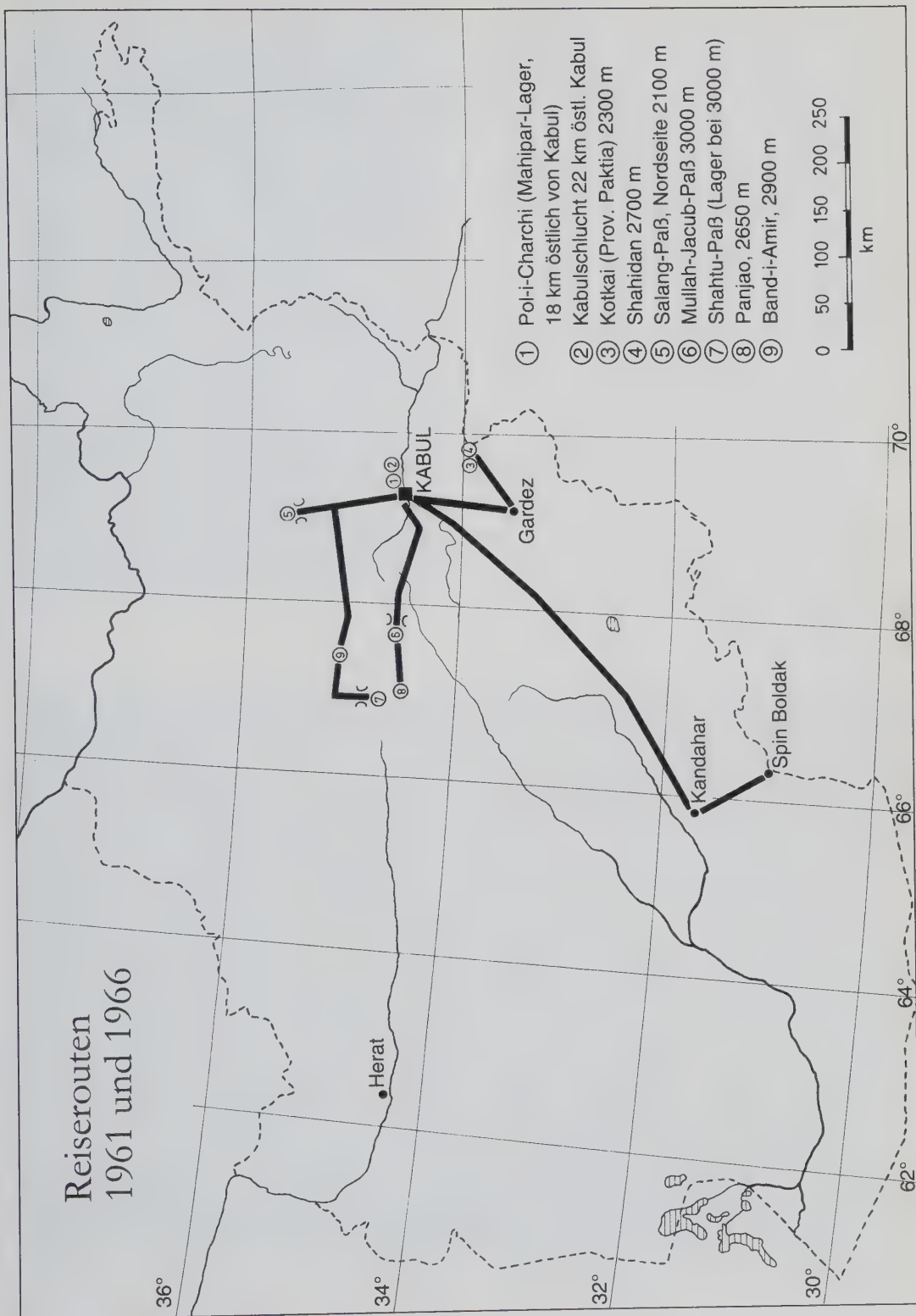
der anschließenden Konvoifahrt durch den Suezkanal, von einem wegen des Ramadans unfreiwillig langen Aufenthalts in Port Sudan, der mir eine Taxifahrt in die Nubische Wüste und den Besuch eines Kamelrennens bescherte, oder von einem kurzen Aufenthalt in Aden mit einem einsamen Spaziergang bis hinauf in das alte arabische Viertel am Rand der Stadt, der – obwohl im Jemen – dennoch ohne Gefahr für Leib und Leben verlief, wohlgemerkt alles ohne Reiseführer oder sonstige touristische Betreuung, sondern einfach so, wie es damals üblich war.

Karachi war zweimal mein Zielhafen. Im Jahr 1961 hatte ich große Mühe, meinen VW aus den Klauen der Zollbehörde zu lösen. Obwohl ich ein „Carnet de Passage“ hatte, wollte man das Fahrzeug partout per Bahn nach Peshawar befördern. Das ganze Spiel lief natürlich auf der Ebene des Bakschischgeschäfts ab. Drei Tage dauerte es, bis ich alle Stempel und Unterschriften beisammen und alle hinter den Schreibtischen aufgehaltene Hände „geschmiert“ hatte. Es waren drei lange, die Nerven strapazierende Tage in ungezählten Büros im trostlosen, von einer unbarmherzigen Sonne aufgeheizten Hafen dieser Stadt. Im Jahr 1966 – damals nahm ich einen VW-Bus mit auf die Reise – gab es diese Schwierigkeiten nicht mehr. Ich hatte meine Lektion gelernt und mich schon vorher mit den richtigen Papieren versorgt.

*

In der Millionenstadt Karachi ging es hektisch zu wie eh und je. Man durfte froh sein, nach geraumer Zeit endlich die richtige Ausfahrt aus diesem unübersichtlichen Häusermeer erspäht zu haben. Die Beschreibung „Hyderabad“ stimmte jedenfalls nicht immer mit der gesuchten Straße überein. Auf meiner Alleinfahrt von 1961 besuchte ich Tatta, das in der Sind-Wüste nördlich von Karachi liegt. An diesem Platz befanden sich die Mogulgräber. Mein „Käfer“ war zwischen den alten imposanten Grabruinen und Moscheen das einzige Auto weit und

Reiserouten 1961 und 1966



breit (Abb. 124). Auch in einem einsamen „Resthouse“ irgendwo zwischen Multan und Lahore, das ich erst nach Einbruch der Dunkelheit mit großer Mühe erreichte, war ich der einzige Gast. Mit dem Khyber-Pass und der Landschaft um Jalalabad tauchten schließlich wieder die alten Erinnerungen aus dem Jahr 1957 auf. Allerdings war ich nun nicht mehr vom Wohlwollen und den Fahrkünsten der Bus- und Lorryfahrer abhängig. Das Steuer ruhte jetzt fest in den eigenen Händen!

*

Der Empfang in Sarobi war ein anderer als der vor vier Jahren. Die Übergabe des Kraftwerkes an die Afghanen war längst erfolgt; nur noch ein deutscher und ein österreichischer Ingenieur hielten die Stellung und bemühten sich, die afghanischen Kollegen nachhaltig mit der Technik der Anlage vertraut zu machen. Einen davon, OTTO HAMMER, hatte ich noch vor meiner Abreise

im Jahr 1957 in Kabul persönlich kennen gelernt. Er war ein „echter Steirer“, kam aus Graz und hatte beim Bau des Wasserkraftwerks von Kaprun genug Erfahrung gesammelt. Nun sollte er sie an die afghanischen Kraftwerksbetreiber weitergeben. Er bot mir Unterkunft in seinem Haus am Eingang der Kabulschlucht an (Abb. 125). Hier konnte ich direkt am Fuß der vegetationsreichen Hänge, die bis zum Kabulfluss herab reichten, eine Mischlichtlampe an das Stromnetz anschließen und mit dieser äußerst effizienten Lichtquelle Tausende von Nachtfaltern anlocken. Die Bearbeitung des dort gesammelten Materials ergab eine Menge für die Wissenschaft neuer Arten, insbesondere natürlich bei den sogenannten Kleinschmetterlingen. Das Ganze hatte nur einen Nachteil: Die stundenlange diffizile Präparationsarbeit, die diese oft nur wenige Millimeter großen Bies-ter erforderten, hielten mich permanent von Tagesexkursionen und damit vom Sammeln tagaktiver Insekten ab.



Abbildung 124. In Tatta war mein VW zwischen den Grabruinen und Moscheen aus der Mogulzeit das einzige Auto weit und breit.

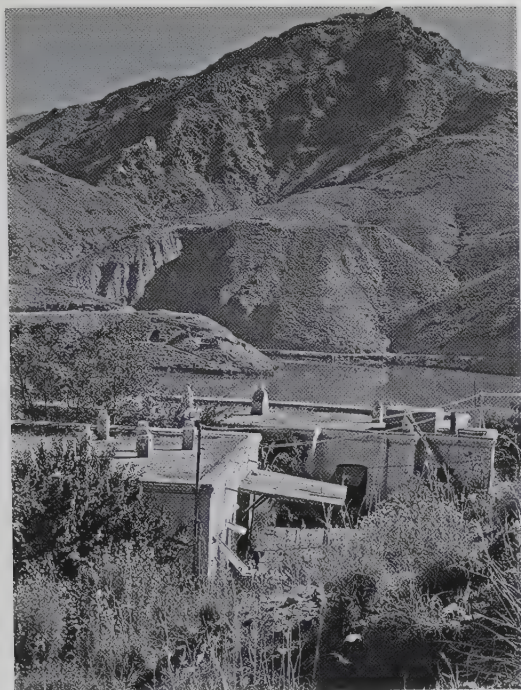


Abbildung 125. Das Haus von OTTO HAMMER in Sarobi. Hier hatte ich im Jahr 1969 Stromanschluss und konnte direkt vor der weiß getünchten Wand Lichtfang betreiben.

Einmal probierte ich den Lichtfang mit der alten Petromaxlampe, vom Stromanschluss weit entfernt, an einem Platz gut einhundert Meter oberhalb des Kraftwerkes. Ich erhoffte mir, an der Stelle, die ich ausgesucht hatte, besonders diejenigen Arten anzulocken, welche die Kabulschlucht im Grenzbereich Subtropis/Eremial bewohnen oder sie hier durchfliegen. Als ich lange nach Mitternacht mit den Sammelutensilien in der einen, der Taschenlampe in der anderen Hand mühsam den steilen, geröllreichen Hang wieder talwärts kletterte, wurde ich aus der Deckung eines Felsens heraus plötzlich von Soldaten ergriffen. Ich spürte die Mündung ihrer Gewehre in meinem Rücken. Die Situation war brenzlich. Ich versuchte, dem Anführer, wohl einem Sergeanten, zu erklären, wer ich bin und was ich hier tue, doch die Nervosität auf beiden

Seiten blieb körperlich spürbar. Wie damals in Faizabad, so wurde ich auch jetzt in die Mitte genommen und unsanft abgeführt. In der Wachstube neben dem Kraftwerk konnte die Situation schließlich aufgeklärt werden. OTTO HAMMER hatte als leitender Ingenieur am Nachmittag den um diese Zeit wachhabenden Offizier von meinem nächtlichen Ausflug unterrichtet und dessen Einwilligung erhalten. Leider vergaß der Mann, die Information an den wachablösenden Offizier weiterzugeben. Dieser war fest davon überzeugt, einen aus Pakistan kommenden Spion gefasst zu haben, der gerade die Absicht hatte, das Kraftwerk Sarobi in die Luft zu sprengen.

Sarobi wurde zum zweiten Male mein Basislager und Ausgangspunkt aller weiteren Unternehmungen. Inzwischen war auch die Tangi Garu, das heißt die Kabulschlucht in ihrem westlichen Abschnitt, gut ausgebaut, so dass sich die Fahrt nach Kabul auf weniger als zwei Stunden reduzieren ließ. OTTO HAMMER hatte für meine entomologische Tätigkeit großes Verständnis und förderte sie, wo immer er konnte. Bevor ich im November 1961 zurück nach Deutschland flog, übergab ich ihm eine kleine Sammelausrüstung, von der er von Zeit zu Zeit Gebrauch machte. So fanden später auch Belegtiere aus Sarobi Eingang in die Sammlungen, die mit „legit O. Hammer“ (von OTTO HAMMER gesammelt) bezettelt waren.

Als ich 1966 mit HANS GEORG AMSEL an den Kabulfluss zurückkehrte, war Sarobi endgültig verwaist, das heißt kein deutscher oder österreichischer Ingenieur tat dort mehr seinen Dienst. Doch es gab für uns eine neue Chance, die Segnungen eines Camps, wie es für die Monteure und Bauingenieure gebraucht wird, zu nutzen. Es lag etwa auf halber Strecke zwischen Sarobi und Kabul und gehörte zur Wasserkraftanlage Mahipar. Dabei handelte es sich um ein Hochdruck-Laufkraftwerk mit einer Turbinenleistung von 44.000 kW, das gerade von einer deutschen Firmengruppe mit einem Kostenaufwand von 98 Millionen DM erstellt wurde.

Hier bezogen wir eines der massiven Steinhäuser. In einem ordentlichen Raum und an einem festen Tisch konnte AMSEL bequem

seine Micros präparieren und zwischendurch sogar zur Abkühlung ein kleines Schwimmbaden benutzen.

Bei den Hazaras

Begegnung mit Kandahari-Nomaden – Panjao, eine entomologische Neuentdeckung –
Am Kotal-e-Shahtu – Die Leute von Kerbala – Im Koh-i-Baba

Dachte ich es mir doch! Die Straße von Kabul nach Kandahar, die schon längst hätte asphaltiert sein sollen, war auch 1961 noch immer der alte Karawanenweg aus der Zeit des Eilmarsches von Feldmarschall ROBERTS' Truppen im Jahr 1889. Mir und meinem Gefährten „Mustafa“ (so habe ich meinen VW-Käfer getauft) macht das jedoch nichts aus. Es ist ja auch viel abwechslungsreicher, durch ein ausgetrocknetes Flussbett zu fahren oder einem Nomadenzug zu begegnen, der im gemächlichen Zeitmaß, das von den Kamelen vorgegeben wird, auf sandiger Piste ostwärts zieht (Abb. S. 247/126-128). Die Kutschis, wie man diese Menschen nennt, sind normalerweise nicht sehr kontaktfreudig. Ihre Blicke sind eher abweisend, in jedem Fall sind sie stolz und selbstbewusst. Einem verweichlichten Stadttajiken haben sie viel voraus: Ihnen gehört das offene Land, sie lassen sich dort von niemandem etwas vorschreiben, wo sie rasten wollen schlagen sie ihre schwarzen Zelte auf. Wenn es zur Hochzeit kommt, oder später zur Geburt eines Kindes, wird mitten in der Steppe gefeiert oder geboren, ganz nach altem Brauch. Ich erinnere mich an eine solche Begegnung, damals im Jahr 1957, in der Steppe zwischen Ghazni und Mukur.

Dort befinde ich mich nun wieder, diesmal nicht auf einer Lorry oder im Bus der „Afghan Mail“, sondern mit meinem schon vorgestellten Gefährten. Ein Clan-Chef der Kandahari-Nomaden, die mir hier entgegenkommen, hält mich an. Das tut er nur, wenn es unbedingt sein muss. Seine Frau (oder eine Frau seines Familienclangs) hängt in bedauernswertem Zustand auf

dem Rücken eines Kamels. „Khanum maris ast?“ frage ich ihn. „Bale, bisjohr maris“, war seine Antwort. Was soll ich tun? Selbst ein Arzt müsste sich in diesem Augenblick diese Frage stellen, denn eine Untersuchung der Patientin ist ausgeschlossen. Hilfe ist nur über eine Befragung nach den Krankheits-symptomen und der daraufhin vorgenommenen Übergabe von Tabletten möglich. Ich gebe ihm also Aspirin und ein Mittel gegen den Durchfall, in der Hoffnung, damit das Richtige, zumindest jedoch nichts Falsches getan zu haben. Der baumlange starke Kerl, gut einen Kopf größer als ich und mit einem Karabiner aus der Zeit des Ersten Weltkriegs bewaffnet, entblößt zum Dank für meine Hilfe sein mit schneeweißen gesunden Zähnen ausgestattetes Gebiß. Eine kurze aber doch eindrucksvolle Begegnung auf einem alten Karawanenweg, doch schon am Ende der alten Zeit. Bald werden die Autos zwischen Kabul und Kandahar mit ungebrems-ter Geschwindigkeit dahineilen. Die Kutschis werden abseits davon durch die Steppe nach Osten ziehen und kaum noch einen Blick auf den Fremden werfen.

*

Als ich im Mai 1966 zusammen mit HANS GEORG AMSEL in entgegengesetzter Richtung nach Kabul fuhr, war es tatsächlich so weit: Die neue Asphaltstraße war gebaut. Für die 440 km lange Strecke von Kandahar nach Kabul brauchte ich kaum mehr als einen halben Tag. Im Mai 1961 waren es dagegen noch immer zwei volle Tage, eine Übernachtung in Mukur inbegriffen. Ich befand mich wieder

auf dem Weg zum Arghandab-Damm und in die Wüstengebiete um Kandahar. Dort hielt ich mich allerdings nur wenige Wochen auf. Wichtiger erschien mir jetzt eine Expedition in das Hazarajat, dem Wohngebiet der Hazaras. Auf einer Fahrt nach Bamian und Band-i-Amir im Jahre 1957 bin ich diesem Gebiet schon einmal nahe gekommen und habe einen Blick auf das Koh-i-Baba-Gebirge „mit seinen schroffen, eigenartig geformten Felsspitzen“ werfen dürfen. Den Menschen, die dort leben, bin ich aber noch nicht begegnet. Ihre Zahl wird auf etwa 1,7 Millionen geschätzt, wovon der größere Teil außerhalb des angestammten Gebietes lebt. Sie sprechen das „Hazaragi“, einen mit dem ostiranischen Farsi näher verwandten Dialekt. Man sagt, sie seien im 13. Jahrhundert mit den Heerscharen DŠCHINGIS KHANS ins Land gekommen und hier ansässig geworden. Jedenfalls haben sie typisch mongolische Gesichtszüge und unterscheiden sich schon dadurch von den Angehörigen anderer Ethnien Afghanistans, insbesondere von den indo-arischen Pashtunen, von denen sie, wohl nicht nur wegen ihres schiitischen Glaubens, mit Geringschätzung behandelt werden. Die Pashtunen verfügen im zentralen Bergland des Hazarajats über Weiderechte, die ihnen der Emir ABDUR RAHMAN gegen Ende des 19. Jahrhunderts zugesprochen hat, als Dank für ihre Verdienste bei der Niederschlagung der Hazara-Aufstände, die es damals gegeben hat. Auf dieses Recht pochen sie noch heute, was immer wieder zu Zwistigkeiten führt.

Sieht man einmal von der dänischen Expedition zum Shah Fuladi, dem höchsten Berg des Koh-i-Baba-Gebirges ab, so kann man das Hazarajat im Jahr 1961 noch getrost als entomologische „terra incognita“ bezeichnen, zumindest was unsere Kenntnis über die dort vorkommenden Schmetterlinge und deren Lebensräume angeht. Ich zog in Kabul Erkundigungen ein, traf jedoch niemanden, der die Strecke über den Unai-Pass nach Panjao und über den Shahtu-Pass nach Band-i-Amir mit einem normalen PKW bewältigt hat. Es gab nur die

alten Karawanenwege, hier und da für den Lorry-Verkehr notdürftig hergerichtet und für ein allradgetriebenes Fahrzeug wie den „Landrover“ sicherlich kein Problem. Doch ein Volkswagen mit normaler Schaltung, so wie er in Wolfsburg vom Band läuft? Aber warum sollte man es nicht versuchen? Ich packte also, außer der üblichen Expeditions- und Sammelausrüstung, für alle Fälle auch noch Spaten und Pickel ein.

Hier ist es Zeit anzumerken, dass ich auf meiner zweiten Afghanistanreise erneut den Kontakt zum Landwirtschaftsministerium in Kabul suchte. Die Hoffnung, mein alter Freund AJRUDDIN WAIS könnte mich wieder begleiten, ging jedoch nicht in Erfüllung. Es gab aber einen anderen Assistenten für mich, DJALAL-UD-DIN, ebenfalls Tajike und aus einem Dorf bei Kabul stammend. Er erklärte sich bereit, an Stelle des zu dieser Zeit in den Vereinigten Staaten weilenden AJRUDDIN mit mir zu kommen, natürlich im Auftrag des genannten Ministeriums und von diesem mit den nötigen Empfehlungsschreiben ausgestattet.

Am 18. Juni fuhren wir los, zunächst auf der bekannten Ausfallstrasse in Richtung Ghazni. Doch schon bei Maidan, etwa 40 km südwestlich von Kabul, zweigte die Piste, die wir uns ausgesucht hatten, nach Westen ab (Abb. 129). Nach einigen Stunden hatten wir den ersten Pass erreicht, den Kotal-e-Unai, der mit seinen dreitausenddreihundertzwei- und fünfzig Metern den VW-Käfer ganz schön in Bedrängnis brachte. Um es anders auszudrücken: meinem „Mustafa“ blieb beinahe die Luft weg! Doch eben nur beinahe. Dann holperten wir wieder stundenlang dahin durch eine kahle, waldlose Landschaft. Es gab nur wenige kleinere Ansiedlungen. Am Abend waren wir am Helmand angekommen, der hier an seinem Oberlauf natürlich ganz anders daher kam – nicht breit und träge fließend wie bei Lashkar Gah am Rand der Dascht-e-Margo, sondern wild schäumend, im viel zu engen Flussbett. Am Fuß des Mullah-Yacub-Passes ließ er sich auf einer abenteuerlich anmutenden Brücke



Abbildung 129. Auf dem Weg in das Hazarajat kamen wir bei Maidan südwestlich von Kabul an dieser mächtigen, wenngleich schon stark verfallenen „kala“ vorbei. So nannte man die Wehrburgen, die früher als Karawansereien dienten.

überqueren, sofern man die an Spitzkehren reiche Steilabfahrt glücklich hinter sich gebracht hat. Wie man die über anstehenden Fels führende Gegensteigung wieder hochkommen soll, blieb mir zunächst ein Rätsel. Einen großen Teil des Gepäcks luden wir ab. DJALAL-UD-DIN musste draußen bleiben, während ich das Fahrzeug mit allem, was an Schwung überhaupt aufzubieten war, gnadenlos den Berg hinauf scheuchte.

Auf der Höhe des Passes empfingen uns Männer, die in der Tat wie alt gewordene Krieger aus den Scharen der mongolischen Eroberer aussahen. Doch im Gegensatz zu ihrem vielleicht etwas verwegenen Aussehen stand eine offen dargebotene Freundlichkeit, wie ich sie in dieser Form in Afghanistan noch nicht erlebt hatte. In einer zugegebenermaßen stark erneuerungsbedürftigen Herberge wurde uns Unterkunft und ein einfaches Essen angeboten, bestehend aus Spiegeleiern, die im heißen Hammelfett schwammen, und Fladenbrot, dazu der übliche, stark gesüßte Schwarztee. Trotz der vielen Flöhe

verbrachten wir hier eine von tiefem Schlaf geprägte Nacht.

Am 19. Juni 1961 war schließlich Panjao erreicht. Es war entomologisches Neuland, in das ich mich hier begab. Schon auf dem Weg dorthin beobachtete ich einige interessante Arten, darunter *Colias wiskotti*, die ich bereits aus dem westlichen Pamir kannte. Hier war sie jedoch deutlich kleiner und mehr orange gefärbt. Auch ein einzelner Apollofalter ließ sich blicken, bei dem es sich um den asiatischen *Parnassius honrathi* handelte. Ich machte Fotos von dieser Landschaft; außerdem fertigte ich Skizzen von Fundstellen an, darunter der einer Grünflügelzugaene, die ALBERTI später als neue Art beschrieb. Ich fing sie nahe der Passhöhe des Kotal-e-Shahtu, den ich bereits am 20. Juni, also einen Tag nach meiner Ankunft in Panjao, „in Angriff nahm“. Seine Überquerung, vor der ich schon in Kabul gewarnt worden war, gestaltete sich jedoch viel weniger schwierig als befürchtet. Zwar kamen die mitgebrachten Werkzeuge zum Einsatz

als es galt, ein paar Felsrippen abzuhebeln und einige Bodenstellen zu verebnen, doch es war kaum der Rede wert.

*

Von der Höhe dieses Passes eröffnet sich ein weiter Ausblick auf die Landschaft ringsum. Kein einziger Baum stört das Bild, nur kahle Berge in fein aufeinander abgestimmten hellen und dunklen Brauntönen. Hier mischen sich Konglomerate aus dem Jungtertiär mit groben Sanden und kalkhaltigen Geröllen. Die Hänge sind mit einer lockeren Steppenvegetation überzogen, aus denen sich mannshohe blühende Fenchelstauden im leuchtenden Kadmiumgelb effektiv abheben. In der Ferne begrenzen die Berge des Koh-i-Baba den Horizont (Abb. S. 248/130, 131). Einer davon tut sich besonders hervor. Seine kegelförmige Gestalt ist zur Spitze hin bizarr abgestuft, so dass es aussieht, als befände sich dort eine gewaltige Festungsanlage. Es ist der Kuh-i-Ruz, der „Berg der Braut“. Leider habe ich die Geschichte vergessen, die ihm diesen Namen eingebracht hat. Man sollte eben alles an Ort und Stelle gleich aufschreiben.

In Afghanistan erzählt man sich viele Geschichten. Teils sind es Märchen oder Legenden, teils auch fromme Gleichnisse, welche oftmals Erscheinungsformen im Tier- und Pflanzenreich erklären, indem sie damit zugleich die Macht und den Willen Allahs, des Schöpfers, unterstreichen, oder den seines Propheten Mohammed. Eine davon habe ich mir gemerkt. Als irgendwo in einem Teehaus eine Fliege auf meinem Arm ihr allseits bekanntes „Putzen“ zelebrierte, bei dem sie sich mit den Vorderbeinen mehrmals über den Kopf wischte, fragte mich mein afghanischer Begleiter, was das wohl zu bedeuten hätte. Ich erzählte ihm etwas von Facettenaugen und Fühlern, die regelmäßig gereinigt werden müssen, und dass manche Hautflügler an ihren Vorderbeinen sogar eine spezielle „Putzscharte“ dafür besäßen. Doch mein afghanischer Freund lächelte nur. Sie tut das

aus einem ganz anderen Grund, meinte er. Als nämlich Hussein getötet wurde, legte sich Mohammed, sein Onkel, hin und weinte. Da kam eine Fliege und leckte an seinen Tränen. Da sie jedoch salzig schmeckten, schüttelte sie sich und schwirrte davon. Dann kam eine Biene, welche die Tränen aufleckte, ohne sich zu eckeln. Dafür darf sie jetzt süßen Honig spenden. Die Fliege aber rauft sich seitdem die Haare (wie der Moslem die Putzbewegungen deutet).

Eine Woche lang blieben wir am Shahtu-Pass sowie an einem nahen Ort, den Einheimische mit „Naurao“ bezeichneten, was DJALAL-UD-DIN mit „the place where some pools are“ übersetzte. Tatsächlich gibt es in dieser Gegend Mineralquellen, die von den Bewohnern auch genutzt werden. Es sind erdige Kohlensäurequellen, die durch ihre Sinterbildung auffallen.

Wir befanden uns hier in einer Höhengelage zwischen 3000 und 3500 m. Die Voraussetzungen für den Lichtfang waren günstig, während tagsüber eher wenig zu beobachten war. In Panjao war es dagegen auch am Tag besser, was uns veranlasste, dort noch einmal eine knappe Woche zu verbringen.

*

Nördlich von Panjao verließen wir die nach Westen weiterführende Zentralroute. Bald stellte sich heraus, dass unsere Vorräte wieder einmal aufgebraucht waren. Hier gab es jedoch weder einen Basar, noch irgendeinen armseligen dukan, in dem man ein paar Lebensmittel bekommen konnte. Nur einzelne Hazaradörfer waren über die weite Landschaft verstreut (Abb. 132). Also versuchten wir, uns dort zu verproviantieren. Es erregte immer wieder großes Aufsehen, wenn wir in unserem kleinen weißen Auto näher kamen. Die Kinder rannten erst einmal ängstlich davon, und von den Erwachsenen ließ sich niemand sehen. Die Häuser waren aus Lehm gebaut, mit flachen Dächern, auf denen sich ein Teil des Familienalltags abspielt. Die Mauern waren mit Dungfladen



Abbildung 132. Die Hazaradörfer sind weit verstreut und von grünen Feldern umgeben. Die häufigste Steppenspflanze ist die Fenchelstaude (Vordergrund).

bekleistert (Abb. 133). Da es weit und breit keinen Baum gibt, ist dies das einzig verfügbare Brennmaterial. Die Männer waren um diese Tageszeit zumeist auf den Feldern und die Frauen zu scheu, um das Haus zu verlassen. Doch wir brauchten wenigstens Brot und Eier. DJELAL-UD-DIN nahm sich der Sache an, während ich im Auto blieb und sein Vorgehen beobachtete. Aber was tat dieser Mann? Er legte beide Hände schalenförmig um den Mund und brüllte aus Leibeskräften „Karbalaïje, o Karbalaïje!“ Und nach einiger Zeit noch einmal dasselbe. Nichts rührte sich. Was meinte er wohl damit? Als er achselzuckend wieder zum Auto zurückkehrte, fragte ich ihn, was er da gerufen habe. „Na so nennt man doch diese Leute. Sie pilgern nach Karbala [Kerbala] anstatt nach Mekka, wusstest Du das nicht?“ Ich wusste es bis dahin noch nicht! Was denn daran so verwerflich

sei, fragte ich ihn. „Na hör mal, Karbala ist doch nicht Mekka! Kein echter Moslem geht nach Karbala“.

Hier war er also, der Glaubenszwist, der Unterschied zwischen Sunnismus („Sunna“) und Schiismus („Schia“). Die Hazaras bekennen sich zur Schia, sie sind also Schiiten. „Und damit keine echten Moslems?“, fragte ich DJELAL-UD-DIN. Auf diese Frage wollte er mir keine Antwort geben. Was ich soeben erlebte, war natürlich reine Diskriminierung. Man will etwas von diesen Menschen haben, bringt es jedoch nicht über sich, die wohl schon in der sunnitisch geprägten Koranschule anerzogene Arroganz dabei aus dem Spiel zu lassen. „Karbalaïje“ – du Armseliger, du Nichts, der du zu Allah betest und doch nicht zum reinen Glauben gefunden hast! Der du nach Kerbala pilgerst, anstatt gleich auf dem rechten Weg nach Mekka zu



Abbildung 133. Die Häuser sind aus Lehm gebaut und haben flache Dächer, die in der trockenen Jahreszeit zusätzlich als Wohnbereich genutzt werden. Die Mauern sind mit Dungfladen bekleistert, die als Brennmaterial dienen.

gehen. (Auch die Schiiten pilgern natürlich nach Mekka, dem bedeutendsten Wallfahrtsort für alle Moslems. Der Unterschied liegt einfach darin, dass es keinem Sunniten einfallen würde, daneben auch noch nach Kerbala zu pilgern!)

Ich habe schließlich selbst die Initiative ergriffen, bin ausgestiegen und habe den Kindern entgegengewinkt, die neugierig über die Mauer lugten. Ein älterer Mann tauchte auf, dem ich in meinem zwar holprigen aber verständlichen Afghanisch unsere Lage erklärte. Er wusste, was ein „nafar Almanije“ ist und dass er gewiss freundlicher und ungefährlicher ist als ein Pashtune, der sich immer als großer Herr aufspielt, auch hier im Hazarajat, wo er eigentlich nichts zu suchen hat. Schließlich brachte der alte, ärmlich gekleidete Mann ein paar Eier und ein ordentliches Stück Fladenbrot. Es war äußerst schwierig, ihm dafür Geld zu geben. Ich musste es ihm fast mit Gewalt in eine Falte seines Gewan-

des stopfen, sonst hätte er es wohl nicht angenommen.

Wir blieben noch einige Tage in dieser Gegend, was sich natürlich schnell herumsprach. Die Leute kamen an unser Zelt, vor dem jetzt ein kelim ausgebreitet lag (Abb. S. 249/134-136). Ehe man seinen Fuß darauf setzte, um dem Fremden näher zu sein, zog man die Schuhe aus, wie man es von Kindheit an beim Betreten eines Hauses oder einer Moschee gewohnt war. Die freundlichen Hazaras brachten uns frischen Joghurt und weiches Fladenbrot und durften dafür so exotische Gegenstände wie einen Sack aus Gummihaut (statt aus Ziegenfell) bestaunen, aus dem Wasser rinnt, sobald man an einem kleinen Hahn dreht. Auch neugierige Pashtunen stellten sich ein. DJALAL-UD-DIN, der afghanische Beamte an meiner Seite, machte ihnen klar, dass wir hier im Auftrag des Wezarat-e-Serहत (wie das Landwirtschaftsministerium auf Afghanisch heißt) tätig seien.

Das blieb nicht ohne Wirkung. Jedenfalls war die Stimmung friedlich. Sobald abends die Petromaxlampe ihr helles Licht verbreitete und damit Schmetterlinge anlockte, wurde wie üblich die Frage erörtert, was der Fremde wohl mit ihnen macht. Man beobachtete genau, wie ich die gefangenen Tiere einzeln in Pergamintüten einlegte, Nachtfalter mit braunen, weißen oder andersfarbigen Flügeln. Daraus zog man den Schluss, dass jede Farbe für eine andere Tablettensorte steht. Die hoch geschätzte Aspirin-tablette würde ich beispielsweise aus weißen Schmetterlingen herstellen. Die Phantasie eines Hazara schien damit noch weiter entwickelt zu sein als die jenes Hirtenjungen in Gulestan, der bereits vor vier Jahren mein Handwerk in dieser Richtung gedeutet hat, allerdings ohne dabei den Farben der Schmetterlinge eine größere Bedeutung einzuräumen.

*

Der Weg nach Yakawlang war landschaftlich sehr reizvoll. Steil aufragende Felswände stellten sich immer wieder quer in den Weg. Erst beim Näherkommen war ein schmaler Durchlass zu erkennen, den sie dem Reisenden gewährten. Auch auf dieser Strecke zeigte „Mustafa“ wieder einmal mehr, was in ihm steckte (Abb. 137). Vom scharfkantigen Felsgeröll, das dauernd gegen die Unterseite des Wagens hochgeschleudert wurde, waren bald alle Kotflügel ausgebeult. In kurzen Abständen, mindestens jedoch einmal am Tag, musste der Luftfilter vom Staub gereinigt werden. Doch mein treuer Gefährte nahm das alles ohne größeres Murren hin. Sicher brachte er uns nach Band-i-Amir und am selben Tag noch nach Bamian. Dort übernachteten wir im „Bamian-Hotel“,



Abbildung 137. Die schwierige Piste über das Koh-i-Baba-Gebirge nach Yakawlang war bisher nur von geländegängigen Fahrzeugen benutzt worden. Ich schaffte es mit einem gewöhnlichen VW-Käfer.

von dem aus sich ein großartiger Blick über das Tal hinweg auf die gegenüber liegende Sandsteinwand mit den beiden großen Buddhafiguren bot.

Von Bamian aus führte uns der Weg durch ein landwirtschaftlich intensiv genutztes Gebiet direkt nach Süden, dem Shah Fuladi entgegen. Mit über 5000 Metern ist er die höchste Erhebung des Koh-i-Baba-Gebirges, das aus Sandsteinen und Kalken der Oberen Kreide aufgebaut ist. Wie ein Turm überragt er „um Haupteslänge“ die umgebenden Bergzacken. Von dort herab streben glasklare Gebirgsbäche dem fruchtbaren Talboden von Bamian zu. Meine Absicht war es, hier in dieser sowohl von feuchten Grasfluren als auch von trockenen, kräuterreichen Hängen geprägten subalpinen Stufe auf der Nordseite dieses eindrucksvollen Gebirges Lichtfang zu betreiben. Der Militärkommandant von

Bamian, dem wir einen „amtlichen“ Besuch abstatteten, gab uns einen Soldaten mit auf den Weg, der von einem Gehöft aus seinen Anfang nahm, das sich gerade noch mit meinem Auto erreichen ließ. Hier musste umgeladen werden, das heißt Zelt- und Sammelausrüstung sowie der für drei Tage berechnete Lebensmittelvorrat wurden auf dem Rücken eines Pferdes und dem eines Esels festgeschnallt (Abb. 138).

Solchermaßen bepackt zogen wir hinauf in eine erste Gebirgsstufe, die mir für mein Vorhaben geeignet erschien. Bald hatten wir die letzten Felder hinter uns gelassen. Nur noch die gesuchten subalpinen Grasfluren und pflanzenreichen Geröllhänge umgaben uns. An einem solchen schlugen wir unser Lager auf. Der Höhenmesser zeigte auf 3500 m. Unser allzeit hilfsbereiter Begleiter ebnete den steinigten Boden, damit das Zelt aufgestellt werden konnte. Unweit davon entfernt



Abbildung 138. Vor dem Aufstieg in das Gebirge musste die Ausrüstung vom Auto auf Packtiere umgeladen werden.



Abbildung 139. Bei 3500 m Höhe wurde an einem kräuterreichen Hang das Zelt aufgeschlagen, daneben ein Leintuch mit der Petromaxlampe davor für den Nachtfang von Insekten. Im Hintergrund der Shah Fuladi, der höchste Berg des Koh-i-Baba.

fixierte ich das Gestänge, das dem weißen Leintuch Halt geben sollte (Abb. 139).

Zu dieser Zeit gab es noch keinen „Leuchtturm“, wie er heute allgemein unter Entomologen im Gebrauch ist. Er wurde erst ein Jahr später in Nepal sozusagen aus der Not heraus geboren. Damals leuchtete ich bei einem Ort mit Namen Thodung im Rhododendron-Koniferenwald, der auch als „Nebelwald“ bezeichnet wird. Die hangaufwärts ziehenden Nebelschwaden, und mit ihnen die nachtaktiven Schmetterlinge, kamen dort oft aus unterschiedlichen Richtungen, so dass ich immer wieder das Leuchttuch wie ein Segel neu „einschwenken“ musste. Ich konstruierte deshalb, unter Verwendung meines Moskitonetzes sowie langen, aus Eichenjungholz herausgeschlagenen dünnen Stämmchen, einen viereckigen Turm, in dessen Innern ich die

Petromaxlampe platzierte. So gab es Licht nach allen Seiten. Man musste natürlich die außen am Moskitonetz sitzenden Falter mit einer Taschenlampe anleuchten, was jedoch, verglichen mit einem ständigen Umbau der Reflexionsfläche, das kleinere Übel war. Hier am Fuß des Shah Fuladi gab es ein anderes Problem – den Fallwind! Er stellt sich, wie überall in den afghanischen Gebirgen, regelmäßig am Abend ein und weht oft die halbe Nacht hindurch. Darauf reagiert die Leinwand tatsächlich wie ein großes Segel und muss deshalb mit großer Vorsicht verankert werden. Der „Leuchtturm“ ist da schon um einiges stabiler.

Es waren drei gute Sammeltage, die ich an dieser einsamen Stelle weit oberhalb menschlicher Ansiedlungen vom 3. bis 6. Juli 1961 in meinem Notizbuch vermerken konnte. Ihr Ergebnis gewährte neue Einbli-

cke in die Verteilung und Zusammensetzung der in Afghanistan vorkommenden Insektenarten. Indo-himalajische Elemente, wie sie bei Sarobi und mehr noch im Waldgebiet von Paktia registriert werden konnten, fehlten hier völlig. Dafür lag der Prozentsatz an Endemiten relativ hoch, was sich aus der

Zahl der Neuentdeckungen schließen lässt. In welchem Ausmaß die Fauna des vom Ost-Hindukusch weitgehend isolierten Koh-i-Baba-Gebirges mit seinem deutlich unterschiedlichen Klima einen eigenständigen Charakter aufweist, werden zukünftige Forschungen zeigen müssen.

Im Hindukusch

Durch das Panjshirtal – Der Malek von Kurbitab – Über den Anjuman-Pass –
Das Geisterhaus – Nach Bala Quran

Der zentrale Hindukusch ist das Rückgrat Afghanistans. Um ihn herum gruppieren sich die unterschiedlichen Volksgruppen in diesem Land – Turkmenen und Usbeken in den nördlich sich anschließenden Tälern und Ebenen, Hazaras an den Flanken des Koh-i-Baba-Gebirges, seinem westlichen Ausläufer, die unter dem Sammelbegriff „Nuristani“ bekannten ethnischen Gruppen entlang der Grenze zu Pakistan, die allgegenwärtigen Pashtunen, sowie die zahlenmäßig bedeutende Gruppe der Tajiken. Ein Teil von ihnen, die sogenannten „Bergtajiken“, sind seine eigentlichen Bewohner. Anders als die pashtunischen Stämme zwischen dem Safed Koh und dem Suleiman-Gebirge, die immer wieder aus ihrem Bergverlies ausbrechen und durch Überfälle und Kleinkriege von sich Reden machen, leben diese tajikischen Splittergruppen sehr zurückgezogen. Ihr Siedlungsgebiet reicht vom nördlichen Badakhshan bis hinunter zum Anjuman-Pass.

In diesem wild zerklüfteten Bergland sind die Lebensbedingungen sehr hart. Der Anbau von Getreide und Feldfrüchten ist bei dauernder Bewässerung nur in den Tallagen möglich, und auch nur dort, wo diese Täler genügend Fläche und geeigneten Boden für die Anlage der Felder bieten. An den Hängen oberhalb dieser Anbauflächen gibt es noch in bescheidenem Maße Regenfeldbau. Angebaut werden vor allem Weizen und Gerste, aber auch Saubohnen und Erbsen, deren Mehl man dem des wertvolleren Brotgetreides zur Streckung beigibt. Diese Regenfelder heißen „lalmi“, während sich auf bewässertem Boden die anspruchsvolleren „abi“-

Felder finden. Die Geräte, die man bei der Arbeit benutzt, sind der aus Holz gefertigte Hakenpflug und die Sichel.

Besonders hervorzuheben sind die vortrefflichen Obstgärten. Selbst in Höhenlagen um 2800 Meter gedeihen, wie zum Beispiel bei Iskaser, noch Aprikosen. Sie sind zwar klein, jedoch von einer wundervollen aromatischen Süße. Sobald sie reif sind, werden sie von den Bäumen geschüttelt und auf den flachen Dächern der Häuser zum Trocknen ausgelegt. Ein solches Dorf fällt deshalb im Sommer, wenn man auf einem Gebirgspfad zu ihm hinunter steigt, sofort durch ein leuchtendes Gelb auf, das dem braungrauen Lehm malerische Tupfer aufsetzt.

Am Rand der über den Talböden angelegten Regenfelder, vor allem jedoch in den von Gletschern trogartig ausgeformten Hochtälern, gibt es Weidegründe, die sogenannten „ailaqs“. Dort, wo sie für eine ärmliche Viehhaltung gerade noch ausreichen, haben sich sogar Almen angesiedelt. Es sind niedrige, aus Trockenmauern errichtete Häuser ohne Dach, über die im Frühjahr zum Schutz gegen Regen und Wind Zweige gelegt werden, die man mit Lehm verstreicht. Sie dienen den Hirten als Unterschlupf. Die Tiere bleiben über Nacht in Pferchen aus einfachen, übereinander geschichteten Steinen. Es ist im Prinzip dieselbe einfache Sommerbehausung, wie ich sie später auf den ailaqs im Pontischen Gebirge im Nordosten der Türkei angetroffen habe.

Das Kerngebiet des zentralen Hindukuschs wird von zwei von Süd nach Nord gerichteten, tief eingeschnittenen Flusstälern geprägt. Es sind die Täler von Kokcha und

Sanglich, die in der Gegend des 6843 m hohen Koh-i-Bandakor, einem weithin sichtbaren mächtigen Gebirgsstock, ihren Ursprung haben. Südlich dieses Bergmassivs bilden sie einen Kessel, in den kleinere Gebirgsflüsse wie der Anjuman und der Munjan einmünden. Nördlich davon liegen, im unwegsamen Felsgebiet am Oberlauf der Kokcha verborgen, die Lapislazuli-Minen von Sari Sang. Es ist das größte Lapislazuli-Vorkommen der Welt. Kleinere gibt es nur noch in Chile und Russland. Funde aus den Königsgräbern von Ur wie beispielsweise der berühmte Stierkopf aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. waren schon mit den kostbaren blauen Steinen aus dem Badakhshan verziert.

Die von zahllosen über 5000 m hohen Gipfeln gekrönte majestätische Bergwelt des zentralen und östlichen Hindukuschs, dessen höchste Erhebungen die beiden an der Grenze zu Pakistan liegenden Siebentausesender Tirich Mir und Noshag sind, war in den 60er und 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts das erklärte Ziel zahlreicher Bergsteigerexpeditionen. Allein von 1959 bis 1965 wurden sie von 31 Expeditionen und Kundfahrten aufgesucht! Die Deutschen stellten davon mit 14 die Mehrheit, gefolgt von fünf österreichischen, vier japanischen und drei polnischen Gruppen. Hinzu kamen noch solche aus Italien, England, der Schweiz und der Tschechoslowakischen Republik. Alle diese kleinen und größeren Unternehmungen hatten bergsteigerische Ziele, eine eingehende wissenschaftliche Erschließung dieses verzweigten Gebirgssystems war damit noch nicht verbunden.

Die im Rahmen der „Deutschen Hindukusch-Expedition 1935“ geleistete Pionierarbeit, von der später auch der Schmetterlingssammler HANS KOTZSCH mit seinem Privatunternehmen „Parnassius autocrator“ profitieren konnte, blieb zunächst eine einmalige Leistung und ohne direkte Fortsetzung. Sie wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt und brachte eine Fülle an agrarwissenschaftlich-botanischen, völkerkundlichen und sprach-

wissenschaftlichen Ergebnissen, über die in den „Schriften der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Neue Folge, Band 1 (Berlin 1937)“ nachgelesen werden kann. Der Alpinismus war darin nur mit einem Bergsteigerbericht „Tage am Tirich Mir“ von ALBERT HERRLICH vertreten.

Die Entwicklung hin zu rein bergsteigerischen Erkundungen, bei denen die wissenschaftliche Forschung keine Rolle mehr spielte, wurde bereits 1966 von Dr. ERWIN GRÖTZBACH in seinem Aufsatz „Expeditionen im afghanischen Hindukusch“ kritisch unter die Lupe genommen. Diese Situation änderte sich erst mit der „Hindukusch-Kundfahrt der Deutschen Naturfreunde 1965“. An ihr hat auch der Tübinger Botaniker WOLFGANG FREY teilgenommen und in seiner unter dem Titel „Zwischen Munjan und Bashgal“ erschienenen Veröffentlichung „Zur Vegetation des Zentralen Afghanischen Hindukusch“ (Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft „Klettern und Bergsteigen“ der Ortsgruppe Göppingen e. V. im TVdN; Göppingen 1967) Stellung bezogen. Seiner von beachtlichen bergsteigerischen Erfolgen begleiteten wissenschaftlichen Feldarbeit verdanken wir, neben einer genauen topografischen Erschließung der von ihm bereisten Gebiete, eine Vielzahl von Beobachtungen über die Blütenpflanzen des Hindukuschs. Seine Publikationen darüber hat er mir vom Jahr 1966 an regelmäßig zugeschickt.

Mein Entschluss, den zentralen Hindukusch aufzusuchen, stand immer noch unter dem Einfluss des Reiseberichts von HANS KOTZSCH, der dort dem damals noch legendären *Parnassius autocrator* auf der Spur war. Allerdings hat mein Jagdeifer nach diesem Traumfalter inzwischen bereits spürbar nachgelassen. Die Entdeckung so mancher neuen Nachtfalterart, von den vielen noch unbekannten Kleinschmetterlingen ganz zu schweigen, hatte meine entomologische Zielrichtung verändert. Dem Lichtfang wurde auch diesmal wieder oberste Priorität eingeräumt. Wie schon 1957 auf meiner Reise ins unbekannte Bergland nördlich des Shiva-

Sees, stand ich auch im Sommer 1961 wieder vor der Aufgabe, eine Expedition auszurüsten, die sich auf Reit- und Packtiere stützte. Mit meinem VW-Käfer konnte ich bestenfalls bis Dasht-e-Rewat im Panjshirtal gelangen. Von dort aus gab es nur noch Karawanenwege und Pfade, die über den Anjuman in das schon beschriebene Gebiet führten.

DJALAL-UD-DIN vom Königlich-Afghanischen Landwirtschaftsministerium sollte auch diesmal wieder mein Begleiter sein. Ausgerüstet mit mehreren amtlichen Empfehlungsschreiben machten wir uns am 14. Juli 1961 auf den Weg. Von Kabul führte er über die Koh-i-Daman-Ebene zunächst nach Charikar. Noch immer gab es die alten Maulbeerbäume entlang der Straße, die den nordwärts ziehenden Karawanen Schatten und zugleich eine willkommene „Wegzehrung“ spendeten. Bei Charikar verließen wir die in Richtung Ghorband-Tal führende Straße (die Salang-Pass-Straße befand sich damals noch im Bau) und bogen in das Panjshirtal ein. Nach einem kurzen Besuch in der Textilfabrik von Gulbahar, der mir eine so große Enttäuschung bereitete, fuhren wir weiter, den Bergen des Hindukusch entgegen, die im Norden aus dem Mittagsdunst auftauchten und allmählich immer näher rückten. In der Ala Qadari Omars, einer Art „Außenstelle“ der Verwaltungsbehörde in Kabul, machten wir Halt, um beim dortigen Vertreter, dem „Alaqaqar“, unser Empfehlungsschreiben abzugeben. Damit war unsere Expedition über den Anjuman-Pass offiziell angemeldet.

Am nächsten Tag ging es weiter. Bald wurde das Tal enger und die Straße immer schlechter. Der arme „Mustafa“ quälte sich über tückische Felsrippen und schrammte durch ausgefahrene, steinige Bodenmulden, auf einem Weg, der sonst nur von „Russenjeeps“, Landrovern und alten Lorrys befahren wurde. Wie ich schon vermutete, war für uns in Dasht-e-Rewat Endstation. Wir durften froh sein, diesen kleinen staubigen Ort überhaupt erreicht zu haben. Wiederum mit Hilfe eines unserer Empfehlungsschreiben war es möglich, das Auto in einem Gehöft am

Rand der Straße abzustellen. Der Mann, dem wir das Fahrzeug in Obhut gaben, war verpflichtet, gut darauf aufzupassen. Wie sich später zeigte, war er dieser Pflicht zu unserer größten Zufriedenheit nachgekommen.

In Dasht-e-Rewat mussten nun Pferde gemietet und die mitgeführte Ausrüstung entsprechend umgepackt werden. Das geschah auch hier nicht ohne längere Diskussionen. Man braucht in solchen Momenten viel Geduld. Am 16. Juli brachen wir auf nach Shanez, einem kleinen, auf keiner meiner Karten verzeichneten Ort im Oberen Parian (Abb. S.250/140). „Pari“ bedeutet soviel wie „Fee“; die „Feenkönigin“, die es auch in afghanischen Märchen gibt, heißt zum Beispiel „Shah Boldshah Pari“. Dieser Abschnitt des oberen Panjshirtals mit dem Namen „Parian“ ist also ein Gebiet, in dem nach alten überlieferten Erzählungen Feen wohnen. Eigentlich wohnen sie am Koh-e-Qaf, dem „Berg Qaf“, der sich am Ende der Welt befindet. Man braucht Schuhe mit einer dicken Ledersohle und einen festen Stock, wenn man dorthin wandern will. Erst wenn die Schuhe dünn sind wie eine Knoblauchschaale und der Stock so dünn wie eine Nadel, ist man vielleicht – „mumken“ – am Koh-e-Qaf angelangt und trifft dort eine Pari. „Als ich das Feen-Mädchen gesehen hatte, überkam mich schüttelndes Fieber“ heißt es in einem Liebeslied aus einem abgelegenen Tal im Karakorum, das man dort noch im Gedächtnis bewahrt hat (SNOY 1975).

*

Nach einem langen, mühsamen Weg immer bergauf über ausgetrocknete, mit Steppenkräutern bewachsene kahle Hänge trafen wir einen Tag später in Kurbitab (sprich: Kurbetau) ein. Das Dorf lag auf etwa 2900 m und bestand aus mehreren Dutzend Häusern mit etwa 300 bis 400 Einwohnern. Sie gehören bereits zu den sogenannten „Bergtajiken“, die den zentralen Hindukusch bewohnen (Abb. S. 251/141 – 143). Sie leben vom Ackerbau und von der Viehhaltung. Die

Nutzung der Anbauflächen wie auch der Weidegründe oberhalb der Bergfelder unterliegt einem strengen Reglement, das heißt, die Bewirtschaftung erfolgt durch mehrere Nutzungsberechtigte gleichzeitig im Rahmen einer Zelgenbindung. Zwischen ihnen muss also jedes Jahr so etwas wie eine Anbauverabredung getroffen werden, was nicht immer ohne Komplikationen erfolgen dürfte. Doch dazu wollte man sich nicht näher äußern.

In diesem Dorf wurden wir vom Malek, sozusagen dem Bürgermeister, von dem noch die Rede sein wird, freundlich empfangen. Wie schon sein Auftreten zeigte, gehörte er dem alten tajikischen Landadel an. Er und seine Mitbewohner waren über unseren nicht angemeldeten Besuch sichtlich erstaunt und wussten zunächst nicht so recht, was sie mit uns anfangen sollten. Die Besitzer der angemieteten Reit- und Packpferde hatten wir, nach vorausgegangener Entlohnung, wieder nach Shanez zurückgeschickt. DJALAL-UD-DIN machte den Leuten klar, wer wir sind und weshalb wir hierher kamen. Dabei stellte sich heraus, dass die Segnungen der Technik inzwischen selbst in diesem weit abgelegenen Ort am Fuß des Anjuman-Passes Einzug gehalten haben. Voller Stolz zeigte uns der Malek ein batteriebetriebenes kleines Rundfunkgerät, das, so versicherte er, auch sprechen könne! Allerdings gerade nicht, weil die Batterien inzwischen ihren Dienst versagt haben. Zufällig hatte ich die passende Sorte bei mir. Schnell waren sie ausgewechselt und plötzlich krächzte aus dem Lautsprecher die wiedererweckte Stimme von Radio Kabul. Über die Gesichter der rund um uns auf dem Boden hockenden Bewohner von Kurbitab huschte eine freudige Erregung. Wir waren in ihrem Kreis aufgenommen, wurden den Umständen entsprechend ordentlich bewirtet und durften die Nacht im Haus des Maleks verbringen. Zuvor haben wir noch die Petromaxlampe in Betrieb genommen und Lichtfang gemacht – für die Menschen natürlich ein noch nie da gewesenes Ereignis.

Die gute Stimmung sollte sich am nächsten Morgen leider in ihr Gegenteil ver-

kehren. Wir benötigten für den Ritt über den Anjuman neue Pferde und waren überzeugt davon, sie hier anmieten zu können. Doch der Malek wollte nicht. Er sagte uns einfach, er hätte keine, was natürlich nicht stimmte. Schon bei unserer Ankunft sahen wir einige in der Nähe des Dorfes. Als ich ihm das eindringlich klarzumachen versuchte, rückte er mit einer Geschichte heraus, die mir ein wenig zu weit hergeholt schien. Er hätte vor kurzem ganz in der Nähe einen Viehdieb aus Nuristan gefasst, der jetzt im Gefängnis von Charikar einsitze. Der Bruder dieses Mannes würde nun ihm, dem Malek, auflauern, um Rache zu nehmen. Deshalb könne er derzeit nicht zum Pass hinauf und auch keinen seiner Leute mit ihren Pferden dorthin schicken. Ich antwortete ihm, dass wir selbst die Verantwortung dafür übernehmen werden. Wir seien bewaffnet und hätten keine Angst vor nuristanischen Viehdieben. Das ließ er jedoch nicht gelten.

Stundenlang zog sich unser Streitgespräch hin, bis es mir schließlich zu dumm wurde. Nachdem ich mit DJALAL-UD-DIN in englischer Sprache unseren Fall ausgiebig besprochen hatte, stellte ich den Malek, der unsere Unterhaltung nicht verstand, vor die ultima ratio: Entweder wir bekommen heute noch die benötigten Pferde, oder wir gehen zu Fuß ohne unser Gepäck zum Alaqadar zurück, um ihm die Unbotmäßigkeit des Malek von Kurbitab zu melden. Außerdem würde ich – und dabei setzte ich meine grimmigste Miene auf – allen Menschen im Panjshirtal und in Kabul erzählen, welch ein Feigling dieser Malek ist, der Angst hat vor Viehdieben aus Nuristan und sich zitternd wie ein altes Weib in seinem Haus versteckt (dort, wo mir die betreffenden Ausdrücke in der afghanischen Sprache nicht zur Verfügung standen, half DJALAL-UD-DIN als Dolmetscher nach).

Ich hatte ihn bei seiner Ehre gepackt, das wirkte! Binnen kurzem standen zwei Reitpferde und ein Packpferd gesattelt vor uns. Der Malek erschien, hoch erhobenen Hauptes, auf seinem eigenen Pferd. Über seiner

Brust kreuzten sich zwei Patronengurte, die mit den Geschossen eines großkalibrigen englischen „Enfield“-Gewehres bestückt waren (Abb. S. 252/144). Das wurde von einem dicht neben ihm stehenden Mann getragen, dem wohl die Funktion eines Leibwächters zukam. Nun wollte der Malek auch mein Gewehr sehen, das verpackt in meinem Seesack steckte. Als ich es hervorholte und eine schlanke, zerlegbare, zweiläufige „Savage“ vom Kaliber 22 zum Vorschein kam, wurde sein Blick geringschätzig. Er forderte mich zu einem Wettschießen auf, dem ich nicht ausweichen durfte. Wir zielten auf eine etwa 80 Meter entfernt an eine Böschung gelehnte Kalkplatte, die sich weiß vom Gelände abhob. Ich wusste, dass ich mich bei dieser Entfernung voll auf meine gut eingeschossene Waffe verlassen konnte und registrierte auch befriedigt ein kleines weißes Wölkchen, das den Treffer markierte. Der Malek glaubte, ich hätte weit daneben geschossen und forderte mich zu einem zweiten und dritten Schuss auf, der jeweils dasselbe Ergebnis hervorbrachte. Als ich ihm die Kalkplatte und die drei Einschüsse auf ihrer Oberfläche zeigte, bemängelte er, dass die Zielscheibe dennoch heil geblieben ist. Ihm gelang erst beim dritten Mal ein Volltreffer, der diese Platte in mehrere Stücke zerspringen ließ, was seine Leute zu einem bewundernden „maschallah“ veranlasste. Der Mann hatte seinen Triumph und unser Verhältnis war wieder ins rechte Lot gerückt. Viehdiebe ließen sich an diesem Tag keine sehen. Wahrscheinlich hat sie der Malek mit seinem tapferen Auftreten in die Flucht geschlagen.

*

Auf dem Anjuman-Pass türmte sich am 19. Juli 1961 stellenweise noch meterhoher Firnschnee (Abb. S. 252/145). Überall rieselte das abtauende Wasser über die weiten Geröllflächen. An trockenen Stellen duckte sich ein grauweißer Schmetterling an den Boden. Es war *Koramius delphius*, ein zentralasiatischer Apollofalter, von dem ich eine kleine Serie ein-

sammelte. Er wurde hier von HANS KOTZSCH entdeckt und später unter dem Subspeziesnamen *ruth* beschrieben. Der Abstieg vom Anjuman war ebenfalls nicht unbeschwerlich. Man musste gut auf die mit lockerem Geröll bedeckten steilen Abschnitte aufpassen. Hier auszurutschen und sich den Knöchel brechen wäre in unserer Lage fatal gewesen. Doch wir erreichten unbeschadet eine landschaftlich äußerst reizvolle Stelle, den „Anjuman-See“ (Abb. S. 252/146). Blau schimmernd wie ein Lapislazuli lag er, zwischen sanften Hängen eingebettet, in der schrägen Nachmittags-sonne vor unseren Augen und lud zum Verweilen ein. Als wir in einem nahen Bach noch heftig zappelnde Regenbogenforellen an der Angel hatten, stand unserem Glück an diesem Tag nichts mehr im Wege. Noch vollkommener wäre es gewesen, wenn der Lichtfang an diesem Abend die hoch gespannten Erwartungen erfüllt hätte. Doch dem war leider nicht so.

*

Am nächsten Tag setzten wir den Weg talabwärts fort und gelangten schließlich in das Dorf Anjuman, benannt nach dem gleichnamigen Fluss, an dem es liegt (Abb. S. 253/147). An einem größeren Haus wurde angehalten. Wir betraten es über einen ebenerdigen Eingang vom Weg aus, der daran vorbeiführte. Durch eine ziemlich niedrige Holztür an der Stirnseite des aus dicken, lehmverputzten Steinmauern errichteten Gebäudes gelangten wir in einen rechteckigen, schätzungsweise 8 x 5 Meter großen Raum. Möbel oder andere Gebrauchsgegenstände fehlten, auch Schlafnischen oder gar einen Herd konnten wir nicht entdecken. Schon am späten Nachmittag war es darin dämmrig; nur von einer fensterartigen Öffnung in der Wand drang spärliches Tageslicht herein. Der Platz, den man uns zuwies, lag im unteren, türnahen Bereich. Wie gewohnt wurden auf dem Boden weiße Tücher ausgebreitet. Nach einiger Zeit brachte man eine große Schüssel mit Reis herein, dazu klei-

nere mit Gemüse und Zwiebeln. Fladenbrot durfte natürlich nicht fehlen. Fleisch gab es nicht. Klares Wasser und Tee vervollständigten die Tafel.

Die älteren Männer des Dorfes Anjuman, die um uns herum die Runde bildeten, waren neugierig auf das, was wir ihnen zu sagen hatten. Natürlich haben wir den Vorfall in Kurbitab verschwiegen, waren uns aber sicher, dass die Pferdetreiber, die wir kurz zuvor wieder dorthin zurückgeschickt hatten, darüber berichtet haben. Man musste also selbst mit der ungewohnten Situation fertig werden, einen „Hakim“ aus Deutschland zu bewirten, der zusammen mit einem afghanischen Begleiter hierher gekommen war, um in den Bergen Schmetterlinge zu sammeln, und das sogar bei Nacht! Damals, im Jahr 1961, hatten die Bergtadjiken damit noch keine Erfahrung gemacht. Die Jagd auf den „safed parwana-e-buszurg“, den großen weißen Schmetterling mit der orangefarbenen Binde auf den Hinterflügeln, hatte noch nicht eingesetzt. Ich war, nach HANS KOTZSCH, der zweite, der deswegen in dieses abgelegene Tal im zentralen Hindukusch gekommen war.

Natürlich habe ich sofort nach dem deutschen Schmetterlingssammler gefragt, der vor fünfundzwanzig Jahren mit seiner Frau und einer Karawane hier aufkreuzte. Und siehe da: einer der alten Weißbärte nickte heftig, als er das hörte. Er konnte sich noch daran erinnern und beschrieb auch genau das Hochtal, in das sie hinaufstiegen, um dort diesen heiß begehrten Schmetterling zu fangen. Ich war also am Ziel meiner Wünsche. War ich es wirklich? Ich spürte zwar noch immer eine innere Erregung bei dem Gedanken, nun bald meinem Traumfalter zu begegnen, doch sie war bei weitem nicht mehr so stark wie damals, als ich den Reisebericht von KOTZSCH gelesen hatte. Die Jagd auf Nachtfalter, die mir von AMSEL in Karlsruhe und FORSTER in München so sehr ans Herz gelegt wurde, hat mir neue Einsichten vermittelt und mit der Entdeckung noch unbeschriebener Arten auch einen neuen Stellenwert bekommen.

Den Anjumani-Bergtadjiken blieben meine Gefühle verborgen. Oder doch nicht? In dem langen Palaver, das sich an das Essen anschloss, wollten sie wissen, was wir am nächsten Tag vorhaben. Natürlich wollte ich gleich in Richtung Bala Quran weiterziehen, um von dort aus die beschriebenen Hochtäler Mian-Shar und Yamak aufzusuchen. Dazu brauchte ich wieder Pferde. Sie merkten also sehr schnell, dass wir auf sie angewiesen waren. Dementsprechend unverschämt waren die Preise, die sie verlangten. DJALAL-UD-DIN bestand auf den offiziellen Charakter, den unsere Reise in den Hindukusch hatte, und zeigte zum wiederholten Male unsere Empfehlungsschreiben aus dem Landwirtschaftsministerium in Kabul, leider ohne Erfolg. In den Augen der Anjumani musste ich ein sehr reicher Mann sein, dem nach der Rückkehr in seine Heimat für einen einzigen Schmetterling eine Unsumme Geldes in Aussicht stand. Dafür kann er ruhig das Zehnfache des Preises zahlen, den man sonst für das Anmieten eines Pferdes verlangt.

Durch unseren Unmut und unsere ablehnende Haltung ausgelöst, verschlechterte sich die Stimmung zusehens. Von den etwa ein Dutzend Männern verließ einer nach dem anderen seinen Platz. Der letzte nahm auch noch die Petroleumlaterne mit. Der Raum war jetzt nur noch vom hereindringenden Mondlicht schwach beleuchtet. Wir breiteten in der Ecke neben der Tür unsere Schlafsäcke aus und gaben uns der Müdigkeit hin, die uns umfing. Mein Begleiter war, wie üblich, damit immer schneller als ich und schnarchte bereits nach wenigen Minuten. Mir ging das Gespräch mit dem Gastgeber und seinen Leuten noch im Kopf herum. Ich machte mir Sorgen, wie es wohl am nächsten Tag weitergehen würde. Da fiel mein Blick in die entfernte Ecke des Raumes, und was ich sah, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren! Aus dem Boden tauchte ein menschlicher Kopf auf, dem nach und nach Schultern, Rumpf und Beine folgten. Langsam kam ein Mann auf uns zu, vorsichtig, Schritt für

Schritt, und dabei zu uns herüberspähend. Nach dem ersten Schreck, von dem ich nicht mehr weiß, wie lange er gedauert hat, kam die Angst über mich. Ich sah im Geist einen Mörder auf mich zukommen und griff nach meinem Pistolenhalter, den ich immer, auch nachts, bei mir hatte. Leise zog ich die Pistole heraus, entsicherte sie, und richtete sie im Schlafsack gegen die sich nähernde Gestalt. Es waren Sekunden, wie ich sie zuvor noch nicht erlebt habe.

Im Nachhinein stellte ich fest, dass ich im Augenblick höchster Anspannung vollkommen ruhig geblieben bin. Die so gefährlich erscheinende Situation löste sich dann überraschend schnell auf: Der Mann hatte in der Ecke neben uns seinen „tschapan“ liegen lassen, den er offensichtlich für die Nacht benötigte. Er kam auf einem Weg, der mir völlig unbekannt war, nämlich über ein Ausstiegsloch im Boden, das ich zuvor nicht bemerkt habe und das natürlich während unseres Beisammenseins mit den Männern von Anjuman auch nicht benutzt wurde. Zu ihm führte von einem unteren Raum ein Steigbaum hinauf. Solches hatte ich noch nie zuvor in einem Haus in Afghanistan gesehen. Am nächsten Tag verschaffte ich mir selbst Aufklärung darüber (wobei mein Verhalten, ungebeten Einblick in das Innere eines Hauses zu nehmen, gegen die Regel verstieß). Was ich sah, war der rückwärtig offene Teil dieses Hauses, der aus zwei Untergeschossen bestand. Vom oberen dieser beiden war der Raum, in dem wir uns befanden, unmittelbar über diese „Direktverbindung“ erreichbar, die uns beinahe zum Verhängnis geworden wäre.

*

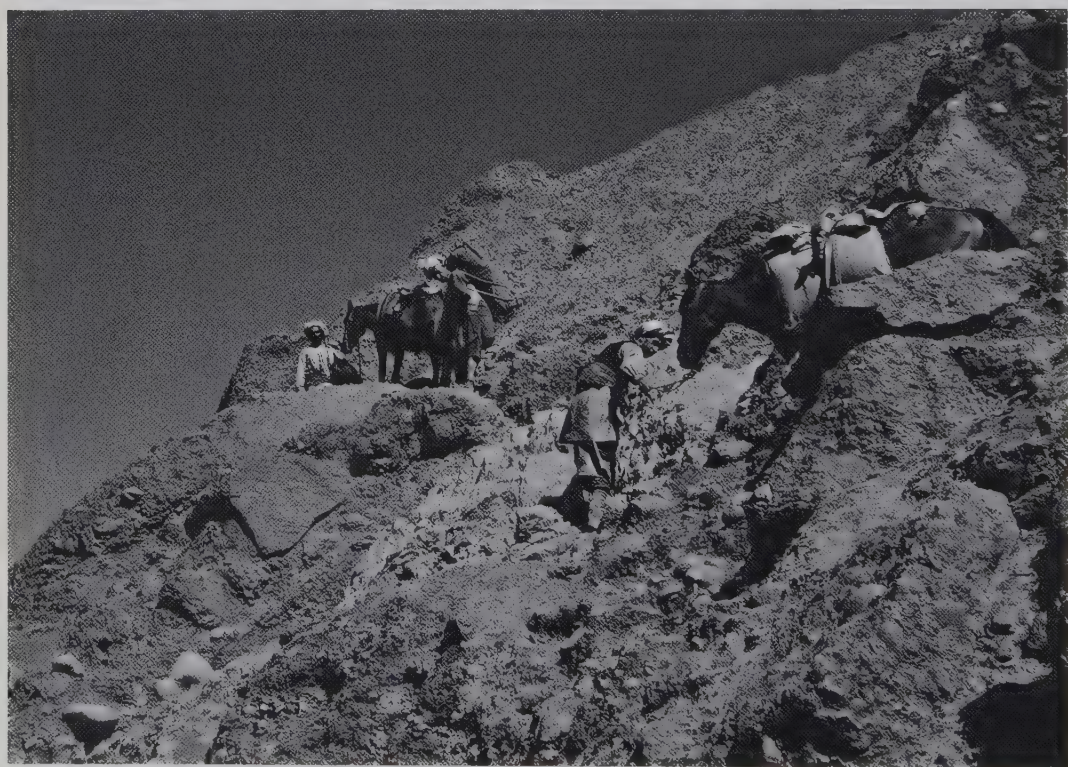
Es dauerte wieder Stunden, bis man endlich die benötigten Pferde brachte. Das Verhalten der Leute uns gegenüber blieb weiterhin „zurückhaltend bis feindselig“. Wir bekamen nichts zu essen, was sich angesichts der geringen Menge an Proviant, den wir mit uns führten, bald sehr nachteilig bemerkbar machen sollte. Da wir auf dem gleichen Weg

zurückkehren mussten, versuchten wir, nicht mehr benötigte Gepäckstücke, darunter einen Petroleumkanister, zu deponieren. Das geschah im Haus des Wakhil. Als wir sie fünf Tage später wieder abholen wollten, hielt man sich versteckt. Man war offensichtlich nicht gewillt, unser Eigentum wieder herauszurücken. Erst unser gewaltiges Geschrei führte schließlich nach langer Wartezeit zum Erfolg.

Zunächst einmal zogen wir weiter, den Anjumanfluss abwärts. Bald erreichten wir eine Stelle, an der das Tal breiter wurde. Auf den Schotterflächen stockte ein Gebüschwald, bestehend aus Sanddorn, Berberitze und Weiden (Abb. S. 253/148). Später fand ich weiter flussabwärts auch noch einzelne Tamariskenbüsche eingestreut. Bei einem Ort namens „Rahser“ (Razer), wo Anjuman und Munjan zusammentreffen, gab es zwischen den genannten Gehölzen auch noch Rosengebüsch.

Plötzlich ging es nicht mehr weiter! Der reißende Fluss hat uns an einen Steilhang gedrängt und war unterhalb dieser Stelle nicht zu durchqueren (Abb. 150 – 152). Notgedrungen mussten wir hier den Talboden verlassen. Doch wie sollte man über diesen steilen Geröllhang aus rotem Sandstein weiterkommen? Es schien mir unmöglich. Die Anjumani, denen die Pferde gehörten, wussten einen Ausweg. Sie nahmen das Gepäck – den Zeltsack und die beiden Aluminiumkoffer – auf ihre Schultern und schleppten es, teils kletternd, teils auf einem knapp handbreiten Pfad balancierend, zu einer Stelle, von der aus man wieder in das Flusstal hinabsteigen konnte. Wir folgten ihnen mit den unbeladenen Pferden am Zügel, die sich mächtig sträubten, da hinaufzuklettern. Sie mussten stellenweise regelrecht gezogen und geschoben werden.

Gegen Abend des 21. Juli erreichten wir das mit „Bala Quran“ bezeichnete Gebiet (Abb. S. 253, 149). Von dort aus führt ein Weg durch ein schluchtartiges Seitental des Anjumanflusses zunächst zum Dorf Yamak. Hier wird noch Getreide angebaut, so die





Abbildungen 150-152. An einer Engstelle mussten Pferde und Gepäck mühevoll über einen steilen Felshang gebracht werden.

Auskunft, die ich erhielt; auch Aprikosenbäume sollen noch gedeihen. Auf meine Fragen wurde mir bestätigt, dass die Sommerweiden bis weit hinauf reichen, das heißt also bis über 4000 m hoch. Oberhalb dieser Weideflächen sind wohl die Fundstellen von *Parnassius autocrator* zu vermuten.

Ich beschloss, am nächsten Tag erst einmal weiter nordwärts bis nach Munjan zu ziehen. Als Endpunkt dieser Etappe erreichten wir schließlich den Talkessel bei Rahser. Da dieses kleine Dorf auf meiner Karte nicht eingezeichnet war, verwendete ich in der Fundortliste den Namen Keran. Er bezeichnet einen nicht weit entfernten größeren Ort. Der Lichtfang dort wurde durch den stark aufkommenden Wind wieder einmal erheblich beeinträchtigt. Deshalb verlagerten wir tags darauf unseren Standort wieder südwärts und blieben bei dem kleinen Wei-

ler Iskaser. Nur drei Jahre später ist er durch einen Mordfall bekannt geworden. „Im Hindukusch ermordet“ lautete die Überschrift eines Berichtes in der „Bunte Illustrierte“ aus dem Jahr 1964. Davon betroffen war die „Münchner Hindukusch-Kundfahrt 1964“. Zwei der vier Teilnehmer, WALTER STRAASS und ERWIN RINKL, wurden von zwei Afghanen erschossen, die sie unterwegs als Träger angeheuert hatten.

Dieses Verbrechen, ein Raubmord, geschah zehn Wegstunden von Iskaser entfernt, dem Ort, an dem ich am 23. Juli 1961 mein Zelt aufschlug. Mit Hilfe der Einwohner von Piw und Iskaser konnten die beiden Mörder gefangen und nach Talqan gebracht werden. Dort wurde der Fall unter der Leitung eines deutschen Kriminalbeamten untersucht und

aufgeklärt. Das entscheidende Beweisstück war ein Foto, das nicht nur die von den vier Deutschen erstiegenen Fünftausender zeigte, sondern, sozusagen als Staffage, auch noch den Mann, der die tödlichen Schüsse abgegeben hatte. Er wurde später in Kabul gehenkt; das Urteil für seinen Komplizen lautete auf zwanzig Jahre Gefängnis.

Der Hindukusch wurde zu dieser Zeit von immer neuen Bergsteiger-Gruppen aufgesucht. Die kannten wohl die Tücken von Eis, Schnee und steilen Felswänden, nicht jedoch die Grundregeln des Alltags, die man in den abgelegenen Tälern der Gebirge Afghanistans zu beachten hatte. Dazu gehört vor allem der richtige Umgang mit den Menschen, die respektvolle Einschätzung ihres Verhaltens und die unbedingte Achtung ihrer muslimischen Lebensweise. Brauchte man sie als Begleiter angemieteter Pferde, oder als Führer auf unbekannten Bergpfaden, so tat man gut daran, dies in dem Ort, aus dem sie stammten, im Beisein der Dorfältesten auszuhandeln. Vom Anwerben fremder „Träger“ oder „Eseltreiber“ unterwegs ist jedenfalls dringend abzuraten. Als ich im Jahr 1966 mit dem Frachtschiff „MS Rabenfels“ zum dritten Mal nach Afghanistan fuhr, gehörte zu den wenigen Passagieren auch die Frau des deutschen Polizeieinspektors, der im Auftrag der Bundesrepublik die Aufgabe hatte, seine afghanischen Kollegen weiter auszubilden und mit den Methoden der modernen Kriminalistik vertraut zu machen. Der „Mord im Hindukusch“ geriet damit schnell zum Lehrbeispiel dafür, wie man einen solchen Fall zu lösen hatte.

Auch in Iskaser wurden wir von den Bewohnern misstrauisch beäugt. Sie leben hier ärmlicher als etwa diejenigen von Anjuman-Dorf. Es war unmöglich, von ihnen irgendwelche Lebensmittel zu bekommen. Inzwischen war der nur in geringer Menge mitgeführte Proviant zur Neige gegangen und wieder einmal, wie schon 1957 bei Khinsch-e-Andarab, plagte mich der Hunger,

und mit mir natürlich auch meinen afghanischen Begleiter. Meiner Absicht, hier zu jagen, stand diesmal zwar keine unbrauchbar gewordene Munition entgegen, doch sie konnte trotzdem nicht in die Tat umgesetzt werden. Es gab nichts zu jagen! Steinhühner, die in den Bergen des nördlichen Badakhschan überall anzutreffen sind, fehlten hier an diesen kahlen, strauch- und baumlosen Hängen. Selbst Felsentauben, die in Band-i-Amir ein wichtiger Bestandteil des Speiseplans waren, suchten wir vergebens. Nur Elstern mit ihrem auffallenden Federkleid und ihren krächzenden Lauten belebten die Landschaft. Von den Hasenartigen und den Nagern waren es Murmeltiere, die überall vor ihrem Bau hockten (Abb. 153). In unserer Not versuchten wir es mit beiden, Elster und Murmeltier. Doch weder das eine noch das andere eignete sich zum Verzehr, jedenfalls nicht nach unserem Geschmack. Als wir am 26. Juli nach Bala Quran an die Abzweigung zum Dorf Yamak zurückgekehrt waren, hatte sich unser Befinden so weit verschlechtert, dass wir uns nicht mehr imstande sahen, den Aufstieg in die Hochlagen von über 4000 m zu unternehmen. Vier Jahre früher, auf meiner ersten Afghanistan-Expedition, wäre ich meines „Traumfalters“ wegen vermutlich noch auf allen Vieren hochgekrochen.

So endete meine „entomologische Kundfahrt“ in den zentralen Hindukusch am 31. Juli in der Alaquadari Omars, wo wir uns beim Alaquadar pflichtgemäß zurückmeldeten. Er spendierte uns eine große Schüssel voll mit köstlichen Königsmaulbeeren, „shah-tut“ genannt. Sie sind bedeutend größer als die gewöhnlichen weißen Maulbeeren und von einem Geschmack, der den sonnengereifter frisch gepflückter Brombeeren noch weit übertrifft. Dem Alaquadar verkaufte ich bei dieser Gelegenheit meine Pistole Kaliber 7.65 mm, Marke SAUER, hergestellt in Suhl in Thüringen, wo ich vom Herbst 1943 bis Juli 1944 gelebt habe. Mein Schulweg führte mich täglich an dieser Waffenfabrik vorbei. Im April 1961, also bald nach meiner Ankunft in Afghanistan, hatte



Abbildung 153. Das Steppen-Murmeltier war an manchen Hängen des Anjumantales durchaus häufig anzutreffen.

ich diese früher in Deutschland von der Polizei als Dienstpistole verwendete Waffe im Basar von Kabul gekauft. Dort konnte man damals unbeschränkt alles bekommen, was der Markt so bot, vom pakistanischen

Trommelrevolver aus einer paschtunischen Schmiede in Gurwick über eine fünfschüssige Winchester-Schrotflinte bis hin zum modernen Jagdgewehr mit hoch auflösendem Zielfernrohr.

Pashtunistan

Im Deodarwald – Am Kotal-e-Peiwar – Der Mann, den „Admiral Canaris“ schickte – Das deutsche Forstprojekt – Kahlschlag – Eine Reise nach Swat – Wüstenspringmäuse

Die Expedition über den Anjuman-Pass hinunter in die entlegenen Hochtäler des Hindukuschs hat bei mir einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Das Relief dieser Landschaft war geprägt von steilen, mit Fels und Geröll bedeckten Hängen, an denen Weidegründe für Schafe und Ziegen nur spärlich vorhanden waren. Wald fehlte dort völlig. Um auf ihn zu treffen hätte ich über schwer begehbbare Pässe nach Nuristan hinüberwechseln müssen. Doch das stand im Jahr 1961 nicht auf meinem Programm. Als ich fünf Jahre später zum dritten Mal nach Afghanistan fuhr, war der Wunsch, auch diesen Teil des Landes kennen zu lernen, stark in den Vordergrund gerückt.

Im Jahr 1962 hatte ich am Forschungsunternehmen RSNH (Research Scheme Nepal Himalaya) teilgenommen und reichlich Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Waldstufen des Himalaja-Gebirges, wie sie von U. SCHWEINFURTH (1957) in seiner Arbeit über „Die horizontale und vertikale Verbreitung der Vegetation im Himalaya“ so anschaulich dargestellt werden, aus eigener Sicht kennen zu lernen. Als Entomologe habe ich mich dabei besonders für die Bindung von Schmetterlingen an bestimmte Habitatstrukturen innerhalb des Ökosystems Wald interessiert. Es war äußerst spannend, Nepal vom Teraiwald an der Grenze zu Indien bis hinauf in die alpine Mattenregion des Khumbu Himal am Rand des Hochlandes von Tibet zu durchwandern und dabei immer wieder auf neue Artenspektren zu stoßen.

Wie aber sieht es im äußersten Westen des Himalajawaldes aus? Noch keinem Schmetterlingskundigen war es bisher gelun-

gen, eine Antwort auf diese Frage zu finden, soweit sie sich auf das afghanische Gebiet bezog. Aus Nuristan lagen zwar einige von JOSEF KLAPPERICH gesammelte Belegstücke vor, die faunistisch der indo-himalajischen Region zuzuordnen waren, doch das konnten bestenfalls nur einzelne Bausteine sein. Außerdem stammten sie aus einem bewaldeten Gebiet, das sich sowohl klimatisch als auch in der Zusammensetzung und Verteilung seiner Gehölze deutlich von der Waldregion unterscheidet, die südlich der Talsenke von Jalalabad und damit südlich des Safed Koh-Gebirges liegt.

Die sollte jetzt – welch ein Glück für uns! – forstwirtschaftlich erschlossen werden. Als ich am 4. Juni 1966, zusammen mit HANS GEORG AMSEL, in Kabul eintraf, hörten wir sogleich vom „Paktia Forest Development“. Afghanistan war an einer wirtschaftlichen Nutzung des Waldgebietes von Khost sehr interessiert und stand den Förderungsmaßnahmen, welche die Bundesrepublik Deutschland dazu anbot, sehr positiv gegenüber. Es war deshalb nicht schwer, die Erlaubnis für eine Fahrt nach Kotkai, einem kleinen Ort nahe der pakistanischen Grenze, zu erhalten. Dort hatte der deutsche Projektleiter eine der landesüblichen „Lehmburgen“ angemietet, wie sie die Pashtunen als befestigte, gut zu verteidigende Wohnhäuser seit jeher bauen. Es war vorgesehen, unweit davon ein Camp aus festen Holzbaracken für alle im Projekt tätigen Deutschen zu errichten, doch so weit war man noch nicht.

Am 14. Juni begab ich mich, zunächst allein, auf die Fahrt dorthin. Der Weg führte durch das südlich von Kabul liegende Logar-

Tal nach Gardez, und dann weiter in nord-östlicher Richtung über mehrere Pässe, von denen der Tera-Pass, obwohl unbewaldet, der landschaftlich schönste war (Abb. 154 und 155). Mehrfach mussten Flüsse durchfahren werden. Ich war der zweite, der die Strecke mit einem VW-Bus, das heißt ohne Vierradantrieb, zurücklegte. Vor mir war Professor NIETHAMMER sen. mit einem gleichen Fahrzeug vor Ort, um ornithologische Feldbeobachtungen durchzuführen. Drei Jahre später konnte diese Strecke nicht mehr auf dem gleichen Weg befahren werden. Der Tera-Pass war durch Unwetter und massive Erosion weggespült worden. Etwa 50 km hinter Gardez musste man nun abbiegen, um über den Shinkai-Pass (3100 m) nach Ali Khel und Kotkai zu gelangen (Abb. S. 254/156, 157).

Zwischen Ali Khel und der Grenze zu Pakistan liegt rund um den Kotal-e-Peiwar das Zentrum der „Wälder von Khost“. Ihre Existenz verdanken sie dem jährlichen Sommermonsun, der bis hierher reicht. Die Wolken, die er auf dem Indischen Subkontinent auftürmt und über das Industal hinweg gegen das irano-turanische Hochland schickt, markieren auf verhältnismäßig engem Raum die Überschneidungszone von Monsun- und Etesienklima. Es ist die Stufe der Nadelwälder. Man kann sie als „Deodarwald“ bezeichnen, denn die Himalaja-Zeder (*Cedrus deodara*) ist der charakteristische Baum dieser Zone. An trockenen Stellen, insbesondere an felsigen Hängen, durchmischen den Zedernwald noch andere Baumarten wie die Gerards-Kiefer (*Pinus gerardiana*) und kräftige, baumstämmige Wacholder. Oberhalb dieser Stufe um 2500 m kommen im feuchten Bereich des Nadelwaldes noch Tannen und Fichten hinzu, teilweise sogar in reinen Beständen (Abb. S. 255/158, 159).

Im Vergleich dazu macht die Strauchschicht und die aus Kräutern bestehende Bodenvegetation einen eher ärmlichen Eindruck. Die Ursache dafür wird wohl in der von den ansässigen Pashtunen intensiv betriebenen traditionellen Waldweide zu

suchen sein. Ihr fällt auch der natürliche Aufwuchs an Nadelhölzern zum Opfer. Hinzu kommen noch durchziehende Nomaden mit ihren großen Schaf- und Ziegenherden, die einen mindestens ebenso großen Druck auf den Wald ausüben. Der Deodarwald war in der Provinz Paktia früher viel weiter verbreitet. Heute ist nur noch ein kläglicher Rest davon erhalten geblieben. Es ist also kaum noch Zeit vorhanden, die letzten Reste dieses einstmals ausgedehnten, für das Vorkommen bestimmter Tier- und Pflanzenarten so wichtigen Ökosystems wissenschaftlich zu erfassen.

Natürlich war ich besonders gespannt auf die Nachtschmetterlinge dieser Region. Nur einen Steinwurf weit vom Waldrand entfernt baute ich am Abend des 15. Juni 1966 die mitgebrachte, im Naturkundemuseum Karlsruhe nach eigenen Plänen konstruierte Lichtfalle auf (Abb. 160). Diesmal war es ein stationärer Dieselgenerator, der die notwendige Energie dazu lieferte. Wie üblich wurde in Stundenabständen Lufttemperatur und relative Feuchte gemessen. Als die ersten Falter aus dem Dunkel der Nacht angeflattert kamen, war mein Erstaunen groß. Zwischen allerlei paläarktisch anmutenden Eulen- und Spannerarten befanden sich auch einige seidenweiß glänzende Tiere, die ich sofort wiedererkannte: *Gazalina chrysolopha*, eine zur Familie der Prozessionsspinner gehörende Art, die damals im Rhododendronwald am Ting Sang La im nepalischen Mittelland wie Schneeflocken auf mich herabrieselte. Bei Kotkai waren es in acht Leuchtnächten ganze vier Exemplare! Der Grund dafür ist nicht in der Phänologie dieser Art zu sehen, sondern in der Isolation ihres Vorkommens am Rande des Gesamtareals. Diese Beobachtung traf auch auf andere Nachtfalterarten der himalajischen Faunenregion zu, die hier ihre absolute Westgrenze erreicht. Am auffallendsten waren natürlich die handgroßen Vertreter aus der Familie der Pfauenspinner, allen voran der lindgrüne, lang geschwänzte Mondspinner *Actias selene*. Am Rand des Deodarwaldes treffen Steppen- und Waldar-



Abbildung 154. Die Route nach Paktia führt von Kabul aus durch das Logartal über die Provinzhauptstadt Gardez.



Abbildung 155. Die Straße über den landschaftlich reizvollen Tera-Pass wurde im Jahr 1969 durch Unwetter und massive Erosion fortgespült.



Abbildung 160. Hier baute ich die im Naturkundemuseum Karlsruhe nach eigenen Plänen angefertigte Lichtfalle auf. Ein Soldat hat davor sofort Wache bezogen.

ten unmittelbar aufeinander. Mehrere davon scheinen Endemiten dieses geografisch eng begrenzten Raumes zu sein. Seine weitere Entwicklung ist daher für ihr Fortbestehen von existenzieller Bedeutung.

Die Tage und Nächte erbrachten eine Vielzahl neuer Beobachtungen an Insekten und Pflanzen (Abb. S. 256/161-166, S. 257/167-172). Ich dehnte meine Exkursionen bis auf einen Bergkamm hinauf aus, auf dem die Grenze zu Pakistan verlief. Diese Lokalität trug den Namen Shahidan. Dort flog jetzt in Anzahl ein kleiner schwarzer, mit weißen Flecken und einem weißen Leibesring geschmückter Falter aus der Familie der Syntomidae, der sich später ebenfalls als eine für die Wissenschaft neue Art herausstellte. Ich war so mit dem Beobachten und Sammeln beschäftigt, dass ich dabei das Herannahen einer pakistanischen Grenzkontrolle übersah. Das geschah so plötzlich, dass ich

mein Erschrecken nicht verbergen konnte. Der junge Offizier, der die Truppe anführte, wollte natürlich wissen, was ich hier tat. Als ich es ihm näher erklärte, zeigte er großes Interesse und stellte eine Menge intelligenter Fragen. Seine Umgangsform war tadellos und unterschied sich deutlich von der seiner afghanischen Kollegen, die mich in Faizabad und später noch einmal in Sarobi so unsanft und argwöhnisch „aufs Korn genommen“ haben.

*

„Alles ist Pashtunistan!“ Dieser kategorische Satz war von einer weit ausholenden Armbewegung begleitet, die den gesamten Erdkreis zu umfassen schien. Der hoch gewachsene, verwegen dreinschauende Mann, der ihn im tiefsten Brustton der Überzeugung artikulierte, sah mich dabei mit funkelnden Augen an. Seine scharfen Gesichtszüge unter der typischen flachen Filzkappe verrieten Mut und Entschlossenheit. Der Lauf des Gewehrs, auf das er sich stützte, glänzte silbern in der Nachmittagssonne.

Am 22. Juni 1966 traf ich ihn am historischen Grenzpass Kotal-e-Peiwar, etwas südlich von Kotkai gelegen. Von hier aus führt der Weg hinüber nach Pakistan in die kleine Provinzstadt Parachinar. Beide besuchten wir, aus unterschiedlichen Richtungen kommend, den hier stationierten afghanischen Militärkommandanten. Der nahm die nationalistische Parole dieses Mannes, eines Pashtunen wie aus dem Bilderbuch, mit sichtlichem Wohlgefallen zur Kenntnis. Die politische Forderung, unter diesem Namen einen selbstständigen Staat zu errichten, war mir nicht fremd. Jeder, der zu dieser Zeit in Kabul lebte oder sich näher mit der Gegenwartsgeschichte Afghanistans befasste, wusste um die vom damaligen Ministerpräsidenten SARDAR MOHAMMED DAUD propagierte Idee. Nach seinen Vorstellungen sollten alle unter dem Sammelbegriff „Pashtunen“ zusammengefassten Stämme diesseits und jenseits der sogenannten „Durandlinie“

in einem „freien Pashtunistan“ vereinigt werden. Das nachbarschaftliche Verhältnis zwischen Afghanistan und Pakistan wurde dadurch auf eine harte Probe gestellt.

Diese alte politische Grenzziehung geht auf das Jahr 1893 zurück. Damals schickte der britische Vizekönig in Delhi den Oberst MORTIMER DURAND mit dem Auftrag nach Kabul, mit dem dort regierenden König ABDUR RAHMAN einen Vertrag auszuhandeln, der die Einflussphäre des British Empire gegenüber Afghanistan abstecken sollte. Die etwa 2200 km lange Linie, auf die man sich schließlich einigte, verlief von den Bergen des nordöstlichen Hindukuschs bis hinunter nach Balutschistan. Ein ethnisch mehr oder weniger homogenes, von „Pathanen“ und „Pashtunen“ gleichermaßen bewohntes Gebiet wurde damit willkürlich zerschnitten.

Bereits drei Jahre vor der Mission des Oberst DURAND hat SCHLAGINTWEIT sich zum „afghanischen Grenzbezirk“ geäußert. Er schreibt über die „Gebirgsvölker, die dem Herren über das Hinterland so wenig Gehorsam leisten, dass der Fürst von Afghanistan, als er 1869 dem indischen Vizekönig, der damals im Pandschab weilte, einen Besuch abstattete, den Anwohnern des Khaiberpasses eine bedeutende Abfindungssumme zahlte, um nicht überfallen und beraubt zu werden“.

Nach dem Abzug der Briten und der Gründung des Staates Pakistan wollte Afghanistan diesen Grenzverlauf nicht länger anerkennen. Der Vertrag sei mit England und nicht mit dem neuen Staat geschlossen worden. Eigentlich war es ein „Streit um des Kaisers Bart“, denn in Wirklichkeit haben die entlang dieser Grenze lebenden Pashtunenstämme sich nie daran gehalten. Die Auseinandersetzungen an den neuralgischen Punkten Khyber-Pass und Peiwar-Pass legen davon ein beredtes Zeugnis ab! Die Kämpfe, die Feldmarschall Lord ROBERTS, damals noch im Rang eines Generalmajors, im Dezember 1878 am Peiwar-Pass gegen die afghanischen Truppen führte und über die er in seinen „Erinnerungen“ sehr detailliert berichtet

hat, sind durch ein nicht eingehaltenes Ultimatum ausgelöst worden, das der britische Vizekönig von Indien dem Emir von Kabul stellte. Der afghanische Herrscher mochte dabei wohl auf die Übermacht seiner Armee vertraut haben, die laut ROBERTS „den Peiwar Kotal, den Pass, welcher über die Berge des Kuramtals nach Afghanistan führt, in großer Stärke besetzt hielten und entschlossen seien, sich unserem Vormarsch an diesem Punkt zu widersetzen“.

Die Beschreibung, die ROBERTS von dieser Gegend gab, sollte man sich noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen: „Auf jeder Seite [des Kuramtals] erheben sich prächtig bewaldete Berge, im Norden und Osten am höchsten und auch am steilsten. Im Nordwesten dagegen ist der Grat vorgelagert, welcher vom Sika Ram herunter kommt, dem höchsten Gipfel der Sufedkokette [Safed Koh-Kette], höher als 4000 Meter. Dieser Grat bildet die Grenze zwischen Kuram und Afghanistan, und wird von dem Peiwar Kotal gekreuzt“. Auf diesem Pass bezogen die Afghanen, etwa 18.000 Mann stark, Stellung, und am 28. November rückte um 5 Uhr morgens der britische Heerführer mit 1345 britischen und 3990 eingeborenen Soldaten gegen den Pass vor. Die Geschütze wurden von Elefanten gezogen. Unter den eingeborenen Soldaten waren auch Pathanen in Kompaniestärke vertreten, die im Verdacht standen, das Unternehmen zu verraten. (Tatsächlich haben später 18 Pathanen ihr Regiment während des Kampfes verlassen.)

ROBERTS täuschte einen Frontalangriff vor, führte seine Leute jedoch nachts auf einem engen Pfad auf Umwegen, das heißt über den Sping Gawi-Pass, an die Afghanen heran. Heute sieht man dort noch die Reste einer aus groben Felsstücken errichteten Stellung. Ein starker Zedernstamm, der darüber hinausragt, täuscht aus einiger Entfernung ein schweres Geschütz vor. (Unweit davon hatte

ich die schon geschilderte Begegnung mit der pakistanischen Grenzkontrolle.) Damals wurde die afghanische Stellung von Gurkhas und einer Kompanie Hochländer überrannt. „Als die Sonne in ihrer ganzen Pracht aufging, wurden die durch den nächtlichen Angriff erreichten Vorteile erst recht ersichtlich. Der Paß führte über ein Gebirge, 3000 Meter über dem Meere, durch einen prächtigen Fichtenwald“. Fast neunzig Jahre später, als ich meine Exkursion zu diesem Grenzpass unternahm, gab es diesen Fichtenwald immer noch.

Noch ehe die Nacht kam, war der Peiwar-Pass erobert; die Afghanen hatten „in wilder Flucht Geschütze, Karren und Gepäck zurückgelassen“ und den Rückzug auf Ali Khel angetreten. Der kleine Ort Kotkai, durch den sie dabei zwangsläufig kommen mussten, findet in dem Bericht von ROBERTS keine Erwähnung. Als ALI SHER KHAN, der Emir von Kabul, von der Niederlage seiner afghanischen Truppen auf dem Peiwar hörte, floh er mit dem russischen Gesandten nach Turkestan und suchte beim Zaren Hilfe gegen die Engländer. Währenddessen wurde in Kabul YAKUB KHAN, sein Sohn, aus dem Gefängnis befreit und zum neuen Emir ausgerufen.

Heute ist die „Durandlinie“ politisch völlig bedeutungslos geworden. Es geht nicht mehr um einen Staat „Pashtunistan“, sondern um eine islamische Republik, einen „Gottesstaat“ vom Iran bis nach Indien. Die willkürliche Linie aus dem Jahr 1893 markiert keine Grenze mehr, sondern das geographische Rückgrat einer religiös-fanatischen Aufstandsbewegung, welche die Geländevorteile, die diese Landschaft bietet, genauso kriegerrisch zu nutzen weiß wie damals die Grenzstämme am Khyber- und Peiwar-Pass. Hier befinden sich ihre Schlupfwinkel, von hier aus können Anschläge geplant und durchgeführt werden. „Al-Quaida“ und „Taliban“ sind von den Medien aufgegriffene und fort-

während in die seit dem 11. September 2001 so nachhaltig sensibilisierte westliche Welt transportierte Begriffe. Sie stehen für einen hasserfüllten Glaubenskrieg, der den Islam wie in einem Zerrspiegel zeigt.

*

Damals, im Jahr 1966 auf dem Kotal-e-Peiwar, war daran noch nicht zu denken. Die politische Auseinandersetzung war eher patriotischer Natur; eine Vernichtung des kulturellen Erbes bis hin zum Völkermord war nicht ihr Ziel. Die religiöse Lehre des Islam blieb für alle Beteiligten davon noch unberührt. Die Grenzstämme verhielten sich so, wie sie es schon immer taten. War gerade kein geeigneter Widersacher vorhanden, auf den man Druck ausüben konnte, hielt man sich untereinander mit allerlei kleineren Scharmützel kriegerisch in Schwung. So gab es zum Beispiel im Jahr 1968 eine Art Stammeskrieg zwischen den Jaji und den Mangal, der sogar mit Maschinengewehren ausgetragen wurde. Die im deutschen Forstprojekt tätigen Entwicklungshelfer mussten vorübergehend nach Kabul zurückbeordert werden, um nicht zwischen die Fronten zu geraten.

Diese seit jeher politisch äußerst labile Situation an der Nahtstelle zum Britischen Weltreich war dem Oberkommando der Deutschen Wehrmacht beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wohl bekannt. Die Spionageabwehr unter der Leitung von Admiral CANARIS wurde damit beauftragt, nach Möglichkeiten zu suchen, wie man den Gegner Großbritannien an dieser geografisch so exponierten Stelle militärisch binden oder ihm zumindest durch gezielte Nadelstiche Schaden zufügen konnte. Man verfiel darauf, ein aus zwei Spezialisten bestehendes Einsatzkommando auf den Weg in das besagte Grenzgebiet zu bringen. Dort sollten sie mit dem mächtigen Stammesführer MIRZA ALI KHAN, besser bekannt unter dem Namen „Fakir von Ipi“, Kontakt aufnehmen mit dem Ziel, ihn zu Guerillaaktionen gegen die

Engländer zu bewegen. Für die Belohnung führten sie ausreichend Geld mit sich; außerdem vertraute man auf die gute Reputation der Deutschen und den schlechten Ruf, den die Engländer in diesem Teil der Welt hatten.

Einer der beiden Spezialisten, die der Eliteeinheit „Brandenburger“ angehörten, war FRED BRANDT. Gegen Ende der 30er Jahre hatte er sich als Schmetterlingssammler im Iran einen Namen gemacht. Wie kein anderer zuvor bereiste er unter abenteuerlichen Umständen die Gebirge, Steppen und Wüsten dieses Landes, stets allein und allen Widrigkeiten trotzend. Das Material, das er sammelte, wurde von seinem Bruder WILHELM BRANDT, der damals in Helsinki lebte, bearbeitet und später an betuchte Liebhaber-entomologen sowie an Naturkundemuseen weiter veräußert.

Ich lernte FRED BRANDT zunächst auf dem Korrespondenzwege kennen. Zwischen dem 5. Dezember 1966 und dem 12. Januar 1987 haben wir zahlreiche Briefe miteinander gewechselt; zweimal habe ich ihn auch an seinem Wohnsitz Paderborn besucht und dabei viele interessante Einzelheiten über seine Erlebnisse in Iran und Afghanistan erfahren. „So war ich es in Persien schon gewohnt, mit wenig auszukommen und Strapazen schreckten mich nicht. Wenn ich so denke, bin ich oft monatelang nur mit Datteln, Brot und Wasser ausgekommen. Als ich im Herbst 1937 nach Finnland fahren sollte, nahm ich das Reisegeld und fuhr nach Balutschistan, obwohl ich es gar nicht wusste, wie ich dorthin kommen würde. Das Schwere war es, was mich lockte, und das Abenteuer, dort zu sammeln, wo noch keiner gewesen war. Und dann kam der Krieg und alles war zu Ende. Auch Afghanistan lockte mich und deshalb hatte ich mich einverstanden erklärt gehabt, auf Wunsch der Abwehr nach Afghanistan zu gehen. Leider war ich dort nur gebunden an die Befehle von Vorgesetzten, die keine Ahnung hatten. Sie saßen in Berlin und Kabul und ich musste gehorchen“. Das schrieb er mir am 2. Januar 1974.

Später erfuhr ich von ihm Näheres darüber in einem persönlichen Gespräch. Der Vorgesetzte, mit dem er überhaupt nicht zurechtkam, war der junge Arzt Dr. MANFRED OBERDOERFFER. Er war Lepraforscher. Als im November 1940 in Berlin die Entscheidung über den Einsatz in Afghanistan fiel, übertrug man diesem die Leitung des Unternehmens, während BRANDT ihm als Orientkenner und Dolmetscher zugeteilt wurde. Im Mai des darauffolgenden Jahres fuhren beide mit der Bahn von Berlin über Moskau nach Baku am Kaspischen Meer. Dann ging es mit dem Schiff nach Bander Pahlawi und von dort aus weiter mit dem Auto über Teheran, Meshed, Herat und Kandahar nach Kabul. Hier trafen sie ihren Verbindungsmann, Hauptmann WITZEL, um mit ihm den bevorstehenden Einsatz zu besprechen. Dies oblag jedoch ausschließlich MANFRED OBERDOERFFER.

FRED BRANDT hatte sich währenddessen, gegen den Willen seines Vorgesetzten, die Erlaubnis verschafft, im nahen Paghmangebirge, nur etwa 30 km von Kabul entfernt, Schmetterlinge zu sammeln. Die einzelnen Örtlichkeiten und Geländemarken hat er, aus seinem fabelhaften Gedächtnis heraus, in einer farbigen Skizze festgehalten, die er mir in Paderborn übergab. Seine wertvolle Ausbeute ist später größtenteils durch die Engländer vernichtet worden, der Rest gelangte nach Kriegsende an das Naturkundemuseum in Münster. Von dort erhielt ich ihn zur taxonomischen Bearbeitung und zur Verwahrung in den Landessammlungen für Naturkunde in Karlsruhe ausgehändigt.

Der Versuch, den Fakir von Ipi und seine Pashtunen gegen die Engländer auf der anderen Seite des Khyberpasses aufzuwiegeln, ist gründlich gescheitert. Das Unternehmen wurde verraten. In ihrem Nachtlager am Rande der Straße, die Richtung Grenze führte, gerieten die beiden Deutschen in schwere Gewehrfeuer. OBERDOERFFER wurde tödlich verwundet, er starb noch auf dem Transport nach Kabul. FRED BRANDT erlitt schwere Verletzungen. Er wurde, nach einer von einem tschechischen

Arzt erfolgreich durchgeführten Operation, in Kabul interniert. Im Oktober 1941 kehrte er, zusammen mit allen noch in Afghanistan verbliebenen Landsleuten, auf dem Seeweg nach Deutschland zurück. Die Reise durch das Indus-Tal nach Karachi im Westen des damals noch unter britischer Herrschaft stehenden Indien mussten sie in verplombten Waggons zurücklegen. Die Afghanen unter Führung ihres Königs MOHAMMED ZAHIR hatten sich standhaft geweigert, die Angehörigen der deutschen Kolonie in Kabul an die Briten auszuliefern.

*

Zwischen den Indus-Zuflüssen Kabul im Norden und Kurram im Süden trifft die Staatsgrenze Pakistans wie eine geballte Faust auf den Osten Afghanistans. An ihrem äußersten Punkt erhebt sich der 4755 m hohe Mount Sikaram, der „Sika Ram“, wie ROBERTS ihn nannte. Am 26. Mai 1879 wurde er zum ersten Mal von einem Europäer bestiegen. Er bildet die Spitze des „weißen Gebirges“, wie man den Namen Safed Koh übersetzen muss. Tatsächlich ist die Gratlinie dieser imposanten Gebirgskette auch im Sommer mit Schnee bedeckt. Sie riegelt das Pashtunenland wirkungsvoll gegen die subtropische Tallandschaft von Jalalabad ab, durch die der Weg vom Khyberpass nach Kabul führt. Von hier aus konnte dieses schon aus der Historie bekannte Einfallstor nach Afghanistan jederzeit von den kriegerischen Bergstämmen kontrolliert werden. Die nach Westen angrenzende Kabulschlucht verstärkte zudem noch in hohem Maße die strategische Bedeutung des Geländes. Hier wurde im Januar 1842 die britische Armee und der sie begleitende Tross, insgesamt weit über zehntausend Menschen, unter dem Gewehrfeuer der zwischen den Felsen versteckten Pashtunen vernichtet. THEODOR FONTANE hat dieses Ereignis in seinem Gedicht „Das Trauerspiel von Afghanistan“ dichterisch für die Nachwelt festgehalten. Es beginnt dramatisch: „Der Schnee stäubend

vom Himmel fällt, ein Reiter vor Dschellalabad hält. ‚Wer da!‘ – ‚Ein britischer Reitersmann, bringt Botschaft aus Afghanistan‘“. Und am Schluss heißt es: „Die hören sollen, sie hören nicht mehr, vernichtet ist das ganze Heer, mit Dreizehntausend der Zug begann, einer kam heim aus Afghanistan“.

Weiter im Süden liegt die Suleiman-Kette, die das iranische Hochland gegen die indische Tiefebene abschließt und im Takhti-Suleiman mit 3447 m ihren höchsten Gipfel besitzt. Er wurde am 27. November 1883 von einer englischen, wissenschaftlich geführten Expedition erstiegen, der auch der deutsche Geologe Dr. GRIESBACH angehörte. Den Aussagen von E. SCHLAGINTWEIT zufolge waren die Bewohner dieser Gegend den Fremden gegenüber so feindselig eingestellt, dass die aus 1580 Infanteristen bestehende Schutztruppe dieser Unternehmung von den Waffen Gebrauch machen musste.

Im Jahr 1966 war man in der auf afghanischer Seite liegenden Provinz Paktia ausnahmsweise etwas weniger kriegerisch eingestellt. Dieses Jahrzehnt zwischen 1960 und 1970 gilt heute als Zeitfenster, das damals einen Spalt breit offen stand, gerade genug, um Entwicklungshelfern und Wissenschaftlern kurzfristig Einlass zu gewähren. Im Jahr 1962 hat Afghanistan von der deutschen Regierung in Bonn eine Kapitalhilfe in Höhe von 240 Millionen DM zugesagt bekommen. Bis 1964 sind davon 41 Millionen als langfristiger Kredit ausbezahlt worden. Im gleichen Jahr wurden weitere Projekte im Umfang von 10 Millionen DM vorbereitet. Dazu gehörte auch der Entwicklungsplan für die Provinz Paktia. Er sah vor, im Gebiet von Khost Waldwege zu bauen, eine Forstschule zu errichten, ein umfangreiches Aufforstungsprogramm zu realisieren und Baumschulen anzulegen, in denen aus Samen gezogene Setzlinge bis zur Auspflanzung gepflegt werden (Abb. S. 258/173, 174, S. 259/175-177). Ein Sägewerk sollte auch noch hinzukommen. Außerhalb des Forstprojektes wollte man Tiefbrunnen bohren, um die landwirtschaftliche Nutzung zu verbessern. Obst-

baumschulen waren vorgesehen, um einem wirtschaftlichen Obstanbau auf die Beine zu helfen. Allein 250 Hektar Land sollten mit Mandelbäumen bepflanzt werden.

Viele dieser weit in die Zukunft reichenden Förderungsprogramme sind bereits in ihrem Entwicklungsstadium stecken geblieben. Um beim Wald zu bleiben: Von ihm war 1966 in der Provinz Paktia nur noch der schon erwähnte, etwa 5000 Hektar große „Staatswald“ zwischen Kotkai und dem Kotal-e-Peiwar vorhanden. „Auf weiten Flächen ist der Wald ganz verschwunden. [...] Die größte Waldvernichtung hat im Umkreis der Siedlungen, in Paktia auch längs den von den Nomadenzügen benutzten Tälern und Passübergängen stattgefunden. Bei weitem nicht alles gerodete Land ist Kulturland geworden, vielmehr sind extensiv genutzte Weiden oder nach Bodenabtragung auch Ödländereien an die Stelle des Waldes getreten. Die Bodenzerstörung wird vor allem dadurch gefördert, dass man auf vielen Kahlschlägen damit begonnen hat, auch die Wurzelstöcke auszugraben und als Brennholz zu verwerten. Außerdem wird in Paktia Waldboden zur Düngung und zum Bau von Feldterrassen benutzt. [...] Falls nicht sehr bald energische Maßnahmen zum Waldschutz und zur Wiederaufforstung ergriffen werden, wie sie bei der derzeitigen politischen Lage Afghanistans kaum denkbar sind, werden die Waldbestände in Paktia in absehbarer Zeit vernichtet sein“ (RATHJENS 1974).

Zweifellos hat die verkehrstechnische Erschließung des Gebietes zwischen Ali Khel und dem Peiwar-Pass dazu geführt, den Raubbau am Wald voranzutreiben. Für das begehrte Zedernholz gab es plötzlich Absatzmärkte in Pakistan, und gleichzeitig damit für die seit jeher ebenso geschäftstüchtigen wie skrupellosen paschtunischen Unternehmer den unwiderstehlichen Anreiz, so viele Hochstämme wie nur möglich einzuschlagen und über die Grenze ins Nachbarland zu bringen. Dies geschah auf die althergebrachte Weise, nämlich mit dem Kamel als billigem und zuverlässigem Transportmittel

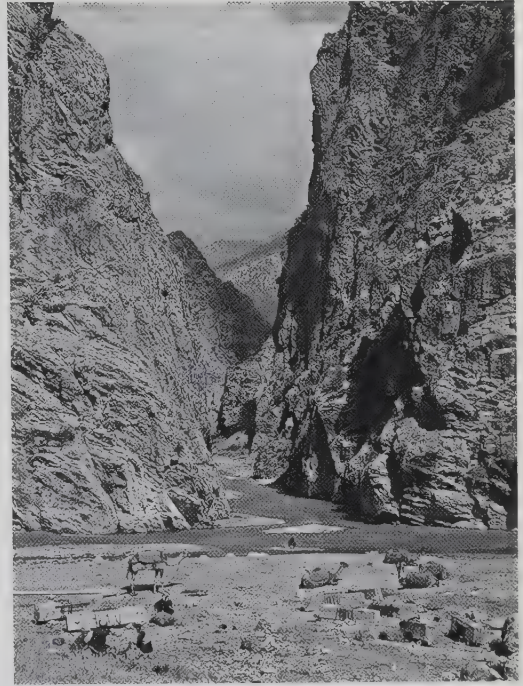


Abbildung 178. Das Kamel war für den Abtransport der Zedernstämme ein billiges Transportmittel. Von dieser Stelle aus nahm damals, im Jahr 1966, die nächtliche „Holzkarawane“ über den Kotal-e-Peiwar nach Pakistan ihren Anfang.

(Abb. 178). Man musste nur die Last entsprechend anpassen, und das hieß, den Zedernstamm mit der Axt auf Kanthölzern von etwa zweieinhalb Metern Länge zurechtzustutzen. Zwei solche Kanthölzer bildeten jeweils eine Kamellast. Sie entsprachen ungefähr dem Maß von Eisenbahnschwellen, wie sie die Engländer in Indien für den Bahnbau benötigten. Man musste sich also nur an frühere Vorbilder halten. Dass dabei etwa 50 Prozent des Nutzholzes, das ein solcher Stamm bot, zu Abfall wurde, war den Auftraggebern und ihren Arbeitern völlig egal (Abb. S. 260/179-181).

*

Schon nach wenigen Jahren war das Forstprojekt in Paktia, das so hoffnungsvoll begonnen hatte, gescheitert. Es lag nicht an

den Deutschen. Die hätten es sicherlich weiter entwickelt und zu Ende geführt, so wie sie es auch mit den Projekten in Wardak, Pul-i-Khumri, Sarobi und solchen an anderen Orten getan haben. Doch gegen eine politische Entwicklung, welche die Handlungsfähigkeit der afghanischen Regierung immer mehr ins Abseits stellte, waren sie machtlos. Ohnmächtig mussten sie zusehen, wie der illegale Holzeinschlag rapide zunahm, ohne dass Polizeikräfte oder das afghanische Militär etwas dagegen unternommen hätten. Anfangs wurden die mit frisch geschlagenen Zedernstämmen beladenen Kamelkarawanen noch heimlich des nachts über die nahe Grenze nach Pakistan geführt, bewacht von finster dreinschauenden Pashtunen, die mit Gewehren, aber auch mit automatischen Waffen ausgerüstet waren. Später zogen diese Karawanen auch am Tag durch Kotkai, und niemand war da, sie aufzuhalten.

Als ich drei Jahre später erneut das Waldgebiet von Khost aufsuchte, war ich zutiefst erschreckt über den Anblick, der sich mir dort bot. In meinem Reisetagebuch ist dazu unter dem 4. Juli 1969 folgendes vermerkt:

„Der Wald wird radikal abgeholzt, wobei der Holzschmuggel nach Pakistan jetzt am helllichten Tag vor sich geht und mehr oder weniger legalisiert ist. Für das Forstprojekt bleibt nur mehr der etwa viereinhalb Tausend Hektar große ‚Regierungswald‘ übrig, vielleicht der zehnte Teil des ursprünglichen Waldgebietes. Täglich ziehen Hunderte von Kamelen an der Forststation in Kotkai vorbei, jedes mit zwei Zedernkanthölzern beladen. An diesen Tatsachen gemessen nimmt sich die Zukunft des Deutschen Forstprojektes recht armselig aus. Ausgedehnte Waldbrände, wie wir sie jetzt gerade erleben, sorgen obendrein dafür, dass sich der Umwandlungsprozess Wald/Steppe in schnellstem Tempo vollzieht (Abb. 182, 183).

Vor diesem Hintergrund schien es mir als das einzig Vernünftige, hier nochmals entomologisch vorzustoßen, um mit Hilfe moderner Fangtechnik die hier noch zu beobachtende hochinteressante Mischfauna



Abbildung 182. An Stelle des Waldes sind nur noch einzelne Bäume für die lokale Brennholzgewinnung übrig geblieben.



Abbildung 183. Mit dem Wald verschwanden alle darin lebenden Tiere. Dazu gehörten auch Affen aus der Verwandtschaft der Meerkatzen. Hier ein Rotgesicht-Makake, den man gefangen hat und auf dem Dach eines Landrovers festband.

zu erkunden. Ich sollte mich in meinen Erwartungen auch nicht getäuscht haben, denn im Verlauf von zehn Tagen, die ich hier zubrachte, konnten viele der schon 1966 entdeckten Arten bestätigt und zahlreiche neue registriert werden. Von verschiedenen Arten, die ich neu beschrieb, wurden Eiablagen erzielt, so dass die Aussicht besteht, nunmehr auch deren Biologie zu klären.

Eine gewisse Sensation war die Entdeckung einer vierten indo-himalajischen Saturnidenart, eine *Antherea* spec., die in einem einzigen weiblichen Exemplar an mein Leuchzelt kam. Die erneute intensive Lichtfangtätigkeit hat wiederum gezeigt, dass alle diese indischen oder himalajischen Arten, die hier ihre Westgrenze haben, nur noch in schwachen Populationen vertreten sind. Von *Actias selene*, zum Beispiel, registrierte ich insgesamt vier Exemplare, das entspricht etwa der Fangquote von *Graellsia isabellae* bei La Bessée, also an der Nordgrenze ihres Areals, während einer Saison. Erfreulich ist, dass in Kotkai und sogar in Shahidan eine meteorologische Station errichtet wurde, so dass man nun bei einer späteren Gesamtbearbeitung dieses Gebietes exakte Vergleichszahlen zur Verfügung haben wird.

Ich traf hier übrigens auch einige bekannte Botaniker, so Professor WENDELBO, J.C. HEDGE und Dr. SIEGMAR W. BRECKLE, der uns seine Ergebnisse zugänglich machen will, so dass auch in dieser Hinsicht gute Unterlagen vorhanden sein werden. Die distelartige „Labiata“, die uns schon vor drei Jahren hier auffiel und wovon AMSEL ein Exemplar an Professor RECHINGER nach Wien geschickt hat, ist übrigens eine Dipsacacee und heißt *Morina persica*. Botanisch ist ferner noch zu vermelden, dass es der WENDELBO-HEDGE-BRECKLE-Gruppe gerade geglückt ist, den vor 90 Jahren von ATKINSON entdeckten *Rhododendron afghanica* wieder zu finden und erstmals für afghanisches Gebiet nachzuweisen. So sammelt eben jeder noch schnell Perlen in dieser einer grausamen Umwandlung preisgegebenen Gegend“ (Ende der Tagebucheintragen vom 4.7.1969). Zu den Tagebucheintragen

gen der Reisen von 1966 und 1969 siehe auch die Abbildungen 184 – 186.

*

Die zweite Reise in die Provinz Paktia, die ich von Kabul aus vom 21. Juni bis 2. Juli 1969 zusammen mit dem Ehepaar EVA und ASAD VARTIAN unternommen habe und die zu diesen soeben geschilderten Erlebnissen und Beobachtungen geführt hat, legte den Gedanken nahe, nun auch den westhimalajischen Wald im benachbarten Pakistan aufzusuchen. Nach den Erfahrungen, die wir auf afghanischer Seite machen konnten, waren wir neugierig darauf, welchen Arten und Biotopen wir dort begegnen würden. Für eine vergleichende Untersuchung schien uns die Waldregion in der Provinz Swat nördlich von Peshawar recht geeignet zu sein. Dort gab es bei Kalam eine Forststation, die wie jene in Kotkai 2400 m hoch lag und sich für eine solche Untersuchung geradezu anbot. Der Wald dort, so die Aussage unserer Freunde aus dem deutschen Forstprojekt in Paktia, sei bedeutend artenreicher und die Krautschicht im Unterwuchs viel stärker entwickelt.

Am 5. Juli 1969 starteten wir. Die Erlebnisse dieser Reise sind in einem Bericht festgehalten, den ich ausgekramt habe und nachfolgend wiedergebe:

„Fragt man einen Europäer, wo der autonome Staat Swat liegt, so wird man darauf nur ausnahmsweise die richtige Antwort erhalten. Zu wenig ist dieses von einem Regenten, dem Wali von Swat, beherrschte Gebiet bekannt, das zwar zu Pakistan gehört, jedoch – von der Finanz-, Außen- und Militärpolitik abgesehen – sehr auf Selbstverwaltung achtet und deshalb mehr ist oder sein will als nur eine Provinz. Die Menschen, die man dort antrifft, sind dementsprechend selbstbewusst und verweisen gern auf die Sauberkeit und Ordnung, die hier herrscht. In der Tat fällt manches auf, was als fortschrittlich zu bezeichnen ist, so vor allem die vielen Schulen, von der „Primary“ bis zur „High-school“, die relativ gut gehaltenen Straßen



mit dem dazugehörigen Straßendienst sowie mehrere Hotels, die sich ganz auf den Tourismus eingestellt haben.

Wo liegt nun Swat? Um dorthin zu gelangen, führen wir zunächst einmal durch die bekannte Kabulschlucht ostwärts bis Jalalabad, weiter bis zur afghanisch-pakis-

tanischen Grenzstation Torkham, und von hier aus über den berühmt-berüchtigten Khyberpass nach Peshawar, der alten britischen Northwest-Frontier-Festung. Freilich ist Peshawar zu dieser Jahreszeit alles andere als ein Vergnügen. Die Hitze, die jetzt über der Indusebene brütet, lässt mit feuchtheißer



Abbildungen 184-186. Die in den Jahren 1961 – 1969 in Afghanistan besonders sprunghaft verlaufene gesellschaftliche Entwicklung ist auch an den Frauen nicht spurlos vorübergegangen. Auf dem Flughafen in Kabul fotografierte ich im Herbst 1966 diese beiden Gruppen (siehe S. 230), von denen die eine noch in die traditionelle Burka (hier „tschator“ genannt) gehüllt, die andere bereits westlich gekleidet war. Im Sommer des selben Jahres saß ich mit afghanischen Freunden zusammen auf einer Hotelterrasse beim Bier – ein Anblick, an den sich die muslimische Öffentlichkeit inzwischen gewöhnt hatte. Von links nach rechts: Dr. HANS GEORG AMSEL, NURULHAQ AZIZI, GÜNTER EBERT und AJRUDDIN WAIS. Die beiden Herren links und rechts außen waren Mitarbeiter des Landwirtschaftsministeriums. Im Hintergrund der Westen von Kabul.

Schwüle die Kleider am Körper kleben. Verständlich, dass unser Verlangen, als wir am Abend hier ankamen, ganz auf ein kühles Hotel und eine erfrischende Dusche ausgerichtet war. Das „Deans Hotel“, aus der britischen Kolonialzeit stammend, war mir noch von früher her in leidlich guter Erinnerung. Umso größer war deshalb die Enttäuschung, als ich – eingeseift und des kommenden Genusses harrend – aus dem Kaltwasserhahn nur ein klägliches Gurgeln vernahm und mir erst jetzt, leider viel zu spät, klar wurde, dass hier tagsüber Wassersperre herrscht! Da es VARTIANS ebenso erging, war von dieser Stunde an unser ganzes Sinnen und Trachten nur noch darauf gerichtet, diesem Fegefeuer so schnell wie möglich wieder zu entinnen.

Das geschah dann am nächsten Morgen. Wir folgten erst der Straße nach Rawalpindi, auf der sich immer noch die alten Ochsen-

karren ächzend und knarrend dahinschleppten, von Zebu-Stieren und Wasserbüffeln mühsam bewegt. Bei Nowshera war der Ort erreicht, wo man den Wagen und die eigene Nase nordwärts dreht, den Karakorumbergen entgegen, von denen allerdings im bleigrauen Mittagsdunst nichts zu sehen war. Man rattert hier über eine Pontonbrücke, die über den Kabulfluss führt, und hat alle Hände voll zu tun, sich auf schwankenden Bohlen zwischen den Büffeln, Pferdefuhrwerken und Menschenknäuel hindurchzuwinden. Der folgende Streckenabschnitt erfordert dann ziemlich starke Nerven, denn ein schmales Asphaltband, an beiden Seiten von tief ausgefurchten staubigen Rabatten eingefasst, wird zur Kampfarena! Es ist hier Usus oder Spiel, ganz wie man will, im Linksverkehr seelenruhig frontal aufeinander loszufahren. Verlierer ist derjenige, der vor dem anderen

in den Staub geht, also das Asphaltband als erster freigibt. Gelingt es, die Ausweichdistanz derart zu verkürzen, dass der andere den Zusammenstoß befürchtet und in vorletzter Sekunde wegzieht – die letzte muss man für sich selbst freihalten – so hat man das Duell gewonnen. Ich hatte allerdings schnell herausgefunden, dass Militärfahrzeuge oder Lastkraftwagen keine fairen Gegner sind. Den betreffenden Fahrern scheint es ganz egal zu sein, ob es knallt oder nicht. Dagegen stehen in den Personen- und Kleinlastwagen durchaus akzeptable Mitstreiter zur Verfügung.

Solchermaßen bewegten wir uns durch den heißen Mardan-Distrikt, einem Tabak- und Zuckerrohranbaugebiet, wo Kloakengeruch und Gluthauch der ewig gebärenden Mutter India allgegenwärtig sind, schraubten uns den malerischen Malakand-Pass hinauf und kamen nach einer 100-Meilen-Fahrt endlich nach Mingora und Saidu Sharif, dem Handels- und Verwaltungszentrum von Swat. Von hier aus ist es aber immer noch ein hübsches Stück bis nach Kalam, unserem auserwählten Ziel. Es liegt rund 2000 m hoch und besteht aus einem Rasthaus, einem kleinen Hotel, einer Schule, einem kleinen Hospital und einem noch kleineren Basar, ringsum eingerahmt von schneebedeckten Bergen und ziemlich dichten Wäldern. Die immer noch mit dem PKW befahrbare Straße teilt sich hier und zweigt rechts nach Usho, links nach Gabral ab.

Die Menschen, die dort leben, haben uns einige Rätsel aufgegeben. Sie ähneln in Aussehen und Kleidung sehr den Nuristani. Auch ihre Häuser sind im gleichen Stil errichtet und ihre Sprache, „Kohistani“ genannt, weicht gänzlich von den geografisch benachbarten Sprachen wie Urdu, Pashtu oder Pandschabi ab. Nachts sahen wir sie mit Feuerbränden auf Feldern und Wegen oder vor den Häusern, wie man überhaupt den Eindruck gewann, hier einen weiten Schritt zurück in die heidnische Zeit zu tun. Tatsächlich sind diese abgeschlossen lebenden Bergvölker erst sehr spät islamisiert worden und einige, wie die Leute des nicht sehr weit

entfernten Dorfes Brumboret, haben bis heute ihr Heidentum und den damit verbundenen Kult beibehalten.

Natürlich haben wir uns hier sofort auf die Insekten gestürzt. Ein 2100 m hoch gelegener Hang auf der orografisch linken Seite des oberen Swat-Tales schien mir besonders geeignet, denn hier trafen Laub- und Nadelwald, dazu flussbegleitendes Weidengehölz, günstig zusammen. Thermometer und Luftfeuchtemesser zeigten noch um 20.30 Uhr die Erfolg versprechende Kombination 17 Grad Celsius/41 % relative Feuchte, und so konnte ein guter Anflug gar nicht ausbleiben. Dominant war vor allem *Alphaea melanostigma* – also doch, obwohl im Transalai entdeckt, eine echte Himalaja-Art [zu den Bärenspinern gehörend], die in der Steppe ausklingt? *Euproctis karghalika* [mit unserem „Goldfalter“ verwandt] fehlte dagegen ebenso wie die meisten der in Kotkai beobachteten Noctuiden-Arten. Dagegen kamen Arten hinzu, die mir aus Ost-Nepal bekannt waren. Selbstverständlich sind wir gar nicht erst zum Hotel zurückgefahren, sondern haben, obwohl ohne Proviant, hier noch eine weitere Nacht mit Erfolg gesammelt. Der Hunger war es schließlich, der uns zurücktrieb, denn leider war von den Bewohnern [dieser Gegend], die sehr arm [und menschenfeindlich] sind, nichts zu bekommen.

Am Abend des 8. Juli fuhren wir dann ins Usho-Tal, wo wir nach einigen Mühen einen herrlichen Leuchtplatz in der Eichenwaldstufe fanden. Mit großen Erwartungen sahen wir der hereinbrechenden Nacht entgegen, doch noch ehe wir die Aggregate in Betrieb setzen konnten, kamen einige Lastwagen, die bei uns anhielten und deren Insassen uns mit denkbar größtem Nachdruck davor warnten, die Nacht hier zu verbringen. Es gab ein langes Palaver, in dem uns klar gemacht wurde, dass in diesem Tal seit eh und je räuberische bewaffnete Gruppen umherzögen und deshalb jeder bei Einbruch der Dunkelheit daraus verschwände. Wir mussten nachgeben und zähneknirschend einpacken. Und in der Tat: Auf der Rückfahrt (es war inzwischen dunkel geworden) begeg-

neten wir mit Gewehren bewaffneten Gestalten und sahen solche am Talausgang noch recht malerisch um ein Lagerfeuer gruppiert. Wir erfuhren später, dass durch das Usho-Tal Halbnomaden und allerhand zigeunernde Stämme nach Chitral ziehen und sich immer wieder Raubüberfälle ereignen. Schade um den schönen Leuchtplatz und um die halbverlorene Nacht, für die ein schnell improvisierter Lichtfang nahe Kalam nicht der richtige Ersatz sein konnte.

Wir schlossen den Aufenthalt im oberen Swat mit einem weiteren Lichtfang am 9. Juli auf dem alten Platz in 2100 m Höhe ab, diesmal unter schlechten Wetterbedingungen, denn Gewitter und Regen hatten sich endgültig durchgesetzt. [...] Rund 1500 eingetütete Lepidopteren [vorwiegend Nachtfalter] hat diese Fahrt eingebracht. Die Rückfahrt nach Afghanistan verlief ziemlich reibungslos. Wir übernachteten wieder in Peshawar, besorgten uns am Samstag, dem 12. Juli das notwendige Visum und waren am Abend wieder glücklich in Kabul, das uns als eine geradezu paradiesisch-kühle Oase empfing.“

Von der Exkursion in das Waldgebiet von Paktia einmal abgesehen geriet mein Aufenthalt in Afghanistan im Jahre 1969, verglichen mit den vier anderen Reisen dorthin, eher zu einer Art „Durchreise“. Die Fahrt zurück nach Wien führte auf dem Landweg wieder auf der gleichen Route durch den Iran, die Türkei und über den Balkan. Allerdings empfing uns der iranische Konsul in Kabul mit der Hiobsbotschaft, dass im Grenzgebiet von Iran und Afghanistan die Cholera ausgebrochen sei und wir deshalb bei Tayabad in die Quarantäne müssten. Dreimal vierundzwanzig Stunden lang eingesperrt in einem Zelt mitten in der Wüste! Unser Hinweis auf die gültigen Impfpässe von uns Dreien wurde mit einer müden Handbewegung abgetan. Gültigkeit habe allein die vom iranischen Lagerarzt oder seinem Sanitätspersonal verabreichte Spritze und die damit verknüpfte dreitägige Wartezeit.

Von Herat aus haben wir einige Tage später versucht, ohne Kontrolle die Grenze

zu passieren, was zunächst auch gelang. Es war ein riskanter Versuch, der uns im Niemandsland hinter dem afghanischen Schlagbaum schnell vor die in Anschlag gehaltenen Gewehre iranischer Soldaten führte. Wir durften hinterher froh sein, mit der gewaltsamen Verfrachtung in das besagte Quarantänelager noch so glimpflich davongekommen zu sei. Später lasen wir in der Zeitung, dass dort wenige Tage nach unserer Entlassung ein 28 Jahre alter Mann aus München erschossen wurde, weil er versucht hat, das Lager vorzeitig zu verlassen. „Die aufgestellten Polizisten eröffneten laut Augenzeugen das Feuer, als BLUM und andere Touristen den Quarantäne-Kordon vorzeitig durchbrechen wollten“, hieß es in dem Zeitungsbericht.

*

Zu dieser in mancherlei Hinsicht bemerkenswerten Heimreise gehört auch die Geschichte von den Wüstenspringmäusen, die ich nicht unter den Tisch fallen lassen möchte. Als wir in Herat festsaßen und auf die Öffnung der Grenze nach Iran warteten, erinnerte sich EVA VARTIAN an ein Versprechen, das sie dem bekannten, in Wien tätigen Verhaltensforscher Dr. KÖNIG gegeben hatte. Aus Afghanistan wollte sie ihm für seine zoologischen Untersuchungen lebende Springmäuse mitbringen. Dies sei doch jetzt die richtige Gelegenheit dazu, meinte sie. Also fuhren wir nach Einbruch der Dunkelheit hinaus in die Steppe. Meine Aufgabe bestand darin, den Wagen so zu steuern, dass er nicht in einem Sandloch stecken blieb oder an scharfkantigen Steinen Schaden nahm, während gleichzeitig das Licht der voll aufgeblendeten Scheinwerfer eine gute Streuung haben sollte, um die vereinzelt aus dem Dunkel der Nacht auftauchenden Springmäuse zu erfassen und im Lichtkegel zu fixieren. ASAD saß neben mir und war ganz aufgeregt, während EVA den äußeren Platz einnahm. Ihre linke Hand umklammerte den Griff des wegen seines überdurchschnittlich großen Durchmessers auffallenden Schmetterlings-

netzes, die rechte hielt die Wagentüre halb geöffnet. Sobald wir einem der gesuchten Objekte genügend nahe waren und ich den Wagen behutsam zum Stehen gebracht hatte, sprang sie hinaus. EVA war eine charmante Wienerin, ein zierliches Persönchen und flink wie eine Gazelle. Ihre eleganten Bewegungen standen denen der Springmäuse um nichts nach. Wie diese, so hüpfte auch sie durch die afghanische Nacht, den quicklebendigen Mäusen immer hart auf den Fersen. Im richtigen Augenblick stülpte sie das Netz über das erschreckte Tierchen – der Fang war geglückt. Auf diese Weise sammelten wir vier von ihnen ein und sperrten sie in eine große Schachtel.

Diese etwa handgroßen Tiere mit den schwarzen Kulleraugen erinnern in ihrer Fortbewegung an Känguruhs (Abb.187). Nur die langen Hinterbeine treten dabei in Aktion, während sie den Schwanz, der beträchtlich länger ist als der Körper, als Steuerorgan benutzen. Es gibt von ihnen mehrere Arten, die nach solchen mit drei, vier und fünf

Sprungzehen aufgeteilt werden. Wie schon aus ihrem Trivialnamen hervorgeht, leben sie in den Steppen- und Wüstengebieten Nordafrikas und Vorderasiens.

Im Quarantänelager von Tayabad kam es schließlich zu den erwarteten Komplikationen. Am Tag schliefen diese possierlichen Nachtgespenster ja noch ganz friedlich, doch am Abend wurden sie lebendig! Nun versuchten sie, mit großen Sprüngen ihre Freiheit zu gewinnen. Wir konnten deshalb nur abwechselnd schlafen, einer von uns musste immer auf die Tiere aufpassen. Die Futterbeschaffung war an diesem Ort problematisch. Rund um ein niedriges Gebäude lagerten auf dem Boden Dutzende von Reisenden, die ebenfalls kurzfristig interniert worden waren. Hier war jegliche Vegetation niedgetrampelt. Um Kräuter und Sämereien zu beschaffen, mussten wir an den Lagerzaun herankommen, was uns jedoch beim Wachpersonal sofort verdächtig machte.

Endlich war dieser erste unerwartete Zwischenaufenthalt unserer Heimreise über-



Abbildung 187. Eine der bei Herat nachts in der Steppe gefangenen Wüstenspringmäuse.

standen; wir hatten nur noch ihr Ziel im Sinn, das wir so schnell wie irgend möglich erreichen wollten. Doch es sollte anders kommen! Zwischen Istanbul und Edirne ging die Ölpumpe unseres Fahrzeugs zu Bruch. In einer Werkstatt im nahen Babaeski, wohin wir abgeschleppt werden mussten, erfuhren wir, dass der Schaden nicht behoben werden kann, weil es kein passendes Ersatzteil gibt. Wir hatten zwar einen „Ford-Transit“, also den in der Türkei damals häufigsten Kleinbus überhaupt, doch es war der in Deutschland produzierte Typ, der im Detail nicht mit dem in der Türkei benutzten übereinstimmte. Einer von uns musste also nach Wien fliegen, um eine passende Ölpumpe zu holen. Das kleine Hotel in Babaeski, in das wir uns notgedrungen einquartiert hatten, war dermaßen verwandt, dass VARTIANS beschlossen, die Wartezeit im vornehmen Parkhotel auf dem Taxim in Istanbul zu verbringen. Dort nahm der Freiheitskampf unserer Springmäuse schließlich ungeahnte Ausmaße an, und zwar dergestalt, dass sie einfach beträchtliche Teile der hochwertigen Hotelzimmertapete in ihren Speisezettel mit einbezogen.

Gleich am Morgen des folgenden Tages buchte ich den notwendig gewordenen Flug nach Wien. Die noch übrig gebliebenen letzten beiden Mäuse setzte ich in meine Fototasche, in der Hoffnung, sie noch vor dem Abend loszuwerden. Der Flug ging über Rom. Dort sollten Transitpassagiere nach Österreich in die „AUA“ umsteigen, doch den Anschluss, der auf meinem Ticket stand, gab es an diesem Tag nicht mehr. Die „Alitalia“ bedauerte ihr Versehen und brachte mich kostenlos in einem wiederum sehr vornehmen Hotel unter – mich und meine beiden Nager aus der afghanischen Steppe. Davon wusste der Hotelier natürlich nichts. Als ich mein Zimmer betrat, bemerkte ich schon ein gewaltiges Rumoren in der Tasche an meiner Seite. Beim Anblick des Badezimmers durfte ich jedoch Hoffnung schöpfen: Alles gekachelt, vom Boden bis zur Decke. Da könnt ihr euch mal die Zähne ausbeißen! Mit diesem Gutenachtgruß setzte ich die sofort wild

herumhüpfenden Wüstenspringmäuse auf den Boden, verstreute schnell noch den restlichen Futtersvorrat und schloss die Tür. Das wäre geschafft! Wenn ich morgen früh erwache, schlafen die Beiden längst wieder und lassen sich bequem einfangen.

Letzteres stimmte sogar, doch was ich nicht bedacht habe war die Existenz einer riesigen, gerade neu aufgehängten Rolle feinsten Toilettenpapiers. Die Mäuse haben sie während der Nacht dank ihrer enormen Sprungkraft erreicht und völlig abgespult. Als ich das Badezimmer betrat, stand ich vor einem meterhohen Berg locker aufgetürmter Papierschlängen, teilweise angeknabbert und mit allerliebsten kleinen Köteln verziert. Ich hatte keine Zeit mehr, dieses monströse Gebilde zu beseitigen, das einem Kunstwerk aus den Werkstätten der Avantgarde glich. Das Taxi zum Flughafen wartete schon. Noch heute würde ich viel dafür geben, in die Gesichter des sicherlich von einem verstörten Zimmermädchen herbeigerufenen Hotelpersonals zu blicken! Ein Tedesco – und eine solche Hinterlassenschaft? Eine derartige „Abwicklung“ war im deutsch-italienischen Kulturaustausch sicherlich nicht vorgesehen!

Afghanistan im Jahr 1971

Im Jahr 1971 war in Afghanistan die politische Entwicklung auf ihrem Weg in die Katastrophe der 80er und 90er Jahre weiter fortgeschritten. Auf NOOR AHMAD ETEMADI folgte Dr. ABDUL ZAHER. Er war Präsident der Loya Jirgah, des großen Nationalrates, in dem sich einflussreiche Persönlichkeiten zur Beratung wichtiger Staatsangelegenheiten zusammenfinden. Seine Bemühungen waren darauf ausgerichtet, Afghanistan wieder näher an die USA heranzuführen und mit Pakistan sogar einen Freundschaftsvertrag abzuschließen. Dieser Trend führte an der Universität Kabul zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen kommunistischen und nichtkommunistischen Studenten. In diesem

teilweise handgreiflich geführten Streit tat sich ein fanatischer Moslem besonders hervor, der später noch von sich reden machen sollte: GULBUDDIN HEKMATYAR. Für den Präsidenten ABDUL ZAHER wurde die Hungersnot zum Verhängnis, von der das Land in den Jahren 1970 und 1971 heimgesucht wurde. Er zeigte sich gegenüber dieser Katastrophe ziemlich hilflos und musste schließlich Ende 1972 abdanken.

Seit Mitte der 70er Jahre hat sich die Lage geradezu dramatisch verändert. Afghanistan erlebte eine nationale Katastrophe, wie sie schlimmer nicht hätte kommen können. Ein heimtückisch und grausam geführter Krieg, ausgelöst durch den Einmarsch sowjetischer Truppen Ende 1979, hat viele Menschen getötet oder in die Flucht getrieben. Nach dem Abzug der Sowjets kam es zu einem unbeschreiblichen Vandalismus durch aufgehetzte „Koranschüler“, die sich Taliban nennen. Er führte zur Zerstörung unwiderbringlicher Kulturgüter insbesondere aus der graeco-buddhistischen Epoche des Landes, aber auch zur Vernichtung oder Beschädigung der unter Anleitung deutscher Wissenschaftler aufgebauten und in der Universität Kabul aufbewahrten botanischen und zoologischen Sammlungen. Die intellektuelle Führungsschicht des Landes, darunter auch Biologen, lebt heute verstreut im Ausland.

Zurückgeblieben ist ein zerstörtes, ausgeblutetes Land. Es gibt keine Infrastruktur mehr. Weite Gebiete sind vermint. Sie zu bereisen wäre ein nicht mehr tragbares Risiko, das sich durch Überfälle und Sprengstoffanschläge, die an der Tagesordnung sind, noch weiter erhöht. Unter diesen Voraussetzungen ist an entomologische Forschungs- und Sammelreisen vorerst nicht zu denken. Es bleibt daher genug Zeit dafür übrig, das in westlichen Naturkundemuseen aufbewahrte und dadurch glücklicherweise erhalten gebliebene Sammlungsmaterial zu sichten, aufzuarbeiten und die dabei gewonnenen Ergebnisse in eine „Landesdatenbank Afghanistan“ zu überführen, die später einmal der Universität in Kabul zu übereignen sein wird. Mit der

Organisation dieser Arbeiten ist inzwischen am Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe begonnen worden. Die Auswertung des ebenso umfangreichen wie wertvollen wissenschaftlichen Nachlasses von CLAS NAUMANN soll damit koordiniert werden und liegt in den Händen des international bekannten Zygaenenforschers AXEL HOFMANN.

*

Die wichtigste Begebenheit auf dem Weg nach Afghanistan im Jahr 1969 war für mich zweifellos der Besuch des Plant Pest & Diseases Research Institute (PPDRI) in Teheran. Er führte zur Bekanntschaft mit HAJK MIRZAYANS, aus der sich schließlich eine äußerst fruchtbare Zusammenarbeit entwickelte. MIRZAYANS war Leiter der Abteilung „Systematische Entomologie“ am PPDRI. Als Insektenforscher hat er sich schon frühzeitig den Heuschrecken (Orthoptera) zugewandt, die ja in den ariden Landschaften des Vorderen Orients seit jeher eine besondere wirtschaftliche Rolle spielen. Auch heute noch stellen sie für manche landwirtschaftlich genutzten Gebiete eine ernste Bedrohung dar. Es ist deshalb naheliegend, ihrer Entwicklung und ihrem Verhalten, insbesondere der Zusammenrottung und Schwarmbildung, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Dazu bedarf es sogenannter „applied entomologists“, die abzuwägen haben, wie man gegen Schädlinge vorgeht und mit welchen Mitteln und in welchem Umfang dies geschehen soll. Wie schon in anderen Städten des Orients entstand auch in Teheran ein Institut, das sich diesen Aufgaben widmet. Man war bestrebt, nach möglichst neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen an die vielfältigen Probleme heranzugehen, die sich aus dem Vorkommen bestimmter für die Land- und Forstwirtschaft schädlicher Insektenarten (pest insects) ergaben.

Dazu war es unumgänglich, mit Entomologen aus dem Ausland Kontakt aufzunehmen und sich in der Fachliteratur auf dem Laufenden zu halten. Diese internatio-

nale Zusammenarbeit war natürlich nicht nur auf die Erforschung der land- und forstwirtschaftlichen Schädlinge und denen der Vorratshaltung ausgerichtet, sondern umfasste auch die Unkrautbekämpfung, Saatgutpflege und andere Bereiche. Die Bundesrepublik Deutschland hat damals im Rahmen ihrer landwirtschaftlichen Entwicklungshilfe ein Programm ins Leben gerufen, das, auf Iran bezogen, die Projektbezeichnung „FE 121 Technische Hilfe für Iran“ trug. Verantwortlich für dessen Durchführung war die Bundesstelle für Entwicklungshilfe (bfe).

Im Mai 1969 bot sich die Gelegenheit, mich vor Ort über die Arbeit am PPDRi zu informieren. Von HAJK MIRZAYANS hörte ich, dass man zwar über die Verbreitung der wichtigsten Schadinsekten in Iran recht gut unterrichtet sei, dass es jedoch an der Artenkenntnis in fast allen Insektenordnungen, insbesondere bei den Schmetterlingen, noch sehr mangle. Neben der „Applied Entomology“ sei daher eine Weiterentwicklung der taxonomisch-systematischen Disziplin am Pflanzenschutzinstitut in Teheran sehr wünschenswert – im Grunde genommen also das gleiche Problem, das mir bereits vor Jahren in Afghanistan vorgetragen wurde und das beinahe zu einem Beschäftigungsverhältnis mit dem afghanischen Landwirtschaftsministerium geführt hat.

Ehe ich im Juni 1969 nach Kabul weiterfuhr, kam ich mit HAJK MIRZAYANS darin überein, die Möglichkeit einer zunächst kurzzeitig befristeten Anstellung im PPDRi zu überdenken, mit dem Ziel, auf diesem Weg zumindest die Grundlage für den Aufbau einer „Bestimmungssammlung Schmetterlinge“ zu schaffen, in der sowohl schädliche als auch nicht schädliche Arten gleichermaßen in einer systematisch geordneten Aufstellung vertreten sein sollten.

Dieser Plan, der natürlich erst mit dem bereits erwähnten Projekt abgestimmt werden musste, jedoch sofort Unterstützung bei der Projektleitung in Teheran fand, konnte ein Jahr später realisiert werden. Es kam zum Vertrag mit dem Bundesamt für

Ernährung und Forstwirtschaft, der meinen Einsatz am PPDRi für die Monate September bis Dezember 1970 vorsah. Es waren drei äußerst fruchtbare Monate, in denen es nicht nur gelang, die erwünschte Sammlung in ihren Grundzügen aufzubauen, sondern dazu auch ein Informationssystem zu entwickeln, in dem das Wissen über die betreffenden Arten in einer Arbeitskartei (den personal computer gab es damals noch nicht) zusammengefasst war. Als ich im Dezember 1970 wieder nach Karlsruhe zurückkehrte, bestand allseits der Wunsch, diese so erfolgreich begonnene Arbeit fortzusetzen.

In genau dieser Zeit erreichten mich aus Afghanistan die spannenden Berichte meines Freundes CLAS NAUMANN. Er hatte es geschafft, im Rahmen der deutsch-afghanischen Universitätspartnerschaft Kabul-Bonn/Köln/Bochum nach Kabul zu wechseln, um dort wissenschaftliche Aufbauarbeit zu leisten. Wir kannten uns bereits seit dem Jahr 1964. CLAS war damals noch Student an der Universität in Tübingen und wohnte im schönen Bebenhausen. Von dort kam er öfter zu mir nach Karlsruhe, um hier am Naturkundemuseum die Zygaenen unserer Sammlungen taxonomisch-systematisch zu ordnen. Dieser Schmetterlingsfamilie, die man „Widderchen“ nennt, galt schon damals seine wissenschaftliche Aufmerksamkeit.

Wir lernten uns schnell näher kennen und es entwickelte sich eine Freundschaft, die von hoher gegenseitiger Wertschätzung geprägt war. CLAS war nicht nur darauf aus, neue Informationen zu sammeln, sondern auch jederzeit bereit, solche einem permanent wissbegierigen Schüler mitzuteilen. Berichte über meine Pamir- und Hindukuschfahrten interessierten ihn brennend. Jede Einzelheit wollte er wissen. Ich merkte schnell, dass Afghanistan auch das Land seiner Träume war. Dorthin zog es ihn mit allen Fasern seiner jugendlichen Kraft. Als er dann bei einem seiner Karlsruher Besuche die hübsche afghanische Studentin STORAI NAWABI mitbrachte, war sein weiterer Lebensweg, der

unweigerlich in das Land zwischen Oxus und Indus führen musste, vorgezeichnet. Schon damals schmiedeten wir Pläne über gemeinsame Sammelreisen in Afghanistan, die sich in einem regen Briefwechsel fortsetzten.

Im Jahr 1970 waren wir der Verwirklichung dieser Pläne schon recht nahe gekommen. CLAS flog am 26. März nach Kabul und war dort schnell am Ziel seiner Wünsche angelangt. In seinem Brief vom 11. April 1970 teilte er mir unter anderem mit: „... Das ist also das Land meiner Träume – ich bin froh, es geschafft zu haben. Die ersten Eindrücke hier waren natürlich überwältigend und ich bin jetzt schon sicher, daß dies das Land ist, nach dem ich für den Rest meines Lebens Sehnsucht haben werde.“

Für mich gestaltete sich das Jahr 1970 insgesamt recht erwartungsvoll. Zunächst waren da noch die im Mai 1969 in Teheran geführten Gespräche, die den Gedanken an einen Vertrag mit der Deutschen Förderungsgesellschaft für Entwicklungsländer (GAWI) und an eine Übersiedlung in die Metropole des Iran wach hielten. Dann waren da aber auch die Briefe, die ich von CLAS in schöner Regelmäßigkeit aus Afghanistan erhielt. Sie hatten, neben der interessanten Schilderung seiner Arbeit in Kabul, auch unsere gemeinsamen Reisepläne zum Gegenstand. Den ersten Schritt in diese Richtung teilte er mir in seinem Brief vom 7. August 1970 mit: „Wegen Pamir 1971 habe ich kürzlich bereits etwas vorgebaut. Und zwar ergab sich eine Gelegenheit, den König zu sprechen, weil wir für ihn in Karez-e-Mir eine Fasanerie bauen. Er wollte einige Fragen mit uns (STERN und mir) persönlich besprechen und fragte dabei auch, ob es Schwierigkeiten mit Reisegenehmigungen gäbe. Wir sollten uns im kommenden Jahr rechtzeitig melden, damit er alles für uns regeln könne. Im Übrigen sei er jederzeit für uns zu sprechen, falls es Schwierigkeiten gäbe. Es sieht also ganz positiv aus! Außer mit Dir möchte ich allerdings mit niemand anderem fahren, d. h. andere deutsche Entomologen gleich welcher Richtung möchte ich nicht auf solch einer Tour sehen.“

Im Brief vom 14. Dezember 1970 waren diese Angaben bereits wie folgt im Detail festgelegt: „Semesterende hier ca. 15.6., dann 4 Wochen Dienstreise und anschließend 4 Wochen Urlaub. Summa summarum also acht freie Wochen. Mitte Juni will ich noch am Rabatak, danach in Gardez-Paktia-Safed-Koh sammeln, etwa bis 28.6., dann Abfahrt nach Nuristan (Barg-e-Matal), bis in die ersten Juli-Tage sammeln an der Chitral-Grenze (*Zyg. sogdiana storaiæ* ssp. nova, *rubricollis* und andere). Von dort Wanderung mit Trägern das Lindai-Sin-Tal aufwärts, über Paß Einreise in Pamir. Evtl. 10.7. Treffen mit NOGGE in Iskashem oder Qala-Panja. Dann mit Tragtieren und Trägern zunächst im Haupttal aufwärts bis zum Victoria-See, Abstecher in den kl. Pamir im Süden (pak. Grenze), über Pamir-Pässe nach Norden und Rückweg auf der Nordseite des Gebirges, schließlich über Kotal-e-Wazit Rückreise via Suhst - Qala-Panja nach Kabul. [...] Ich lege diesem Brief eine offizielle Einladung bei, damit Du alles vorbereiten kannst. Ich würde es für gut finden, wenn Du bereits am 15.6. hier sein könntest, damit wir evtl. Rest-Vorbereitungen usw. gemeinsam machen können und auch zusammen die Tour nach Paktia abstottern können. Du wärest demnach vermutlich vom 10.6. bis 20.8. dienstlich abwesend.“

Auch über die Organisation dieser Expedition finden sich in diesem Brief bereits genauere Angaben: „Ich habe vor, die Wochenrationen auf jeweils eine Pack-Kiste zu verstauen, sodaß man immer nur eine Kiste öffnen muß und nicht alles durcheinander fliegt. Die strategischen Vorbereitungen müssen picobello sitzen, sonst geht uns zuviel Zeit mit Improvisationen flöten. Ich würde es vorziehen, wenn Du mit über Nuristan in den Wakhan einreist, da man dann Kleinigkeiten besprechen und ausprobieren kann, bis NOGGE zu uns stößt, der beim Gouverneur in Faizabad die Behördengänge erledigen wird. Die Reisekosten werden beträchtlich sein, da mit einem Troß von 12 - 15 Tragtieren gerechnet werden muß, die sich mit weiterem Vordringen in

den Wakhan durch Zusammenfressen der Vorräte natürlich verringern. Bergsteigerfreunde, die hier im August bei mir einbrachen und bis Qala-Panja kamen, berichteten, daß Träger pro Mann nicht unter 200 Afs zu haben seien und daß dort allgemein über eine Empfehlung der Regierung gesprochen würde, daß Ausländer 400 Afs pro Tag und Mann zahlen sollten. [...] Zelte und Proviant kann ich von hier aus vorbereiten. Du müßtest Dir Sammelzeug, Fotozeug und Wäsche plus Schlafsack (Daunen!, Spezial-Hochgebirgsausrüstung!) mitbringen, also kurz alles, was Du außer Verpflegung, Kochzeug und Zeltausrüstung für Dich selbst brauchst.“

Und am 16. Dezember 1970 schrieb er: „Eben komme ich wieder aus Karez-e-Mir zurück, wo wir mit dem Obermeister der Afghanen eine weitere längere Unterredung hatten. Ich habe – wie angekündigt – die Gelegenheit benutzt um unsere Pamir-Pläne vorzutragen und auch Dein Mitreisen gleich miteinzuflechten. Nach vorläufigen Bedenken (Victoria-See zu dicht an der chinesischen Grenze) stimmte er jedoch zu und versprach, zum gegebenen Zeitpunkt die Reise zu genehmigen. – Es ging mir heute nur prinzipiell darum zu erfahren, ob der König unseren Plan genehmigen wird oder nicht. Detailfragen kann man später diskutieren. [...] Übrigens meinte der König, daß die projektierte Tour doch etwas viel für einen Sommer wäre und schlug vor, die Nord-Route, die ich für die Rückreise vorsah, auf einer zweiten Reise im Jahr 1972 zu ‘machen’. Er hätte keine Einwendungen, wenn wir es schaffen sollten, aber vermutlich würde uns der Faktor Zeit einen Strich durch die Rechnung machen und die Pässe zu früh verschneien. Im Scherz meinte er, den afghanischen Hubschraubern würde es sicher auch kein Vergnügen machen uns in 4000 m Höhe aus dem Schnee zu ziehen. Summa summarum: freie Fahrt für 1971 in den afghanischen Pamir!“

Eine besondere Landschaft, der Wakhan, und die dieses enge, fast 300 km lange Tal im Norden begrenzende Bergwelt, stand somit als Reiseziel vor unseren Augen.

Auch mir war es weder im Jahr 1957 noch in den Jahren danach gelungen, dorthin zu kommen. Zu streng waren die Vorschriften und zu restriktiv die Reisebeschränkungen, welche die afghanische Regierung für dieses Grenzgebiet zwischen der Sowjetunion und dem südlich angrenzenden, politisch den USA zugeneigten Pakistan erlassen hatte. Von dem amerikanischen Ehepaar JEAN BOWIE und FRANC SHOR, von dem noch die Rede sein wird, einmal abgesehen, haben nach dem 2. Weltkrieg nur wenige eine Einreisegenehmigung erhalten. Im Jahr 1960 waren das eine japanische und eine polnische Bergsteiger-Expedition, die beide das selbe Ziel hatten, nämlich den nach dem Tirich Mir (7706 m) höchsten Berg Afghanistans, den 7492 m hohen Noshaq, zu besteigen. Drei Jahre später eroberten Italiener unter ihrem Leiter CARLO A. PINELLI den Gipfel des mitten im Wakhan gelegenen Koh-e-Baba Tangi (6513 m). Bereits im Jahr vorher und dann wieder 1965 erhielt der deutsche Journalist H. LECHENPERG die Genehmigung, bis in den „Kleinen Pamir“ zu reisen. Dort drehte er einen eindrucksvollen Film über Land und Leute des Wakhan und des afghanischen Pamir, der auch im deutschen Fernsehen gezeigt wurde. Fünf Jahre später nahm schließlich mit der „Österreichischen Forschungsexpedition in den Wakhan 1970“ und unserer „Deutschen zoologisch-botanischen Pamir-Expedition 1971“ neben der bergsteigerischen auch die wissenschaftliche Erschließung dieses Gebietes ihren Anfang.

Eine andere Möglichkeit, jedoch nur kurzfristig und unter bestimmten Auflagen in den Großen Pamir zu reisen, bot sich mit Beginn der 70er Jahre zahlungskräftigen Sammlern von Jagdtrophäen, insbesondere des begehrten Gehörns des Marco-Polo-Widders. Zuständig für diese Klientel war die Afghan Tourist Organization. Eine Jagdsafari, bei der das berühmte Marco-Polo-Schaf oder auch Steinböcke, die hier in besonders kapitalen Exemplaren zuhause sind, geschossen wurden, kostete damals 6000 US-Dollar. Mit der gleichen Organisation konnte man

übrigens auch nach Bamian und Band-i-Amir fahren.

Mit dem Ausbau von Straßen wie der Transitroute von Herat über Kandahar nach Kabul und zum Khyber-Pass, oder der Nord-Süd-Verbindung über den Salang-Pass, stieg auch die Zahl der einreisenden Touristen. Wurden 1958, dem Gründungsjahr der Afghan Tourist Organization, nur 436 Einreisende verzeichnet, waren es im Jahr 1970 bereits mehr als 100.000. Dennoch war Afghanistan noch weit davon entfernt, ein touristisch erschlossenes Reiseland zu sein! Viele der damals dort anzutreffenden Ausländer waren Jugendliche, die sich hier ihr von Haschischwolken umgaukeltes Abenteuer erträumten oder sich auf der Durchreise nach Indien oder Nepal befanden. Einen nicht geringen Anteil an der Statistik hatten auch die bei verschiedenen Hilfsorganisationen Beschäftigten.

Auf mich, der ich diese Entwicklung schon während meiner vorangegangenen vier Reisen nach Afghanistan verfolgen konnte, hatte sie keinen Einfluß. Planung und Durchführung der Expedition verliefen wie eh und je, diesmal allerdings mit dem erheblichen Unterschied, dass „dem Mann vor Ort“ die praktische Durchführung aller Vorbereitungen zufiel. Unter dem 11. März 1971 (dem 20.12.1349 mohammedanischer Zeitrechnung) schrieb mir CLAS:

„Zum Pack-Plan folgendes:

7 Wochen Verpflegung	= 3,5 Yaks
Sammelausrüstung Ent.	= 2,0 Yaks
200 l Benzin	= 3,0 Yaks
Zelte, Wäsche etc.	= 2,0 Yaks
Reittiere, 6 Mann	= 6,0 Yaks

16,5 Yaks

Das wäre die Minimalkalkulation! Dazu kommen nämlich noch die Tiere, die den Proviant der Treiber und Soldaten enthalten! Es wird also zwangsläufig eine große Karawane werden. Man könnte natürlich die

Reittiere reduzieren und sagen, daß abwechselnd gelaufen und geritten wird, also nur 3-4 Reittiere erforderlich sind. Ich halte das allerdings für nicht so günstig, weil wir vermutlich alle zur gleichen Zeit müde sein werden vom Sammeln und entsprechend auf dem Vieh ausruhen wollen. Diese Frage wäre aber noch zu diskutieren.“

Auf dem Dach der Welt

von CLAS M. NAUMANN (posthum)

„Bam-e dunya“, das Dach der Welt, nennt man in Mittelasien nicht nur das tibetische Hochplateau, sondern auch das Pamir-Gebiet, dessen durchschnittliche Meereshöhe zwischen 3800 und 4000 m liegt. Nur wenige Europäer wissen, dass auch Afghanistan mit seinem 300 km langen und an der engsten Stelle nur 15 km breiten Wakhanzipfel Anteil an diesem Gebiet hat. Das moderne Afghanistan, selbst nichts anderes als ein Kunstprodukt, eine Ausgeburt des Ränkespiels der Kolonialmächte des 19. Jahrhunderts, nämlich des zaristischen Russlands auf der einen Seite, das sich seit 1850 kontinuierlich nach Süden erweiterte, [...] und Großbritannien auf der anderen Seite, das sich etwa zur gleichen Zeit von Indien aus immer weiter nach Norden ausdehnte. Damals wie heute war das „great game“ der Supermächte, wie man im 19. Jahrhundert die mit Forschungsexpeditionen, Spionen, heimlichen Überfällen und viel Bestechungsgeldern geführte Auseinandersetzung um die Märkte Zentralasiens und den Zugang zu den warmen (eisfreien!) Häfen des Indischen Ozeans nannte, der entscheidende Faktor für das politische Überleben Afghanistans.

Nachdem sich die damaligen Supermächte bereits in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts darauf verständigt hatten, ein übel beleumundetes und wirtschaftlich scheinbar uninteressantes Gebiet zwischen Iran im Westen, dem Khyber-Pass im Osten, dem Amu Darya (dem Oxus der alten Griechen) im Norden und den Wüsten

Belutschistans im Süden einem verarmten Angehörigen des Pashtunen-Clans Momadzai [Mohmad-Zai] namens ABDUR RAHMAN, der im Exil in Buchara lebte, zu überlassen, war zunächst erst einmal eine neutrale Pufferzone geschaffen. Russland hatte wohl daran gedacht, das Gebiet über die zentralasiatische Vergangenheit des ABDUR RAHMAN kontrollieren zu können, während die Engländer von den kriegesischen Stämmen Afghanistans bereits zweimal besiegt worden waren und offensichtlich kein weiteres Interesse an dem Gebiet zeigten – außer dass natürlich auch sie alles daran setzten, sich den Kabuler Emir durch regelmäßige Zahlung von Subsidien gefügig zu halten. ABDUR RAHMAN wusste aus dieser Situation nicht nur politischen, sondern auch finanziellen Gewinn zu ziehen – was bis zum letzten König ZAHIR SHAH und seinem Vetter-Nachfolger MOHAMMAD DAUD fast alle seine Nachfolger versucht haben, bis mit dem kommunistischen Umsturz im Jahr 1978 eine Seite scheinbar dauerhaft obsiegt hatte.

Nach der Demarkation der meisten Grenzen Afghanistans blieb letztlich aber doch ein unmarkiertes Gebiet zwischen den unwirtlichen Hochebenen des Pamir und den fruchtbaren Tälern Hunzas, Gilgits und Chitrals im Süden. Nach langen Verhandlungen, dem Fast-Ausbruch eines Weltkrieges auf dem Dach der Welt und zahlreichen Verwirrungen und Täuschungsmanövern beider Seiten einigte man sich zu guter letzt auf einer Konferenz in St. Petersburg auf eine gemeinsame russisch-britische Grenzdemarkations-Kommission, deren Aufgabe es sein sollte, einen Gebietsstreifen neutralen Gebiets zu schneiden, den man dem kürzlich gegründeten Afghanistan angliedern wollte. Im Spätsommer 1895 zogen also zwei Expeditionskorps, ein russisches von Norden kommend, ein britisches von Süden über den Baroghil-Pass kommend, auf die sturmtostenden Höhen des Kicik Pamir, des heute zu Afghanistan gehörenden Kleinen Pamir, wie das Gebiet von den dort im Sommer durchziehenden kirghisischen Hochgebirgsnomaden genannt wurde.

Beide Delegationen wurden von hochrangigen Offizieren angeführt. Die Delegationsleiter und ihre Offiziere hatten ihre Paradeuniformen mitgebracht, die sich fast skurril gegen die baumlosen, trostlos wirkenden Hochgebirgsflächen und die sie einrahmenden Schneegipfel ausnahmen. Abendliche Bankette in den Messe-Zelten und gemeinsame Treibjagden auf die im Herbst in der Brunft befindlichen Marco-Polo-Schafe waren willkommene Abwechslungen bei der Vermessungsarbeit. Am 20. August 1895 fand sich noch ein weiterer Ausländer auf dem Plateau ein: der schwedische Abenteurer und Forschungsreisende SVEN HEDIN hatte von dem abenteuerlichen Vorhaben der Großmächte erfahren und wollte den beiden Delegationen seine Reverenz erweisen. In dem 1897 in Calcutta erschienenen Bericht der britischen Delegation (Pamir Boundary Commission Report), einer bibliophilen Kostbarkeit ersten Ranges, finden sich großformatige Chromophotolithographien. Eine zeigt den „Swedish Explorer Dr. SVEN HEDIN“ in Knickerbockern der Zeit, ein wenig unbeholfen zwischen den Höckern eines wohlgenährten baktrischen Kamels eingeklemmt. Übrigens beschreibt SVEN HEDIN seinen etwa zweiwöchigen Aufenthalt als Gast der „Pamir Boundary Commission“ in seinem Reisewerk „Durch Asiens Wüsten“. Als einziger neutraler Augenzeuge aus dem fernen Europa beschreibt er das Verhältnis der beiden Supermächte: „Es herrschte eine stets fröhliche, offenerherzige Stimmung, und hätte der Fremdling es nicht gewusst, er würde nie darauf gekommen sein, dass hier ein Kampf um die Grenzlinie der Machtsphäre beider Staaten in Asien stattfand, welche die Russen soweit wie möglich nach Süden verschoben haben wollten, die Engländer dagegen möglichst weit nach Norden hinauf zu drängen beabsichtigten.“ HEDIN schwelgt in Erinnerung an die großzügige Bewirtung mit den Bequemlichkeiten und Genüssen Europas: man lebte damals nicht schlecht auf dem Dach der Welt, wenigstens nicht als Angehöriger einer Kolonialmacht.

Die Kommission vermaß das ganze Gebiet, legte die Grenze des zukünftigen afghanischen Wakhan-Pamirs in den strittigen Bereichen vom Zor Kol, dem Lake Victoria, den der englische Forschungsreisende JOHN WOOD bereits 1832 auf der Suche nach den Quellen des Oxus entdeckt hatte, über den „Pik Pawalo Shveikosky“ bis zum Murgahab-Fluss im heutigen Tadjikistan fest. Die 64 km lange Grenze zu dem damals in innenpolitischen Wirren gefangenen China legte man nicht fest. Das holte erst im Jahre 1964 eine gemeinsame chinesisch-afghanische Grenzkommision nach, weshalb Afghanistan, anders als die damalige Sowjetunion, eine mit der Volksrepublik China fest vereinbarte internationale Grenze besitzt.

Über die Bewohner des nun afghanischen Gebietes machte man sich wenig Sorgen. Vielmehr sorgte man dafür, dass der afghanische Staat alles daran setzte, dass ja kein Ausländer in das so weit von Kabul entfernt gelegene Gebiet gelangte. Der erste Europäer, der hier entlang gezogen war, war kein geringerer als MARCO POLO. Nachdem dieser sich 1271 im nordafghanischen Balkh, wo 1500 Jahre zuvor schon der Makedone ALEXANDER DER GROSSE eine baktrische Prinzessin namens ROXANA geheiratet hatte, drei Monate von einer Malaria-Infektion erholt hatte, zog er – der Jahrtausende alten Seidenstraße folgend – nach Osten, dem China des KUBLAI KHAN entgegen. In seinem Bericht beschreibt er ausführlich die dünne Luft, die dazu führe, dass ein Holzfeuer keine wärmende Kraft entwickeln könne. Und dass die Einheimischen aus den Gehörnen riesiger Schafe Einzäunungen für ihre Herden herstellten. So also kamen die Marco-Polo-Schafe zu ihrem Namen.

Rund siebenhundert Jahre waren also seit MARCO POLO vergangen, als sich im Sommer 1971 eine aus rund dreißig Pferden und Yaks bestehende Karawane von Qala Pandja, der östlichsten im Wakhan mit Fahrzeugen erreichbare Siedlung, nach Osten zog. Siebenhundert Jahre, in denen ganze sieben Ausländergruppen dieses Gebiet durchzo-

gen hatten: Abenteurer, Spione, Diplomaten, Flüchtlinge: unter ihnen im Jahre 1916 der deutsche Diplomat WERNER OTTO VON HENTIG, der sich runde zwei Jahre lang in Kabul bemüht hatte, den afghanischen Amir [Emir] HABIBULLAH zu kriegerrischen Maßnahmen an der Westflanke Britisch-Indiens zu bewegen. HABIBULLAH, ganz Afghane, wusste sich die künstlerischen, technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse des deutschen Expeditionskorps, das sich noch um etliche aus dem Bukhara-Gebiet nach Afghanistan geflohene deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsgefangene erweiterte, rasch zunutze zu machen: der Beginn einer tiefen und heute wieder neue Früchte tragenden deutsch-afghanischen Freundschaft und Aufbauhilfe.

Aber zu einer selbstmörderischen Parteinahme gegen die Engländer ließ sich der schlaue Mann nicht bewegen. Den Engländern aber konnten die deutsch-österreichischen Aktivitäten auf der anderen Seite des Khyber-Passes nicht lange verborgen bleiben. HENTIG sah sich über kurz oder lang veranlasst, Kabul zu verlassen. Englische und russische Suchtrupps waren nach ihm ausgeschickt, ein Kopfgeid auf ihn ausgesetzt worden. So entschloss er sich zu einer abenteuerlichen Flucht, die ihn von Kabul aus, den Hindukusch über den Anjuman-Pass nach Norden überquerend, dann über Zebak, auf der afghanischen Seite des Amu Darya entlang nach Osten und über den Kleinen Pamir nach China führte. Gerade rechtzeitig zur deutschen Kapitulation kam er in Peking an und wurde von den siegreichen Engländern auf dem Seeweg repatriert.

Am 13. Juli 1971 stand ich dem legendären Stammesfürsten der „afghanischen“ Kirghisen, RAHMAN QUL KHAN, gegenüber. Unsere Wakhi-Begleiter und Besitzer unserer Trag- und Reittiere hatten die Achillesferse unserer Karawane punktgenau erkannt: wir waren von ihrem guten Willen abhängig, wenn wir unser Zielgebiet im östlichsten Teil des Wakhan erreichen wollten. Hier gab es keine Siedlungen, keinen Ackerbau mehr,

Bildtexte zu den Abbildungen auf den nachfolgenden Farbseiten 245 – 260

- 245 115 Schon am frühen Morgen pilgern die Besucher über Kabuls Prachtstraße Djade Maiwand (Bild) zur „Dscheschenwiese“.
- 116, 117 Dort erleben sie ein wildes Reiterspiel, das sogenannte „Speerstechen“ (naeisa basi). Aus dem vollen Galopp heraus muss der Reiter mit dem Speer einen Holzpflock treffen. Dieser wird nach geglücktem Stoß triumphierend dem Publikum gezeigt.
- 246 118 – 120 Mannschaften aus unterschiedlichen Volksstämmen des Landes kämpfen um den Sieg. Ihr ganzer Stolz sind rassige Pferde, die an diesem Tag besonders herausgeputzt werden.
- 247 126 – 128 Zu den eindrucksvollsten Augenblicken einer Reise durch Afghanistan gehört die Begegnung mit Nomaden.
- 248 130 Im Hazarajat sind die kahlen Hänge mit einer lockeren Steppenvegetation bedeckt. Bäume finden sich nur an den Bewässerungsgräben, wo sie zur Befestigung der Grabenränder angepflanzt werden.
- 131 Im Hintergrund dieses Bildes ist in der Ferne der bizarr geformte Kuh-i-Ruz („Berg der Braut“) zu erkennen.
- 249 134 Unser Aufenthalt hat sich schnell herumgesprochen. Bald stellten sich Besucher ein, die uns Joghurt und Fladenbrot brachten.
- 135 Mit den mongolischen Hazaras hatten wir bereits wenige Tage zuvor am Kotal-e-Mullah Yacub gastfreundliche Bekanntschaft gemacht (dritter von links mein tajikischer Begleiter DJALAL-UD-DIN).
- 136 Imposant aussehende Männer mit roten, grauen und schwarzen Bärten gehörten wohl der paschtunischen Volksgruppe an, die bei den Hazaras nicht sehr beliebt ist.
- 250 140 Die Gegend am Oberlauf des Panjshirflusses heißt Parian, was soviel wie „Land der Feen“ bedeutet. Im Hintergrund der 6843 m hohe Koh-i-Bandakor, der höchste Berg im zentralen Hindukusch.
- 251 141 – 143 In seinem Umkreis siedeln Bergtajiken, von denen hier einige abgebildet sind.
- 252 144 Der Malek von Kurbitab, der mich zum Wetschießen herausforderte.
- 145 Auf dem Anjuman-Pass lag am 19. Juli 1961 stellenweise noch meterhoher Altschnee. Im Hintergrund befindet sich auf fast vegetationslosen und bereits schneefreien Geröllflächen die Flugstelle von *Koramins delphius*.
- 146 Der „Anjuman-See“ auf der Nordseite des Passes.
- 253 147 Im Dorf Anjuman bekamen wir Probleme mit den dort lebenden Bergtajiken.
- 149 In dem mit Bala Quran bezeichneten Gebiet werden bis in Höhenlagen um 2800 m noch Aprikosen angebaut. Die reifen Früchte legt man auf den flachen Dächern der Häuser zum Trocknen aus. Ihr leuchtendes Gelb ist schon von weitem zu sehen.
- 148 Im Anjumental stockt auf den Schotterflächen zu beiden Seiten des Flusses ein überwiegend aus Sanddorn, Berberitze und Weiden bestehender Gebüschwald.
- 254 156 Auf dem Weg nach Ali Khel gelangt man durch eine hügelige Landschaft mit ausgedehnten Schotterflächen und Feldern.
- 157 Nordöstlich von Kotkai ragt der schneebedeckte Mount Sikaram empor, die höchste Erhebung im Safed Koh. Die ehemals ausgedehnten Zedernwälder sind weitgehend abgeholzt.
- 255 158 Im feuchten Bereich des Nadelwaldes finden sich in den höheren Lagen um 2500 m noch Tannen und Fichten.
- 159 Die Himalaja-Zeder ist der charakteristische Baum der Wälder von Khost. Sie gedeiht besonders prächtig in den etwas trockeneren Stufen zwischen 2000 und 2500 m.

- 256 161 – 166 Einige der bei Kotkai gesammelten Schmetterlinge. An das Licht flogen unter anderem die beiden Pflaenspinner (Saturnidae) *Caligula lindia* (Abb. 161 die aus einer Eizucht erhaltene Raupe, Abb. 162 das Weibchen, das an das Licht kam und bald darauf Eier legte) und *Actias selene eberti* (Abb. 163 zeigt das Männchen [Holotypus], Abb. 164 das Weibchen), von ROUGEOT (Museum d'Histoire Naturelle Paris) als neue Unterart beschrieben. Am Tag fielen der Bläuling *Vacciniina asbreta* (Abb. 165) und das Widderchen *Zygaena sogdiana* (Abb. 166) auf, letztere ebenfalls in einer neuen Unterart, der CLAS NAUMANN zu Ehren seiner Frau den Namen *storaiae* gegeben hat.
- 257 167 – 172 Von den in Afghanistan beobachteten und fotografierten Pflanzen kann hier ebenfalls nur eine kleine Auswahl gezeigt werden. In Kotkai fiel insbesondere die zu den Dipsacaceae (Kardengewächse) gehörende *Morina persica* mit ihren weißen, gut einen halben Meter hohen Blütenständen auf (Abb. 169). Die Familie der Fabaceae (Schmetterlingsblütengewächse) war mit mehreren, nur durch genaue Untersuchung am Objekt bestimmbar Arten der Gattung *Onobrychis* (Esparssette) vertreten (Abb. 167 und 172). In den Hochsteppen des Hindukuschs sind Salbeigewächse wie *Salvia bucharica* sowie das oft über zwei Meter hohe Steckenkraut (*Ferula jaeschkeana*) reichlich vertreten (Abb. 168 und 170). Unter den Lauchgewächsen war *Allium carolinianum* weiter verbreitet. (Abb. 171). Alle Aufnahmen det. Prof. Dr. S. BRECKLE.
- 258 173 Die Wohnhäuser der Pashtunen sind so gebaut, dass sie sich relativ gut verteidigen lassen, jedenfalls bei Auseinandersetzungen, wie sie früher „der Brauch waren“.
- 174 Wo vorher die Wehrburgen der Pashtunen die Landschaft prägten, kamen jetzt Wohngebäude und Lagerhallen hinzu, die im Rahmen des Forstprojektes gebaut wurden.
- 259 175 – 177 Es ist erstaunlich, wie schnell sich die kriegerrischen, freiheitsliebenden Pashtunen in dieses Projekt einbinden ließen und durchaus friedlich unter der Anleitung deutscher Forstleute Waldwege bauten. Die wilden Klänge der Trommel durften dabei freilich nicht fehlen.
- 260 179 Eine Kamellast bestand aus zwei Kanthölzern von je zweieinhalb Metern Länge.
- 180 Die „Wälder von Khost“ liegen hier aufgestapelt zum Abtransport bereit.
- 181 Eine voll beladene „Holzlorry“. Einer solchen habe ich mich im Juni 1971 anvertraut, um aus Kabul ein Ersatzteil für unser defektes Auto herbeizuschaffen.















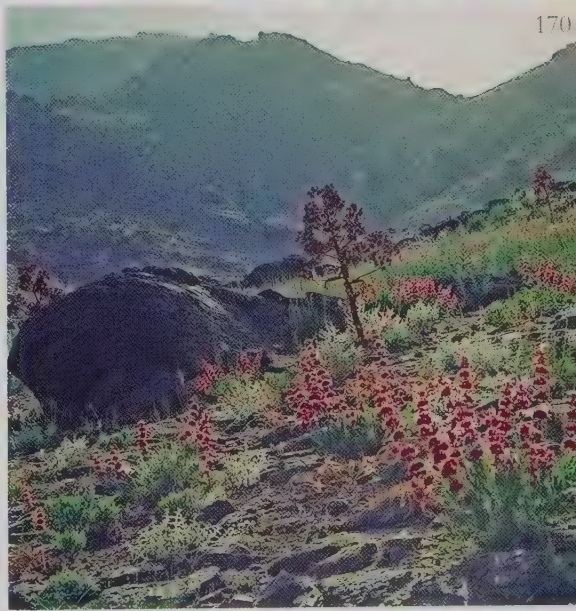


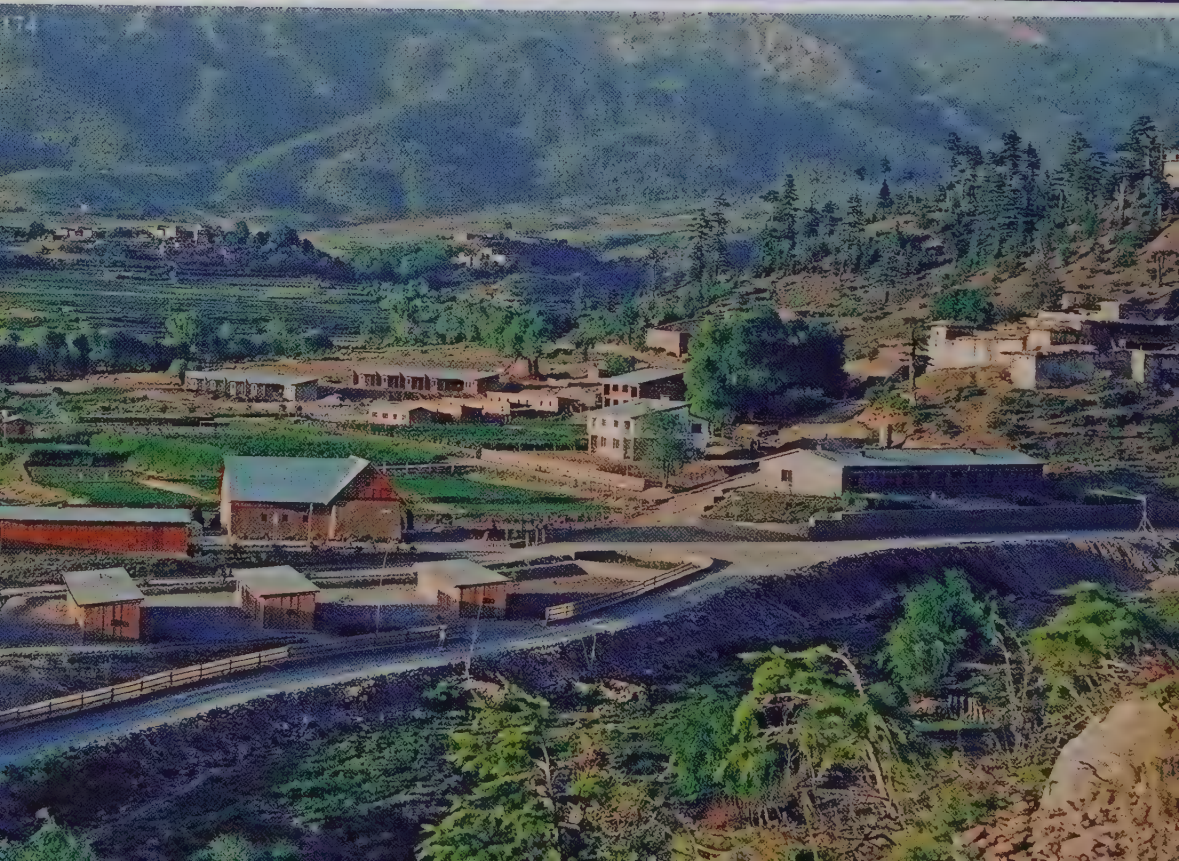
















der im Wakhan bis zu einer Höhe von etwa 3300 m von den ismailitischen Wakhis, den Bergtadschiken der Russen, betrieben wird. Hier, an einer „Bzhoi Gumbaz“ genannten Stelle, standen nur einige Kuppelgräber, die an eine blutige Auseinandersetzung zwischen Kirghisen und Hunza-Leuten aus dem benachbarten Indien (Kaschmir) vor einhundert Jahren erinnerte. Nur zehn Jahre nach unserem Durchzug hieß es in der internationalen Presse, die Sowjets hätten hier SS-20-Raketen installiert, deren Köpfe auf den Karakorum-Highway, die strategisch und wirtschaftlich bedeutsame Verbindung zwischen Kashgar in China und Gilgit in Pakistan, gerichtet seien. Die Meldung erwies sich als eine von der CIA lancierte Zeitungsente, als eines der vielen Verwirrspiele beider Seiten im Kalten Krieg.

Die kleine Gruppe der afghanischen Kirghisen war vor etwa 150 Jahren auf der Suche nach sommerlichen Weidegründen aus dem Alai-Tal hinauf in die weiten Hochebenen des Pamir gezogen. Für sie hatten politische Grenzen bis in das 20. Jahrhundert hinein keine wirkliche Bedeutung. Erst Ende der 20er Jahre, als auf der sowjetischen Seite auch die in Jurten lebenden kirghisischen Nomaden kolchosisiert werden sollten und sich mit aller Macht gegen die Übergriffe des sowjetischen Staates und die drohende Zwangsenteignung ihrer Herden zu wehren begannen, entwickelte sich der afghanische Pamir zu einem Rückzugsgebiet des kirghisischen Widerstandes. Der österreichische Kriegsgefangene GUSTAV KRIST hat die Flucht der Kirghisen aus dem Alai-Tal miterlebt und beschreibt als einziger westlicher Augenzeuge in bewegenden Worten ihren Kampf um die Unabhängigkeit, ihr letzliches Unterliegen und ihren Einsatz ihm, dem schwer Erkrankten, das Leben zu retten.

Der kirghisische Widerstand hielt bis in die 40er Jahre, also bis in den Zweiten Weltkrieg hinein an. Gelegentliche Überfälle auf sowjetische Posten vom scheinbar sicheren afghanischen Territorium beantworteten die Sowjets mit Strafexpeditionen auf afgha-

nisches Gebiet, bei dem auch Gefangene gemacht und nach Sibirien verschleppt wurden. Die Kirghisen Afghanistans flüchteten daher zunächst auf chinesisches Gebiet in den Taghdumbash-Pamir, wo ihres Bleibens aber nach der Gründung der Volksrepublik China auch nicht mehr lange sein konnte. So kam es, dass in den 70er Jahren (genauer: von 1950 bis 1978) etwa 4000 Kirghisen jahraus, jahrein auf den Höhen des afghanischen Pamir, das heißt in rund 4000 m Höhe lebten. Etwa 1600 von ihnen lebten in kleinen Jurtenlagern verteilt im „Großen Pamir“ in der Nähe des Zor Kol (Lake Victoria), etwa 2400 im Kleinen Pamir im weiteren Umfeld des Tshaqmaqin-Sees.

Die politisch erzwungene Einengung auf den kleinen Lebensraum des afghanischen Pamir, die Isolation von anderen kirghisischen Gruppen und die riesigen Entfernungen zum afghanischen Mutterland hatten dafür gesorgt, dass die afghanischen Kirghisen einen großen Teil ihrer traditionellen Kultur bewahrt hatten. Im Sommer 1972 konnte ich im Großen Pamir auf einer zweiten Expedition den letzten freien Schamanen Zentralasiens erleben. Den darauf folgenden Winter sollte er nicht mehr überleben.

Wie war es möglich, dass die Kirghisen in dieser extremen Abgeschiedenheit, rund 1000 Karawanen-Kilometer von Kabul entfernt, überleben konnten? Wie waren sie – neben der Erhaltung der überwältigenden Zeugnisse ihrer alten Nomadenkultur – imstande gewesen, sich neue wirtschaftliche und kulturelle Verbindungen aufzubauen? Der Taktiker RAHMAN QUL hatte es verstanden, stabile politische Beziehungen in das Kabuler Machtzentrum aufzubauen. Der afghanische König ZAHIR SHAH hatte frühzeitig erkannt, dass ihm mit den Kirghisen des Pamir auch eine besondere Verantwortung für den Erhalt dieser einzigartigen Ethnie zugefallen war. Er sorgte dafür, dass sie – obwohl sie nun formal afghanische Staatsbürger geworden waren – vom Militärdienst ausgenommen waren, gewährte ihnen Steuerfreiheit und das Privileg einer jährlich

wiederkehrenden Lieferung von Getreide und anderen dringlichsten Nahrungsmitteln. Diese Lieferung wurde mitten im Winter von den nächstgelegenen Bazaren – runde 250 Kilometer – mit Hilfe der riesigen baktischen Kamele, die es in ganz Afghanistan nur hier gab, auf dem zugefrorenen Amu Darya nach Osten bzw. in den Großen Pamir transportiert. Nur eine einzige Ausländergruppe, das französische Photographen-Ehepaar ROLAND und SABRINA MICHAUD, hat diesen Staunen erregenden Nahrungszug, den Gala-Kashi der Kirghisen, mitgemacht und darüber berichtet.

In geringem Maße konnten die Kirghisen darüber hinaus auch selbst Handel treiben. Ihre Ziegen-, Schaf- und Yakherden waren die Grundlage des wohlschmeckendsten Trockenkäses ganz Zentralasiens, des Qoruts, eine begehrte Handelsware, für die man im Tausch Reis, Mehl, Rosinen, Stoffe und andere Güter des täglichen Bedarfs einhandeln konnte. Wolle, in geringem Maße auch Felle, konnten ebenfalls im Tauschhandel eingesetzt werden. So hatten es die Kirghisen im Laufe der Jahre zu einem beachtlichen Wohlstand gebracht, der es ihnen ermöglicht hatte, ihre alten Kulturgegenstände, beschlagene Lederkisten, Silberschmuck, Teppiche und die herrlichen Trennwände der Jurten, die den Wohn- und Wirtschaftsbereich der Jurte trennt, zu erhalten. Ihre nächsten Nachbarn waren die in der unteren Hälfte des Wakhan-Tales siedelnden Wakhis.

Mit diesen Wakhis war und ist nun eine der tragischen Entwicklungen des Gebietes verbunden: das Opium, das sich zur Geißel des Wakhan und Pamir-Gebietes entwickelt hatte. Opium wurde traditionell in den tieferen Lagen der Provinz Badakhshan, also westlich des Wakhanzipfels angebaut. Und sicherlich gehörte Opium seit einer Reihe von Jahrzehnten auch zur traditionellen Kultur der einheimischen Bevölkerung. In erster Linie dürfte das Wakhan-Pamir-Gebiet aber als Durchgangsgebiet für den Handel mit dem Opium Chinas und Badakhshans im Westen gedient haben. Mit der nahezu

hermetischen Versiegelung der politischen Grenzen in der Folge des Zweiten Weltkriegs aber suchten sich die Erzeuger neue Märkte. So kam es, dass insbesondere unter den Wakhis, der ackerbauenden Talbevölkerung des Wakhan Opium in immer stärkerem Maße zur Gewohnheitsdroge wurde. Die Handelswege aus Badakhshan folgten der einzigen befahrbaren Piste nach Kandut, dem Hauptverwaltungsort des Gebietes und nach Qala Pandja. Hier lebte das geistige-politische Oberhaupt der ismailitischen Bewohner, der PIR SAHIB. Man wird nicht in der Annahme fehlgehen, dass auch seine Familie angesichts der feudalen Herrschaftsstrukturen einen nicht unbedeutenden Anteil des Opiumhandels, insbesondere in die oberen Talschaften und bis hin zu den im Osten des Gebietes siedelnden Hochgebirgsnomaden, den bereits erwähnten Kirghisen, kontrollierte. Anfang der 70er Jahre hat es wohl kaum eine Wakhi-Familie gegeben, in der nicht wenigstens eines oder mehrere Mitglieder der Droge verfallen waren. In den Jurten und Almhütten in über 4000 m Höhe gehörte eine gemeinsam inhalierte Portion Opium praktisch zum täglichen Leben. Ein erheblicher, kaum zu beziffernder Anteil des täglichen Erwerbslebens wurde der Befriedigung des mit zunehmender Abhängigkeit steigenden Bedarfs geopfert – letztlich ein erheblicher Faktor für die zunehmende Verarmung der Wakhis. Dies wiederum führte dazu, dass die Kirghisen mit ihren deutlich höheren Produktionsgewinnen nach und nach Ackerstücke im Wakhan erwerben konnten, die sie dann wiederum an die Wakhis zu hohen Zinsen verpachteten. Eine ungute Spirale der Ausbeutung und der wechselseitigen Abhängigkeit hatte begonnen, die erst mit dem Einmarsch der Sowjets in Afghanistan zu einem vorläufigen Stillstand kam.

Damit wurde ein neues Kapitel in der Geschichte der Kirghisen eingeläutet. Ihrem Führer RAHMAN QUL KHAN war sofort klar, dass für ihn und seine Stammesangehörigen angesichts der langen Geschichte bewaffneter Auseinandersetzungen mit dem russi-

schen Militär und angesichts der schlechten Reputation der Ungläubigen ein Verweilen im Pamir mit hohen Risiken verbunden war. So entschlossen sich die im Kleinen Pamir lebenden Kirghisen unter Führung RAHMAN QUL KHANS bereits im Frühjahr 1980 zur Flucht ins pakistanische Exil. [Ende des von CLAS NAUMANN verfassten Textes]

Der Exodus der Pamir-Kirghisen

Das pakistanische Exil war für die Existenz der Pamir-Kirghisen keine dauerhafte Lösung. Einen anschaulichen Bericht über das vorläufig letzte Kapitel ihrer Geschichte gab NATHAN M. ADAMS aus Washington in der Zeitschrift „Das Beste aus Reader's Digest“. Unterstützt von den Anthropologen N. SHARANI aus Claremont und G. W. AZOY aus New Jersey schrieb er über den „langsamen Tod“ dieser Menschen:

„Die Herden schrumpften während dieser Zeit schnell. Es gab für sie nur wenig Futter. Viele Tiere wurden an Viehhändler aus Gilgit verkauft oder gegen Kleidung und Zelte getauscht; andere wurden geschlachtet, denn das Vieh war die einzige Nahrungsquelle.

Zum erstenmal kamen die Kirghisen mit einer Reihe ansteckender Krankheiten in Berührung, und bald waren Tote zu beklagen. Viele erlagen der Ruhr und der Malaria. Im Spätherbst 1979 waren bereits 150 Kirghisen gestorben, darunter mehr als 100 Frauen und Kinder. Der Khan nahm an den Beisetzungsfeierlichkeiten teil und tat sein möglichstes, um zu helfen. Kurz nach ihrer Ankunft in Gilgit stellte er einen Teil seiner Ersparnisse für die Einrichtung eines kleinen Bekleidungsgeschäfts zur Verfügung. Es warf jeden Monat etwas Gewinn ab, für den Stamm eine willkommene Hilfe. Doch fast täglich war von einem weiteren Todesfall und weiteren Leiden zu hören. Von den rund 1300 Kirghisen, die mit Rahman Kul aus dem Pamir ausgezogen waren, waren nur noch 1100 übrig. Mehr als 30 Familien waren mit

der neuen Lage nicht fertig geworden und nach Afghanistan zurückgekehrt. Sie wurden von den Sowjets, die den Kleinen Pamir im Frühjahr 1980 mit modernstem Kriegsgerät zu befestigen begannen, prompt auf engumgrenzte Reservate beschränkt.

Dem Khan war klar, daß sich das Elend seiner Leute, wenn sie in Pakistan blieben, nur noch verschlimmern würde. Nachdem er sich vergebens an die Vereinigten Staaten gewandt hatte, nahm er seine Zuflucht zur türkischen Botschaft in der Hoffnung, daß das Band der Sprachverwandtschaft die Türken veranlassen würde, ihnen Asyl zu gewähren. Inzwischen waren die Sowjets in Afghanistan einmarschiert; Tausende von anderen Flüchtlingen strömten nach Pakistan, so daß die Kirghisen so gut wie vergessen waren.

Aber der Khan gab nicht auf. Immer wieder bat er die Türkei um Hilfe. 20 Monate vergingen. Dann, im März 1982, wurde nach einer Untersuchung durch eine türkische Regierungskommission ein Sondergesetz verabschiedet, das den Kirghisen die türkische Staatsangehörigkeit zuerkannte.

Der Khan erhielt die Nachricht vom türkischen Konsulat in Islamabad und unterrichtete sofort den ganzen Stamm von dieser Wendung. Die Türkei konnte ihre letzte Chance sein, ihre Identität und einen Rest ihrer traditionellen Lebensweise zu bewahren. Sie würde ihre neue Heimat werden.

Am 5. August 1982 brachen die Kirghisen zu ihrer letzten Wanderung auf. Unter einem wolkenverhangenen Himmel standen sie am frühen Morgen in einer Ecke des Flughafens von Islamabad. Einige trugen die traditionelle Tracht, in der sie fast auf den Tag genau vier Jahre zuvor den Kleinen Pamir verlassen hatten. Der Khan führte seinen Sattel aus bemaltem Horn und Bein sowie seinen Gebetsteppich mit. Der Flug dauerte sechs Stunden. Als sie ankamen – in einem Land, das dem ihren mehrere Jahrhunderte voraus war –, wurde der Khan von einem Regierungsvertreter begrüßt. „Willkommen in der Türkei“, sagte der Beamte. „Willkommen daheim.“

Heute leben die Kirgisen inmitten welliger Ebenen und wild zerklüfteter Berge nicht weit von der iranischen Grenze im äußersten Osten der Türkei. Ein Gebirgsfluß fließt durch ihr Dorf, und sie züchten wieder Schafe. Die Stammesangehörigen wohnen jetzt in Steinhäusern. Zweimal in der Woche kommt ein kleiner Bus und bringt sie zum Einkaufen in eine kleine Stadt. An klaren Abenden aber kann man, wenn es sehr still ist, den hohen Singsang der Stammesballaden vernehmen, die von den Taten großer Helden der Kirgisengeschichte künden. Einige der Sagen sind Tausende von Jahren alt, andere nicht älter als die Ereignisse bei Basa'i Gonbad.

Im Dorf steht eine Moschee, die erste, die die Kirgisen je besessen haben. Freitags beim Gebetsgottesdienst nehmen der Khan und Ait Mohammed ihren Platz in der ersten Reihe der Gläubigen ein. Rahman Kul ist jetzt 70 Jahre alt. Seine Schultern sind gebeugt, und seine Augen trüben sich mehr und mehr. Aber mag seine Sehkraft auch nachgelassen haben, vor dem geistigen Auge sieht er nach wie vor die fernen Berge mit den eisgekrönten, strahlend schönen Gipfeln irgendwo in Bam-i-Dunja. An dem Ort, den sie das Dach der Welt nennen.“

Im August 1990 ist RAHMAN QUL KHAN in seinem türkischen Exil gestorben.

Auf Umwegen in den Badakhshan

Noch einmal nach Paktia – Nachtfahrt auf der Lorry – Nach Nuristan und zurück –
Gulestan – Auf den Trümmern der Seidenstraße

Die Provinz Paktia, insbesondere die Waldregion von Khost im Süden des Safed Koh, nimmt in Afghanistan in mancherlei Hinsicht eine Sonderstellung ein. Ethnisch gesehen ist sie die Heimat mehrerer Pashtunen-Stämme, die sich seit jeher durch ihre kriegerische Haltung auszeichnen. CLAS NAUMANN war vor unserer gemeinsamen Fahrt im Jahr 1971 noch nicht in diesem Teil Afghanistans gewesen. Er war deshalb erpicht darauf, von mir unter anderem auch die Örtlichkeit gezeigt zu bekommen, an der ich 1966 das von ihm später als *Zygaena sogdiana storaiæ* beschriebene Widderchen gefangen habe.

Der Entschluss, dorthin zu fahren, war schnell gefasst. Diese Reise hatte natürlich noch nichts mit unserer Pamir-Expedition zu tun und muss deshalb eher als „Umweg“ auf dem Weg in die Provinz Badakhshan bezeichnet werden. Immerhin erfüllte sie den Zweck, uns auf das Kommende einzustimmen. CLAS besaß einen alten Volkswagen-„Käfer“, der schon manche Schramme abbekommen hat, für den Stadtverkehr in Kabul jedoch immer noch taugte. Ob er auch steinige Pisten und geröllreiche Furten würde meistern können, blieb allerdings fraglich. Doch CLAS war nicht nur ein exzellenter Biologe, sondern auch ein hervorragender Praktiker, gerade was den Motor seines Fahrzeugs betraf.

Unsere Ausrüstung für diese Tour in den Südosten des Landes war im Handumdrehen gepackt. Es sollten ja nur wenige Tage sein, die wir darauf verwenden wollten. Die einfache Strecke betrug ungefähr 200 Kilometer und führte von Kabul durch das Logar-Tal zunächst nach Gardez, eine kleinen Provinzstadt mit Garnison. Von dort aus ging es

weiter über zwei Pässe in Richtung auf den Safed Koh, das „Weiße Gebirge“ zu, das bald in der Ferne sichtbar wurde. Seine höchsten Erhebungen liegen über 4000 m hoch. Ich habe bereits darüber geschrieben, welche Bedeutung diesem Gebirgsstock zukam in einer Zeit, als britische Truppen und die ihnen angeschlossenen, von britischen Offizieren befehligten anglo-indischen Regimenter versuchten, auf das Gebiet, das hinter diesem natürlichen Grenzwall lag, Einfluss zu nehmen. Wenn es bei militärischen Auseinandersetzungen hart auf hart ging, war der Safed Koh für die Pashtunenstämme stets ein sicheres Rückzugsgebiet. Hier kannten sie jeden Schlupfwinkel, in dem man sich verstecken konnte, und jede Felsnase, von der sich aus sicherer Position heraus auch gegen einen übermächtigen und technisch weit besser ausgerüsteten Gegner ein erfolgreicher Überraschungsangriff wagen ließ. In Zeiten, in denen dieser Gegner gerade einmal nicht zur Verfügung stand, begnügte man sich mit einem Gerangel untereinander. So geriet man nicht aus der Übung und die Gewehre, häufig noch aus der Zeit des britisch-afghanischen Krieges um 1919 stammend, blieben gut geölt. A propos Waffenpflege! Sie war im Leben eines Pashtunen die vornehmste Beschäftigung. Stundenlang konnte er sich mit seinem Karabiner befassen, dessen Lauf liebevoll von innen wie von außen reinigen, bis er herausfordernd in der Sonne glänzte. Man muss es einmal gesehen haben, wie hingebungsvoll die schlanken und doch so kräftigen braunen Hände eines solchen Kriegers den Schaft eines Gewehres streicheln. Sein höchstes Glück war eine „Mauser Alma-

nije“, der schönste Klang das Geräusch, das zu hören war, wenn man das Schloß spannte und eine Patrone in das offene Patronenfach schob. Dieses leise metallische Klicken bedeutete zugleich höchstes Entzücken. So manchem Engländer war es schon zum Verhängnis geworden.

Daran mussten wir denken auf unserem Weg in das allein schon aus historischer Sicht so bedeutsame Gebiet. Ich machte CLAS auf die Geschichte aufmerksam, die sich hier vor dreißig Jahren abgespielt hat und in deren Mittelpunkt FRED BRANDT stand, der wohl einer der größten Abenteurer unter uns Entomologen war. Er kannte sie bereits, war jedoch begierig darauf, sie von mir zu hören, der ich sie aus erster Hand erfahren hatte (siehe im Kapitel „Pashtunistan“ unter dem Abschnitt „Der Mann, den Admiral Canaris schickte“).

Die Fahrt nach Ali Khel und Kotkai verlief ohne nennenswerte Unterbrechungen. Mühelos führte ich CLAS an den Hang, an dem ich damals die neue *Zygaena*-Subspezies entdeckte und fotografierte (siehe EBERT 2005). Wie der Pashtunenkrieger mit seiner „Mauser“, so erlebte auch CLAS an dieser Stelle einen vergleichbaren Höhepunkt der Gefühle. Nur wurde hier keine Patrone in ein Gewehr Schloss eingeführt, sondern eine Insektennadel der Größe 2 durch den Thorax des Schmetterlings gestoßen. Diese schwarzen „Original Karlsbader“ Nadeln, mit Messingköpfchen versehen, hatte er vorher, jede einzeln natürlich, in Nikotin getaucht, jenem teeartigen Saft, den er regelmäßig von passionierten Pfeifenrauchern erhielt. Dermaßen vorpräpariert wurden sie schön der Reihe nach, ja man kann sagen in militärischer Schlachtenordnung, auf Korkplatten gespießt, mit der die kleinen Blechschachteln, die er stets mit sich führte, ausgelegt waren.

Für den nicht Eingeweihten sollte vielleicht noch hinzugefügt werden, dass Schmetterlinge aus der Familie „Widderchen“ (*Zygaenidae*) nicht im Zyankaliglas abgetötet werden können, weil sie selbst in ihrem Körper diesen Giftstoff mit sich herumtragen.

Es sind Cyanoglucoside, die in der Hämolymphe und in speziellen Wehrsekretbehältern der Raupen gespeichert sind. Dieses Sekret erfüllt eine wichtige Abwehrfunktion gegenüber Fressfeinden wie Ameisen, Reptilien oder Amphibien. Geruch und Geschmack spielen bei dieser Abschreckung eine wichtige Rolle. Solche cyanogenen Giftsubstanzen können bei den *Zygaenen* im Ei, in der Raupe und Puppe, und natürlich auch im fertigen Schmetterling nachgewiesen werden.

Dermaßen gerüstet stieg CLAS den von mir bezeichneten Hang hinauf. Kein einziges Exemplar der gesuchten Unterart entging seinem Blick! Er war ja bekannt dafür, stets „ganze Arbeit“ zu leisten. Das hieß, möglichst große Serien des betreffenden Taxons einzutragen. Nur auf einer solchen Grundlage lässt sich der Formenreichtum, die individuelle Vielfalt, die in dieser Lepidopteringattung steckt, einigermaßen überschaubar darstellen und beschreiben. Zum Beispiel, ob alle Tiere einen Gürtel tragen, ein „cingulum“, wie der Fachmann sagt. Ferner, ob solche oder ähnliche Merkmale bei der vergleichenden phylogenetischen Betrachtung als abgeleitet (apomorph) oder ursprünglich (plesiomorph) zu werten sind, und so weiter. Immer ist reichhaltiges Untersuchungsmaterial nötig, um die morphologischen Charakteristika einer lokalen Population nachhaltig studieren zu können.

Während CLAS sich an besagtem, voll in der heißen Nachmittagssonne liegenden Hang damit abmühte, seine Widderchen „auf die Nadel zu bekommen“, streifte ich an anderer Stelle durch eine sekundäre Kräutersteppe, die sich auf den Rodungsflächen des hier noch vor kurzer Zeit vorhandenen Zedernwaldes ausgebreitet hat. Dieser Lebensraum, Vorposten des westhimalajischen Deodarwaldes, hatte sich in den vergangenen zwei Jahren mit noch größerer Geschwindigkeit als schon zuvor bis zum Nichtwiedererkennen verändert. Das ehemalige deutsche „Paktia-Forstprojekt“, über das ich bereits ausführlich berichtet habe, war endgültig gescheitert. Die Regierung in

Kabul hatte hier nichts mehr zu sagen (wenn sie es denn überhaupt je gehabt hat). Vor meinen Augen wurden immer noch, wie schon in all den Jahren zuvor, die Kamele mit der üblichen Last – zwei Vierkantbalken, grob aus den Zedernstämmen herausgehauen – beladen und über den Kotal-e-Peiwar nach Pakistan transportiert. Was in den sechziger Jahren noch vornehmlich bei Nacht geschah, vollzog sich jetzt am hellichten Tag. Es gab keine schwer bewaffneten Pashtunen mehr, die diese Karawanen begleiteten. Wozu auch? Wer wollte gegen dieses Tun, auch wenn es noch immer illegal war, einschreiten? Der politische Wandel hatte in Afghanistan längst Einzug gehalten. Die radikale Zerstörung natürlicher Landschaften blieb davon nicht ausgenommen, sie wurde vielmehr noch beschleunigt.

Als ich nach ein paar Stunden zum Ausgangspunkt unserer entomologischen Exkursion zurückkehrte, saß CLAS völlig erschöpft auf dem engen Vordersitz seines Autos, dem einzigen schattigen Ort weit und breit. Im ersten Augenblick dachte ich an einen Kreislaufkollaps, den er erlitten haben konnte. Doch es war wirklich nur die totale körperliche Ermattung. Seine Blechschachteln waren gefüllt, alle darin befindlichen Nadeln genutzt. Er hatte sein Ziel, das wie immer hoch gesteckt war, erreicht. Um welchen Preis, blieb für ihn dabei von untergeordneter Bedeutung. CLAS hat sich nie geschont, schon gar nicht an einer Zygaenen-Lokalität.

Wir hatten nicht viel Zeit für unseren „Abstecher“ [sic!] in die Provinz Paktia. Schon nach zwei Tagen fuhren wir wieder zurück nach Kabul. Es war nicht immer der gleiche Weg, den ich von meinen Fahrten in den Jahren 1966 und 1969 her kannte. Eine teilweise neue, relativ gut ausgebaute wenngleich natürlich nicht asphaltierte Straße führte über zwei 3000 m hohe Pässe. Dort wartete eine Überraschung auf uns, an die ich nie geglaubt hätte, nämlich der Fund von *Koramius inopinatus*, einem Apollofalter, der im Jahr 1939 in den Firus-Kuh-Bergen im Nordwesten Afghanistans entdeckt wurde

(siehe EBERT 2005 und in diesem Buch unter „Afghanistan 1961-1969“). Zwischen diesem alten, seither nicht mehr bestätigten Fundort und dem neuen Fundort in Paktia liegen mehr als 600 Kilometer Luftlinie, ein riesiges Gebiet also, aus dem keine Meldung bekannt geworden ist, obwohl dort trotz großer Abgeschiedenheit schon öfter gesammelt wurde. Später hat COLIN WYATT diese von uns entdeckten Exemplare unter dem Subspezies-Namen *muetingi* in die Literatur eingeführt. Über die auffallende Disjunktion des Areals dieser Art hat sich der Autor nicht geäußert. Ich wusste damals sofort, was uns da ins Netz geraten war. Zu gut standen mir noch die Belegstücke vor Augen, die in der von mir eine Zeit lang betreuten Sammlung DANIEL KIESSLING in Fürth enthalten waren. Als ich CLAS das gefangene Tier zeigte, war auch er erstaunt über das, was ich ihm bereits aus dem Stegreif über diese Art berichten konnte (er vergaß darüber für eine kurze Weile sogar seine geliebten Zygaenen!). Gemeinsam durchstreiften wir das ganze Gebiet, bekamen jedoch kein weiteres Exemplar mehr ins Netz.

*

Normalerweise ist Kabul von diesen zwischen Gardez und Ali Khel gelegenen Pässen aus in weniger als sechs Stunden zu erreichen. Doch was ist in Afghanistan schon normal? Wenn man so diese Frage stellt, lässt sie sich sogar ziemlich leicht beantworten: Normal ist es, dass ein Auto, respektive dessen Motor, irgendwann, meist jedoch dann, wenn man es am wenigsten erwartet, den Geist aufgibt. So war es auch mit unserem VW-Käfer. Plötzlich wollte er nicht mehr. Störrisch wie ein Esel ruckte er noch ein paarmal, wenn CLAS den Anlasser betätigte, dann blieb er stumm. Die Ursache seines Verhaltens war schnell entdeckt: die Zündspule! Eine solche, als Ersatz, hatten wir leider nicht dabei. Eine fatale Sache. Wir mussten sie aus Kabul heranschaffen, eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Ich schlug vor, mit dem alten Streichholzspielchen denjenigen von uns beiden zu ermitteln, der das Ersatzteil holt. Doch CLAS war anderer Meinung. Er wollte in der Nacht beim Auto und bei unseren Sachen bleiben, während ich nach Kabul sollte. Das war allein schon deswegen die richtige Entscheidung, weil CLAS weitaus besser Afghanisch sprach als ich und deshalb „vor Ort“ unsere Situation – wem gegenüber auch immer – eher verständlich machen konnte. Ich musste also nach einer Fahrgelegenheit Ausschau halten, die zunächst auf sich warten ließ. Ein privater Kleinbus ließ sich nicht blicken, auch keine „Afghan Mail“. Entwicklungshelfer und Fahrzeuge afghanischer Dienststellen einschließlich solcher von Polizei und Militär gab es offensichtlich keine mehr in diesem Gebiet, in dem jetzt finster dreinschauende Gestalten das Sagen hatten.

Endlich rumpelte eine mit Holz schwer beladene Lorry heran, wie üblich von einem bärtigen, wenig Vertrauen erweckenden Pashtunen gesteuert, neben sich den unverzichtbaren „Bremsen“ als zweiten Mann. Zwischen diese beiden musste ich mich wohl oder übel hineinquetschen, wollte ich meinen Auftrag erfüllen, eine funktionierende Zündspule aus Kabul herbeizuschaffen. Voraussetzung war natürlich, den weit überhöhten Fahrpreis, den der Fahrer verlangte, auf der Stelle zu bezahlen.

Ich bin schon früher auf eine ähnlich unbequeme Art in Afghanistan gereist, diese Fahrt übertraf jedoch alle anderen noch um ein ganzes Stück! Mein Sitz bestand aus einer harten Holzunterlage (das Leder, mit dem man sie wohl einst überzogen hatte, war total abgewetzt). Etwa dreißig Zentimeter derartiger Sitzfläche waren mir zugewiesen. Der lange Schalthebel, der ständig betätigt werden musste, schlug mit schöner Regelmäßigkeit gegen mein linkes Knie. In den Kurven, in die sich das Gefährt mit bedrohlichem Schwanken und lautem Knarren hineinlegte, drängte es mich abwechselnd an den jeder Hygiene abholden Beifahrer, oder gegen den Fahrer, der mich jedesmal böse anstarrte.

So vergingen einige Stunden. Es war längst Nacht geworden, als wir vor einem Teehaus Halt machten. Die Männergesellschaft, die hier versammelt war, hatte nichts mehr mit aufgeklärten Bürgern zu tun, die einst die Schule besuchten und dem Fremden gegenüber eine gewisse Aufgeschlossenheit zeigten (Abb. 188 und 189). Ich wurde mehr feindselig als neugierig gemustert. Meine auf Dari vorgetragenen verbalen Annäherungsversuche, darunter auch einige Witze, die bisher nie ihre Wirkung verfehlten, waren völlig umsonst. Die Männer sprachen nur Pashtu. Der Gegenstand ihres Palavers war sicherlich politischer Natur. Ich verstand zwar nur einzelne Brocken wie „Schurawi“ und „Amerikani“, doch eine friedlich gestimmte Unterhaltung war es keinesfalls. Mein Versuch, mich als Deutscher auszugeben und auf den Wald in Paktia als wichtige Ressource hinzuweisen, was ich mit „dschungal baroie Paschtunistan bisjohr lasim ast“ – (ich sagte nicht „Afghanistan“, sondern bewusst „Paschtunistan“) – auszudrücken versuchte, hinterließ überhaupt keinen Eindruck. Vielmehr hatte ich das Gefühl, dass sich meine gegenwärtige Situation damit nur verschlechterte.

Irgendwann zogen sich der Fahrer unserer Lorry und sein Adlatus zu einem Nickerchen zurück. Ich wagte nicht, es ihnen gleich zu tun, obwohl ich gewaltig gegen die Müdigkeit anzukämpfen hatte. Doch was passiert, wenn ich einschlafe? Ich war nicht in einem privaten Haus, wo mich vielleicht das Gastrecht geschützt hätte, sondern in einer öffentlichen tschai khana, wo Schmuggelware ausgetauscht, dunkle Geschäfte geschlossen und sicherlich auch politisch motivierte Aktionen besprochen wurden. Hier war ich, der Ferangi, völlig fehl am Platze. Aus der Sicht der anderen war ich vielleicht sogar gefährlich, denn die Angst vor Spionen ist in Afghanistan anscheinend fest verankert.

Erst lange nach Mitternacht erhob sich der Fahrer, auf den ich so dringend angewiesen war. Noch einmal trank er Tee und aß ein Stück Fladenbrot. Als er endlich die



Abbildung 188. Eine paschtunische Männergesellschaft beim „Nachmittagstee“.



Abbildung 189. Der heranwachsenden Jugend in den abgelegenen Dörfern „Pashtunistans“ ist das Misstrauen, das diese Grenzbevölkerung dem Fremden entgegenbringt, in den Gesichtern abzulesen.

Naswoar-Dose aus der Westentasche hervor-
kramte und eine Prise daraus nahm, wusste
ich, dass es jetzt weiterging. Am frühen Mor-
gen war dann endlich Kabul erreicht. Mit
einem der klapprigen Stadtbusse russischer
Herkunft fuhr ich zur Universität und berich-
tete dort von unserem Missgeschick. Im
Handumdrehen war eine neue (wenn auch
gebrauchte) Zündspule aus dem Basar geholt
und ein Landrover samt Chauffeur bereitge-
stellt, mit dem ich zurück zu der Stelle fuhr,
an der CLAS bereits sehnsüchtig auf mich
wartete. Auch er hatte eine schlimme Nacht
erlebt, wenn auch anders als ich: Nicht in der
hautnahen Gesellschaft obskurer Gestalten,
sondern umlauert von solchen, die sicherlich
keine guten Absichten hegten, jedoch nicht
den offenen Angriff wagten – Schakale der
Nacht, stets bereit zuzuschnappen, wenn
sich die Gelegenheit bietet. Auch CLAS hatte
kein Auge zugetan!

An den beiden bereits erwähnten Päs-
sen, die unter den Namen „Kotal-e-Sirkej“
und „Kotal-e-Shutur Gardan“ in der von
CLAS hinterlassenen Fundortliste eingetragen
waren, haben wir eine Reihe interessanter
Tagfalterarten gesammelt. Sie wurden von
Dr. WOLFGANG ECKWEILER (Frankfurt/Main)
determiniert (siehe dazu die Ausführungen
auf S. 333: *Metaporia leucodice arjana*, *Pontia
daplidice moorei*, *Argynnis (Mesoacidalia) aglaja
cannelata*, *Issoria lathonia*, *Melitaea persea afghana*,
Melitaea avinovi, *Melitaea chitralensis*, *Coenonym-
pha mangeri*, *Lycaena (Hyrcanana) sartha*, *Plebejus
(Vacciniina) ashbreta*.

Zwischen Ali Khel und Kotkai wurden
außerdem gesammelt: *Pieris brassicae ottonis*,
Colias fieldii, *Nymphalis (Aglaia) caschmirensis
nixa*, *Lampides boeticus*, *Plebejus (Plebejidea) loewii
chamanica*, *Plebejus (Kretania) euryphilus* und *Poly-
ommatus icarus persica* (Abb. S. 309/190192).

Zu diesen Funden auszugsweise noch
einige Notizen aus meinem Reisetage-
buch:

16. Juni [...]: Auf dem Shinkai-Paß [=
Sirkej-Paß sensu Clas N.] Nordhang 3000
m flogen: *Zygaena afghana* sehr zahlreich,

Procris sp. (nur am Vormittag), *Parn. ino-
pinatus* (1 St. beobachtet), *Metaporia leuco-
dice* (umflog die Zweige von *Juniperus*) [...] *Rhodostrophia moeoni* (auf *Artemisia* meist
im Schatten der Felsen und Wacholder-
bäume sitzend), *Rhodostrophia* sp. (im
Schatten am Felsen). Überall massenhaft
Singzikaden [...]

17. Juni [...]: Mittagsrast ca. 5 km vor
Kotkai [= Chotgai]. Es flogen Lycaeniden
(*Vacciniina* etc.), Hesperiden (*Muscham-
pia*, *Pyrgus*) und speziell *Amata obraztovi*,
die wir auch sö d. Shinkai-Passes entlang
der durch ein geröllreiches Flussbett füh-
renden Straße gefunden hatten. Auch
hier flog sie, im Gegensatz zu Shahidan
[Typenlokalität] in einem engen Bachbett
[...]

18. Juni: Früh Abfahrt [in] Kotkai, auf
gleicher Strecke zurück. 1. Stop ca. 10 km,
2. Stop ca. 3 km vor dem Shinkai-Paß.
An dieser 2. Stelle, 2700 m, ausführlicher
gesammelt. Am N-Hang 3 Zygaenenar-
ten [...]: *Z. sogdiana* [...], *Z. afghana* ssp.,
Z. rubricollis flavicola, letztere noch frisch
(Beginn der Flugperiode). Begleitarten:
Colias [...], *Argynnis* [...], *Melitaea* [...],
Procris [...], Lycaeniden. Auf dem Talbo-
den *C. mangeri* [...]. Am Gegenhang [...] *Ferula* sp. und eine violett blühende *Cen-
taurea*. Hier auf *Artemisia* sitzend *Parn.
inopinatus* gefangen. Ein 2. Ex., das auf
Centaurea saugte, verfehlt. Hier nur ein
Ex. v. *Zygaena sogdiana* „kotgaica“ gefun-
den. Beachtenswert: Hier vor 2 Jahren
noch lockerer Wald, jetzt abgeholzt. Typ.
Zygaenenfauna noch vorhanden, wird
aber durch die fortschreitende Erosion
verschwinden bzw. umgewandelt. Dieser
Prozeß nö d. Shinkai bereits weit fortge-
schritten [...]

*

Ich habe schon von unserem Plan
gesprochen, von Kabul aus zunächst in das
Kunar-Tal zu fahren, um von dort durch
Nuristan nach Norden zu reiten. Vorbei an

Barg-e-Matal wollten wir über den Sanglich-Pass nach Zebak, wo das Gros der Expedition mitsamt der Ausrüstung auf uns warten sollte. Ich freute mich schon sehr auf diese Route, die ich ja noch nicht kannte. Auch auf mich hat Nuristan schon immer eine große Anziehungskraft ausgeübt. Allerdings hatte ich auf meinen früheren Reisen durch Afghanistan dem westlichen Pamir und dem zentralen Hindukusch die Priorität eingeräumt. Heute frage ich mich nach dem Warum? Darauf fällt mir nur als Antwort ein, dass die Begegnung mit dem Schmetterling *Parnassius autocrator* bei der Festlegung meiner jeweiligen Reiseroute nicht nur im Jahr 1957, sondern auch danach, immer noch eine gewisse Rolle gespielt hat. Das trifft ganz sicher auf das Gebiet um den Anjuman-Pass herum zu, von dem aus Nuristan allerdings nur schwer zu erreichen gewesen wäre. Ich zog es vor, weiter nach Norden zu reiten, auf die Khodja-Mohammed-Gebirgskette zu, die als Heimat meines „Traumfalters“ galt. Die Erlebnisse, die ich dort hatte, waren nicht dazu angetan, zu diesem Zeitpunkt das benachbarte Nuristan aufzusuchen.

Eine Möglichkeit, wenn auch sicherlich mit eingeschränktem Aktionsradius, bot sich allerdings noch im gleichen Jahr 1961. Damals traf ich mit dem „Syed Batscha“, einem lokalen Großgrundbesitzer aus dem südlichen Nuristan zusammen. Er war oft bei meinem Freund OTTO HAMMER in dessen Haus in Sarobi zu Gast. Stets hatte er einen Leibwächter bei sich, auch er selbst war immer bewaffnet. Vor wem er auf der Hut war, wollte er nicht sagen. Dieser so auffallend in Erscheinung tretende Mann lud mich zu sich nach Hause ein. OTTO HAMMER war schon einmal bei ihm und berichtete von einem Domizil mit vielen Bediensteten, von Besuchern, die ihm die Hand küssten und ähnlichem mehr. Er war offensichtlich eine lokale Persönlichkeit von hoher Reputation. Als er hörte, dass ich in Afghanistan unterwegs sei, um Schmetterlinge zu sammeln, schwadronierte er sofort über handgroße „parwana“, die an seinem Haus um

die Lampe schwirrten. Das mag wohl seine Richtigkeit haben, denn Nuristan ist, wie die Provinz Paktia, über weite Teile ebenfalls mit Wald bedeckt und zählt Arten zu seiner Fauna, deren eigentliche Heimat weiter östlich im Himalajawald liegt. Und dort gibt es Nachtfalter von großer Spannweite, insbesondere aus der Familie der Pfausspinner (Saturnidae). Einen davon, den Mondspinner *Actias selene*, hatte ich ja bereits bei meinem Aufenthalt in Paktia im Jahr 1966, für mich völlig überraschend, bei dem Ort Kotkai feststellen können.

Sein Angebot war also durchaus interessant und wurde noch durch den Hinweis auf eine Bärenjagd bereichert. Auch das stimmte: In dem Gebiet, in dem er lebte gibt es viele Maulbeerbäume. Sobald deren Früchte reif sind, kommen Bären von den Bergen herunter, um sich daran gütlich zu tun. Das geschieht in der Nacht. Man musste sich also nur rechtzeitig vor dem Morgengrauen an einen solchen Maulbeerbaum heranschleichen, auf dem der Bär hockt, um ihn von dort herunterzuschießen. So einfach sei das!

Die Reise zum SYED BATSCHA nach Nuristan kam nicht zustande, und das kam so: Der Mann verlangte von mir, ihm mein Auto auszuleihen. Er müsse geschäftlich nach Kabul und brauche dazu den Wagen. Ich wäre doch jetzt sein Bruder, der mit ihm alles teilt, so wie er mit mir alles teilt, wenn ich erst bei ihm zu Hause bin. Warum solle er dann mit dem Bus nach Kabul fahren, um dort mit Hilfe eines Taxis seine Erledigungen zu machen? Abgesehen davon, dass mir im Jahr 1961 das damals benutzte Fahrzeug von der Zoologischen Staatssammlung in München zur Verfügung gestellt wurde, mir also gar nicht gehörte, war ich ausserdem (und wohl zu Recht) besorgt darüber, es in einem nicht mehr ordentlichen Zustand zurück zu bekommen. Ich lehnte also das Ansinnen ab und verscherzte mir damit nicht nur schlagartig die Sympathie „meines Bruders“, sondern auch die Aussicht auf eine nächtliche Bärenjagd in dem mir unbekannten Nuristan.

Nun sollte ich es also doch noch kennenlernen, Nuristan, das „Land des Lichts“. Am 23. Juni ging es in flotter Fahrt mit dem Landrover auf der Jalalabad-Straße nach Osten, das heißt durch die inzwischen recht sicher ausgebaute Tangi Garu (wer fährt heute noch über den Lataband-Pass?). Bald tauchte Sarobi vor uns auf, die vertraute Siedlung, in der ich so viele Tage und Wochen verbracht habe. Es gibt dort schon lange keine Deutschen mehr. Das Kraftwerk ist längst gebaut und wird nun von Afghanen mehr schlecht als recht in eigener Verantwortung betrieben. Mein Blick schweifte über die Hänge, an denen ich gesammelt habe. In der Schlucht zur Linken toste der Kabulfluss. Der Verkehr hat deutlich zugenommen. Hoch beladene Lastwagen kommen uns entgegen. Nach wie vor ist diese Straße nach Pakistan von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Auch der Salangpass-Tunnel und damit die schnellere Anbindung an den großen Nachbarn im Norden, die Sowjetunion, hat daran nichts zu ändern vermocht.

Nach dem Verlassen der Kabulschlucht zeigte uns die deutlich gestiegene Lufttemperatur an, dass wir uns in der subtropischen Talstufe von Jalalabad befanden. Wir hofften, diesen Temperaturen bald wieder entfliehen zu können, wenn erst einmal das Kunar-Tal erreicht war. Der Fluss, der jetzt vor uns auftauchte, weckte in mir böse Erinnerungen. Im Jahr 1957, als ich zum ersten Male nach Afghanistan kam, hatte sein Hochwasser die Brücke zerstört und fast meine Einreise, wenn nicht sogar den Fortbestand meines Daseins, verhindert. Auch jetzt war er wieder mächtig angeschwollen. Seine Fluten, die vom Schmelzwasser aus dem Hindu-kusch-Gebirge gespeist wurden, wälzten sich schmutziggelb dem Kabulfluss zu, um mit ihm vereint auf pakistanischer Seite in den Indus einzumünden. Ein Mann, der am Ufer stand, fiel mir auf. Auf seinem Rücken trug er ein Holzgestell, an dem aufgeblasene Tierhäute hingen. Es handelte sich dabei um ein Floß, wie man es bei normalem Wasserstand zum Überqueren des Kunarflusses benutzt.

Jetzt war das jedoch unmöglich, das fragile Gefährt hätte dem gewaltigen Anprall der Fluten wohl kaum widerstanden (Abb. 193).

Es dauerte nicht lange, da mussten auch wir der Gewalt dieses Flusses weichen. An einer Engstelle, an der die Straße hart am Ufer entlang um eine Felsnase herumführte, versperrte ein riesiger Gesteinsbrocken den Weg. Für den Fluss bedeutete er kein Hindernis, er schäumte einfach darüber hinweg. Für uns jedoch gab es keinen Durchschlupf. Es war völlig unmöglich, diesen Engpass zu umgehen. Es dürfte Tage, vielleicht Wochen dauern, bis man die Straße wieder freigeräumt hat. Wir waren natürlich niedergeschlagen, doch es half nichts. Der Weg nach Norden zum Eingang des Wakhan war uns auf dieser Route versperrt. Es blieb uns nur die Fernstraße zum Amu Darja über den Salang-Pass, von der wir zwischen Khanabad und Kunduz abzweigen mussten, um durch das Kokcha-Tal nach Faizabad und weiter nach Zebak zu gelangen.

Dieses Intermezzo ist in meinem Reisetagebuch unter dem 23. Juni wie folgt vermerkt:

Früh 5 Uhr Abfahrt Kabul über Pol-i-Charchi – Tangi – Sarobi nach Jalalabad. Von dort Kunar aufwärts nach Tschaga Serai [Chagha Saray]. Tank leck: Reparatur mit Rosinen/Baumwolle. Genehmigung [für die Einreise nach Nuristan] dauert etwas. Nachmittags bei großer Hitze weiter, an Asmar vorbei. Zwischen Asmar u. Barikot Straße auf 20 m vom Kunar überschwemmt und dadurch unpassierbar. Wir warten u. übernachten an einer Felswand. Hier Dämmerungsflug einer Ascalaphide (mit einem einzigen Dorsalzapfen). Biotop der *Epizyganaella kaschmirensis* (Futterpflanze: *Gymnosporia*). Beobachtet: *Ixias pyrene*. Fotos von der überschwemmten Straße und vom wild schäumenden Kunar. Gefloßte Zedernstämme beobachtet. An den Felsen Geckos.



Abbildung 193. Einer der beiden Männer trägt auf seinem Rücken ein Holzgestell, an dem aufgeblasene Tierhäute hängen. Das Ganze dient als Floß.

*

Die Fahrt nach Norden über den Salang-Pass, besser gesagt durch den Salang-Tunnel, gehört längst zum normalen afghanischen Alltag. Man kommt schnell vorwärts. Die Großartigkeit der Landschaft im Ghorband-Tal und am Shibar-Pass, wie ich sie noch vor wenigen Jahren erleben durfte, bleibt auf dieser Strecke verborgen. Dafür bietet sie einen nicht minder großartigen Ausblick auf die schneebedeckte Hochgebirgswelt des zentralen Hindukusch. Vor Baghlan öffnet sich schließlich der Blick auf die weite turkmenische Tiefebene, die hier mit dem Anbau von Zuckerrüben und Getreide landwirtschaftlich gut genutzt wird. Auf weiten Flächen wird außerdem die berühmte Honigmelone „charbuse askhalani“ angebaut, die es in dieser Qualität wohl nirgends sonst auf der Welt gibt. Schon Ende Juni ist es furchtbar heiß. Wir fürchten um unser Filmmaterial und trachten danach, so schnell wie möglich diesem Glutofen zu entkommen. Selbst im Kokcha-Tal, das wir gegen Abend erreichen, wurde dieses Höllen-

feuer noch von den nahen Felswänden reflektiert. Erst allmählich wird es etwas kühler.

Der vom Hochwasser des Kunarflusses vereitelte Plan, über die Berge und durch die Täler Nuristans nach Zebak zu gelangen, hat uns einen Zeitgewinn von mehreren Tagen beschert, den wir jetzt auf andere Weise nutzen wollten. Ich erzählte CLAS von meinem Aufstieg über den Kotal-e-Sardéu ins „Blumenland“, wie man Gulestan, den Namen für die auf der Nordseite des Passes liegende Landschaft, übersetzen muss. Er kannte diese Gegend noch nicht und war deshalb schnell zu einer kleinen Expedition dorthin bereit. Über den Ort Barak [Baharak] erreichten wir dasselbe Dorf, von dem aus ich vor vierzehn Jahren den Aufstieg unternahm. Mehr noch, wir übernachteten sogar im selben Gehöft, das heißt im Haus des Karyadar MIRZA MOHAMMED AKBAR, das am Fuß des Passes auf 1750 m Höhe lag.

Diese Tour, zu der wir am Morgen aufbrachen, habe ich bereits an anderer Stelle kurz beschrieben: „Von hier aus kann man über den Kotal-e-Sardéu zur Shiva-Hoch-

ebene aufsteigen, eine Möglichkeit, die wir trotz der knapp bemessenen Zeitspanne vom 27. Juni bis 1. Juli nutzten. Der Tag- und Nachtfang in einer unter dem Namen Gulistan [Gulestan] bekannten, vegetationsreichen Gegend (vgl. EBERT 1967) hat den Aufstieg durchaus gelohnt. Hier fand CLAS die schöne *Zygaena cocandica shivacola* (REISS & SCHULTE 1962) und auf der Passhöhe gelang die Entdeckung einer neuen Unterart von *Koramius delphi* (EVERSMANN 1843). Die Umstände, die dazu führten, haben etwas mit dem zu tun, was man für gewöhnlich als 'Morgentoilette' bezeichnet. Anders als in den engen Sanitärzellen der zivilisierten Welt findet sie hier in einer großartigen Landschaft statt. Geist und Körper erquicken sich in solchen Augenblicken an der ungestörten Betrachtung markstämmiger *Ferula*-Stauden und armlanger gelber *Eremurus*-Blütenkerzen, die sich in wunderbarem Kontrast vor einem ultramarinblauen Himmel und schneebedeckten Bergketten abheben. Wenn sich zu diesem Ambiente plötzlich noch ein weißer Falter mit leuchtend roten Augenflecken gesellt, ist es freilich um die Ruhe geschehen. Mit wehenden Textilien eilte ich, so schnell es ging, hin zu diesem apollinischen Gesellen, der ruhig und von der Nachtkühle noch mit klammen Flügeln an einer Blüte saß. Auf den ersten Blick war klar: *Koramius delphi cardinalis* (GROUM-GRSHIMAILO 1887). Vor Jahren hatte ich im Naturkundemuseum Karlsruhe die Parnassier-Sammlung geordnet und von daher noch solche spektakulären Unterarten im Gedächtnis behalten. Später wurde dieser Falter, zu dem sich im Laufe des Vormittags noch mehrere Dutzend anderer gesellten, unter dem Subspeziesnamen *djamila* beschrieben (EISNER & NAUMANN 1980). Diese Unterart ist dunkler bestäubt als die ssp. *cardinalis*, die im Kuh-i-Hissar fliegt und in einer Übergangsform auch in der Gegend um den Shiva-See gesammelt wurde, also nicht sehr weit nördlich unserer Fundstelle am Kotal-e-Sardéu“ (EBERT 2005) (Abb. S. 310/194-196).

Im Reisetagebuch finden sich über diese Tour auszugsweise die folgenden Eintragungen:

28. Juni: Früher Aufbruch. Mit Packeseln und zu Fuß zum Kotal-e-Sardéu. Bei 1900 m *Ascalaphus* an Felswand sitzend gefunden. Himalaja-Singdrossel beobachtet [...], *Pararge eversmanni* noch frisch. Viele Pieriden. Bei 2200 m der erste *Parnassius jaquemontii*, jedoch noch bis über 2500 m hinauf stark abgeflogen. Segelt in den kleinen Taleinschnitten nach unten. Vegetationsbild dieser Höhenlage: *Foeniculum*, *Ferula*, *Rosa*, *Knautia*, *Salvia*, *Juniperus*, „Ochsenzunge“ [*Anchusa*-ähnlich], *Eremurus* (ausschließlich Fruchtstand), den Bach begleitend eine Schierlingsverwandte Umbellifere. Hier die ersten *Marmota marmota caudata* [Langschwanz-Murmeltier]. Oberhalb 2500 m wird die Vegetation aufgelockert und ist mit *Acanthophyllum*-Polstern durchsetzt. Zahlreiche *Lycaena*, *Melitaea*, *Aporia crataegi*. CLAS fängt etwas unterhalb *Melanargia* sp., ferner *Satyrus* aus der *cordula/actaea*-Gruppe. Oberhalb 2500 m beginnt *Procris*. CLAS beobachtet *Zygaena*. *Colias erate* und *alpherakii* zahlreich. Passhöhe bei 3000 m. Auf der Nordseite blüht noch *Eremurus*. Hier wie auch etwas unterhalb der Passhöhe fliegt als 2. *Parnassius*-Art *mnemosyne* (*tadschikistana*?). Nur noch die Weibchen frisch. Wir schlagen auf der Passhöhe Lager auf [...] *Papilio machaon* bei 2500 m Höhe völlig abgeflogen.

Messungen in 3000 m ü. NN:

8.00 Uhr: + 10 °C 35% rel. Luftfeuchte
10.00 Uhr: + 9 °C 40% rel. Luftfeuchte
17.00 Uhr: + 18 °C 29% rel. Luftfeuchte
19.00 Uhr: + 12 °C 35% rel. Luftfeuchte

29. Juni: Abstieg [und Sammeln] im NO-expon. *Foeniculum-Acanthophyllum-Thymus*-Biotop (2800-2900 m). Abstieg bis 2700 m. Dort ein SW-expon. Seitental besammelt, das Quellböden aufwies. Darauf *Lyc. pheretulus*, *Parn. mnemosyne*,

Coenonympha sp., *Argynnis*, *Pieris tadjika*, *Melanargia* sp. (1 Männchen). Anschl. Wiederaufstieg mit Sammeln von *Zyg. shivacola*, die sehr einzeln flog, kurz an roter Distel saugte oder *Eremurus*-Stengel anflug. Abends Lichtfang, wieder am S-expon. Hang.

30. Juni: Früh Aufstieg in ein W-expon. Ailaq (Tal mit trockenen Hängen und quelliger, kurzrasiger Talsohle). [...] Hier flog *Lyc. pheretulus* zus. m. *Pyrgus badachshanus* und einer *Clossiana* sp. Höhe: 3000 m = untere Biotopgrenze von *Parn. delphius cardinalis*. Diese hat ihre Flugstelle am orogr. linken N-Hang, 3000 – 3200 m, und saugt hier an einer violetten Distel (*Cousinia?*). Sitzt bei bedecktem Himmel gern am Boden. Am gegenüberl. S-Hang flog ganz vereinzelt *Parn. tianschanicus*.

1. Juli: Nach 10 Uhr Abstieg nach Sardéu. Wir sammeln mit Erfolg am Zygaenen-Hang (14 Ex.). Bei ca. 2500 m flog *Aporia crataegi*, *Melanargia* sp., *Pieris tadjika* (diese bis auf 1700 m hinab) sowie auch hier noch vereinzelt *Zygaena shivacola*. Weiter abwärts kommen *Pararge eversmanni* u. *Strymon sassanides* hinzu.

Anmerkung: Die im Reisetagebuch enthaltenen Gattungs- und Artnamen sind ad hoc vermerkt worden. Genaue Determinationen finden sich in der zitierten Liste von WOLFGANG ECKWEILER (siehe S. 333). Darin sind die Arten der verschiedenen Fundstellen, nach Datum und Höhe getrennt, unter der gemeinsamen Fundortbezeichnung Kotal-e-Zardeu wie folgt aufgeführt (hier aus platzsparenden Gründen ohne Autor/Jahr-Angabe):

Aporia crataegi shugnana, *Pieris brassicae otto-nis*, *Pieris* (*Artogeia*) *canidia palaeartica*, *Pontia callidice hinducica*, *Colias erate*, *Colias alpherakii roschana*, *Colias australis alta*, *Colias cocandica hinducica*, *Colias wiskotti chrysoptera*, *Polygonia egea undina*, *Argynnis* (*Pandoriana*) *pandora argentifasciata*, *Argynnis* (*Mesoacidalia*) *aglaya cannelata*, *Issoria lathonia*, *Melitaea didyma nadezhdae*, *Melitaea minerva elizabethae*, *Melitaea trivialis robertsi*,

Melanargia parce, *Karanasa bolorica*, *Hyponephele maureri subnephela*, *Hyponephele bilaris djalali*, *Coenonympha nolckeni*, *Lasiommata menava*, *Kirinia eversmanni shiva*, *Satyrium* (*Superflua*) *sassanides deria*, *Lycaena phlaeas oxania*, *Lycaena* (*Thersamonia*) *solskyi alpherakii*, *Lycaena* (*Hyracanana*) *sartha ophion*, *Plebejus* (*Vacciniina*) *ashreta*, *Plebejus* (*Vacciniina*) *devanica bellona*, *Agriades pheretiades pherecydes*, *Polyommatus* (*Aricia*) *artaxerxes transalaica*, *Polyommatus* (*Albulina*) *lebanus*, *Polyommatus venus nüksani*.

Zwei Tage blieben wir auf dem Sardéu-Pass. Unter uns lag, auf seiner Nordseite, das von Quellfluren durchzogene blumenreiche Gulestan, das ich auf meinem beschwerlichen Weg in das Darwaz-Gebirge im Jahr 1957 durchquert hatte. Alte Erinnerungen wurden wieder wach, und natürlich auch der Wunsch, noch einmal die in keiner Karte eingezeichneten Gebirgspfade aufzusuchen, die mir damals so große Orientierungsschwierigkeiten bereitet hatten. Auch CLAS wäre gerne dazu bereit gewesen. Der Shiva-See und das nördlich davon gelegene Wohngebiet der „afghanischen Shirnīs“ reizten auch ihn. Doch wir durften uns nicht verzetteln! Das Ziel war klar gesteckt und hieß Kleiner und Großer Pamir. So machten wir uns also am 1. Juli wieder an den Abstieg, hinunter in die Täler des Sardab- und Kokchafusses.

Im Sardéu-Serail wartet bereits LUTFULLAH (unser Fahrer aus Kabul) mit dem Landrover auf uns. Wir fahren sofort zurück nach Barak und treffen dort auf die Lorry mit der übrigen Mannschaft. CLAS, ANDERS, NIAZ und ich fahren eine halbe Stunde später mit dem Landrover weiter, einer Lorry mit japanischen Bergsteigern hinterher, die bei der Beschaffung der Reit- und Tragtiere scharfe Konkurrenten sein können. Hinter Barak und der Abzweigung nach Jurm folgen wir dem Warduj-Fluss und umgehen damit auch Zebak (Abb. 197). In einem kleinen Ort etwa eine Autostunde von Ishkashim entfernt holen wir die Japaner ein. Wir befinden uns auf einer sehr schlechten Wegstrecke, vorbei



Abbildung 197. Am Warduj ist der mit Gesteinsbrocken übersäte Weg so eng, dass zwischen Felswand und Fluss kaum noch Platz für unsere Lorry ist.

an völlig ausgetrockneten Hängen, über die ein heftiger Talwind weht und dabei mächtig Staub aufwirbelt. An diesem Tag kriechen wir ohne Abendessen in unsere Schlafsäcke.

*

Vor uns lag der letzte Abschnitt unserer Anreise zum Ausgangspunkt der eigentlichen Pamir-Expedition, die Fahrt nach Ishkashim, dem markanten Grenzort am Knie des „Ab-i-Pändsch“, wie der Oberlauf des Amu Darja hier genannt wird. Es war ein herrlicher Blick, der uns nicht nur ein ersehntes Ziel, sondern auch eine eindrucksvolle Landschaft bescherte: Im Süden die bis über 7000 m hoch ansteigenden Eisriesen des Hindukuschs mit dem Noshaq und dem Tīrich Mir, vor uns, auf einer Anhöhe am Westufer des Pändsch – Ishkashim, Sitz des afghanischen Militärkommandanten,

der den Eingang in den Wakhan-Korridor zu überwachen hat. Dahinter, zum Greifen nahe, der „Eiserne Vorhang“, der die mächtige Sowjetunion auch an diesem entlegenen Ort nach außen hin abschirmt. Hinter dieser von Wachtürmen begrenzten Demarkationslinie zieht eine Straße das Tal entlang, auf der sich Lastwagen und Militärfahrzeuge bewegen. Schmucke, weiß getünchte Häuschen grüßen herüber, und Strom- und Telefonleitungen deuten auf einen modernen Ausbau dieser sowjetischen Grenzsiedlung hin. Dahinter, im Norden und Osten, türmt sich ein Gebirge auf, das mit dem Pik Lenin (7134 m) und dem Pik Stalin (heute: Pik Kommunismus) mit 7495 m seine höchsten Erhebungen erreicht.

Wir sind am Eingang zum Wakhan! Wie oft habe ich davon geträumt, einmal hier zu stehen, um auf den Trümmern der alten Seidenstraße, wie einst MARCO POLO, in Rich-

tung chinesische Grenze zu ziehen, so wie das, durch glückliche Umstände bedingt, dem amerikanischen Ehepaar JEAN BOWIE und FRANK SHOR gelang. Sie hatten in Teheran persönlichen Kontakt zum Shah aufnehmen können, der ihnen schließlich eine Empfehlung an den afghanischen König mit auf den Weg gab. Die wiederum bewirkte die Erteilung der so begehrten Genehmigung durch seine Majestät, MOHAMMED ZAHIR SHAH, zur Einreise in den Wakhan. Diesen Weg zu den Pamir-Kirgisen am Ende des fast 300 Kilometer langen Wakhan-Tales haben die beiden im Jahr 1949 zurückgelegt und darüber einen spannenden Bericht geschrieben, der im „National Geographic Magazin“ abgedruckt wurde.

Jetzt hielten wir, zweiundzwanzig Jahre nach dem Ehepaar SHOR, die Genehmigung seiner Majestät in Händen. Sie sollte uns das Tor zum Wakhan aufstoßen und den Weg zu den Kirgisen ebnen (ein in diesem Zusammenhang höchst unpassender Ausdruck, denn der Weg in den Kleinen Pamir führt über steile Felspfade und schwindelerregende Pässe). Schon MARCO POLO hatte vor fünfhundert Jahren darüber berichtet. Die Übersetzung seiner Reisebeschreibung gehört zu den ältesten in deutscher Sprache gedruckten Büchern. Sie ist im Jahr 1477 in meiner Heimatstadt Nürnberg erschienen. Die Passage, die darin jenen Streckenabschnitt beschreibt, der nun vor uns liegt, hört sich folgendermaßen an: „Nun kam einer der schwierigsten Teile der Reise, denn die Venezianer mußten den Pamir überqueren, wo drei mächtige Bergketten zusammentreffen und den die

Eingeborenen deshalb das ‚Dach der Welt‘ nennen. Hier sah Marco erstmals ungemein große Wildschafe mit gewundenen Hörnern, die bis zu einem Meter lang waren. Obgleich bereits der Mönch Wilhelm von Ruysbroek vor den Venezianern dieses Gebiet bereist und die Tiere beschrieben hatte, wurde dieses Wildschaf doch zu Ehren Marco Polos *Ovis poli* benannt. Das Gebiet lag hier mehr als viertausend Meter hoch, und die Luft war, wie Marco scharfsinnig beobachtete, so dünn, daß die Lagerfeuer weniger Hitze hergaben und die Speisen nicht so gut kochten wie in den tiefer gelegenen Gebieten. Als die Reisenden dann nach Kaschgar mit seinen schönen Gärten, Obstkulturen und Weinbergen hinabstiegen, waren sie endlich am äußersten Rande Chinas angelangt“.

Schon lange vor MARCO POLO verlief hier ein Teil der berühmten Seidenstraße, die während der Han-Dynastie, das heißt vor mehr als 1900 Jahren, eröffnet wurde und über die PTOLEMÄUS zwischen 100 und 200 n. Chr. berichtet hat. Auf diesem Handelsweg gelangten damals Waren aus dem chinesischen Kaiserreich über Syrien bis nach Rom. Zwei Wegstrecken soll es gegeben haben, die sich in dem Gebiet trennten, in dem wir uns gerade befanden. Vom Westen aus gesehen führte die eine am Shiva-See vorbei über den Pandsch durch die Täler des auf russischer Seite liegenden Pamirgebirges nach Taschkurghan und weiter bis in den Yarkand-Bogen hinein, die andere über Ishkashim durch den Wakhan mit dem gleichen Ziel, nämlich den großen Karawansereien bei Yarkand im heutigen Sinkiang.

1871
 1872
 1873
 1874
 1875
 1876
 1877
 1878
 1879
 1880
 1881
 1882
 1883
 1884
 1885
 1886
 1887
 1888
 1889
 1890
 1891
 1892
 1893
 1894
 1895
 1896
 1897
 1898
 1899
 1900

Der Wakhan

Bei den Wakhis – Nach Sarhad – Über steile Pässe – Lichtfang bei Zemestani Baharak –
Über Langar nach Bzhai Gumbaz

In Ishkashim hielten wir uns nicht lange auf. Nachdem man unsere Papiere überprüft und für ordnungsgemäß befunden hatte, fuhren wir, nach der obligatorischen Pause in einem Teehaus, weiter nach Osten. Den Wakhanfluss und den Eisernen Vorhang zu unserer Linken, erreichten wir bald den großen Schuttfächer, den die Wildwasser der Hindukuschgletscher in Jahrtausenden geschaffen haben. Es ist nicht einfach, ihn mit dem Landrover oder gar mit einer Lorry zu überqueren. Rundgeschliffene Gesteinsbrocken aller Größen türmen sich hier übereinander oder bilden kleinere Schuttkegel, die vom schäumenden Ishmurgh oder einem seiner Nebenarme durchschnitten werden. Dieses Hindernis zu überwinden stellt an den Lenker des Fahrzeugs höchste Ansprüche. Achsen und Stoßdämpfer werden einer Zerreißprobe ausgesetzt, deren Skala an den heftigen Ausschlägen des Lenkrads abzulesen ist. Oft gelingt es überhaupt nicht, noch am selben Tag auf die andere Seite zu gelangen. Dann ist das Wasser bereits zu hoch angeschwollen und verwehrt jedes Durchkommen. Man ist gezwungen, an Ort und Stelle zu nächtigen, um in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages einen nächsten Versuch zu wagen, möglichst vor Sonnenaufgang, wenn das Schmelzwasser noch nicht seinen Scheitelpunkt erreicht hat.

In Qala Panja galt es, Trag- und Reittiere anzumieten und die Karawane zusammenzustellen (Abb. S. 311/198-201). Es war eine gar nicht so einfache Aufgabe, die nur mit viel Einfühlungsvermögen und großem Verhandlungsgeschick gelöst werden konnte. Dazu gehörte vor allem ein hohes Maß an

Geduld, soweit es sich mit unserem Zeitplan, der Richtschnur allen Handelns, in Einklang bringen ließ. Jedenfalls wird Ungeduld von den uns ebenso misstrauisch wie aufmerksam beobachtenden Wakhis sofort registriert und gerät schnell zu unserem Nachteil. Es heißt also Aufpassen und Ausdauer bewahren, im richtigen Augenblick auch Härte zeigen und kategorisches Ablehnen, wenn die Gegenseite zu unverschämte Forderungen stellt.

Dieser Verhandlungspartner, auch wenn er sich nicht persönlich am Feilschen beteiligt, ist der Shah-e-Panja, sozusagen der weltliche und geistliche Führer vor Ort. Er und seine Untertanen gehören der islamischen Minderheit der Ismailiten an, deren Oberhaupt der in aller Welt bekannte AGHA KHAN ist. Ihm sind sie tributpflichtig und werden deshalb auch von ihren sunnitischen Nachbarn arg verspottet. Der Umstand, dass die Wakhis meist ziemlich ärmlich gekleidet daherkommen, ferner die Tatsache, dass ihre Siedlungen aus einer Ansammlung eher schmuckloser, schlecht gepflegter Lehmhäuser bestehen, trägt außerdem dazu bei, sie der Verachtung preiszugeben. Im vorderen und mittleren Wakhantal sowie in einigen Seitentälern betreiben sie eine kleinparzellige, auf steinigen Böden sehr arbeitsintensive Feldwirtschaft. Angebaut werden vor allem Gerste und Saubohnen, an geeigneten Stellen vorrangig Schlafmohn zur Gewinnung von Rohopium.

Ihre zunehmende Verarmung und damit ihr sozialer Abstieg ist nicht zuletzt auf den Opiumgenuss zurückzuführen, dem alle Altersgruppen verfallen sind und – für uns deutlich erkennbar – die Arbeitskraft erlah-

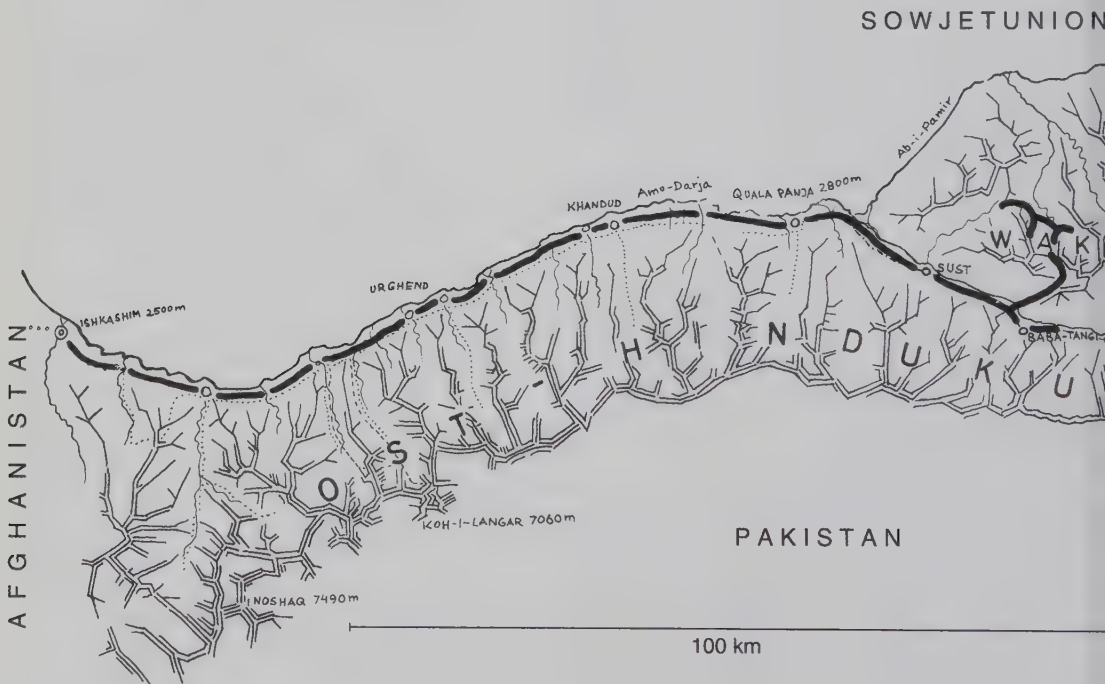
men lässt. Die Männer versuchen, einen leichteren Weg zu gehen und Geld durch die Vermietung ihrer Pferde als Reit- und Tragtiere zu verdienen. Die in jüngster Zeit stärker präsente Afghan Tourist Organisation, die ihre Jagdgäste ins wildreiche Tolibai-Tal führt, ist auf den nicht mehr befahrbaren Wegen östlich von Qala Panja oder Khandud auf diese Transportmöglichkeit dringend angewiesen. Das verschafft den Wakhis eine gewisse Monopolstellung, die sie geschickt auszunutzen verstehen. Wir haben das bei unseren Verhandlungen und bei den Preisen, die wir schließlich den Treibern für ihre Tiere bezahlen mussten, zu spüren bekommen.

FULLAH gelingt es, unseren Lorry-Fahrer zur Durchfahrt zu bewegen. Es folgt großes Abladen und Aufteilen der einzelnen Gepäckstücke im Serail des Karyadar. Ich versorge die Ausbeute [unserer Expedition zum Kotal-e-Sardéu] und helfe anschließend beim Packen. Danach folgen die Verhandlungen wegen Tragtieren. Wir bekommen zugesprochen: 2 Yaks, 19 Esel, 10 Pferde. 4-Tage-Etappenvereinbarung: Pferd 800 Afs, Esel 400 Afs, Yak 800 Afs, 1500 Afs Bakschisch für den Karyadar, 60 Afs Miete pro Tag/Haus. Eier 2 Afs, Brot 4 Afs, Tee 1 Afs. Wir packen bis in die Nacht hinein.“

*

In meinem Reisetagebuch finden sich unter dem 3. Juli genauere Angaben über Einzelheiten des gerade Erlebten:
„Unsere Lorry ist am Ishmurgh-Fluß [Ish = Eis in der Wakhi-Sprache] hängen geblieben, ebenso die Lorry der Japaner. CLAS und ANDERS fahren mit LUTFULLAH zurück an die besagte Stelle. LUT-

Am 4. Juli verließen wir mit unserer Karawane Qala Panja. Immer dem Flusslauf des Wakhan folgend gelangten wir in drei Tagen nach Sarhad. Der Weg führte im vorderen Talabschnitt an kleinen Dörfern wie Sust oder an



den Ansammlungen weniger Häuser vorbei (Abb. S. 312/202, S. 313/203). Pappeln und Weiden wechselten einander ab, auch Sanddorn- und Bocksdorngebüsche säumten den Pfad. Mehrmals musste der reißende Fluss auf schmalen Brücken überquert werden, was uns allen hohe Aufmerksamkeit abverlangte (Abb. 204). Hier abzustürzen würde für Mensch und Tier den sicheren Tod bedeuten! Umso größer war unsere Bewunderung für die einfache, jedoch durchaus tragfähige Konstruktion, die hier nach alter Bauweise, das heißt nur mit Hilfe von Baumstämmen und Steinen ohne jegliche Verbindungsteile aus Stahl oder Eisen, zur Anwendung kam. Unwillkürlich dachte ich an die Überquerung eines Flusslaufes nahe dem Shiva-See im Jahr 1957. Dort waren es nur zwei Pappelstämme mit quer darüber gelegten Steinplatten, die den Übergang ermöglichen sollten. Hätte dieser Fluss die Kraft des Wakhan gehabt, hätte mein Packpferd den Absturz sicherlich nicht überlebt.

Der Berg, der uns auf diesem Streckenabschnitt seine ganze Schönheit zeigte, war

der Koh-i-Baba Tangi. Sein Gipfel reicht bis über 6500 m hinauf. Den besten Blick auf ihn hat man von Sargaz aus. Auf unserem Rückweg wollen wir hier die normale Route nach Qala Panja verlassen und über den Kotal-e-Sargaz in den Großen Pamir hinaufsteigen.

Doch noch war es nicht soweit! Zunächst einmal hieß unser Ziel Sarhad (Abb. S. 312, 313/205, 206 Panoramaaufnahme). Am 6. Juli kamen wir dort an. Bis hierher reicht das von den Wakhis bewohnte Siedlungsgebiet, in dem noch karger Feldbau, wie ich ihn bereits kurz beschrieben habe, betrieben wird. Doch auch die Kirgisen unter ihrem Führer RAHMAN QUL haben ihren Einfluss bis hierher ausgedehnt. Zugleich befindet sich hier noch eine kleine afghanische Militärstation, nicht weit vom Baroghil-Pass entfernt, über den man auf die pakistanische Seite nach Chitral gelangen kann. Die Kerbe, die dieser Übergang vor dem mächtigen Wall des Karakorum-Gebirges in die Landschaft schneidet, war von unserem Lagerplatz aus gut zu erkennen. In wenigen Stunden konnte

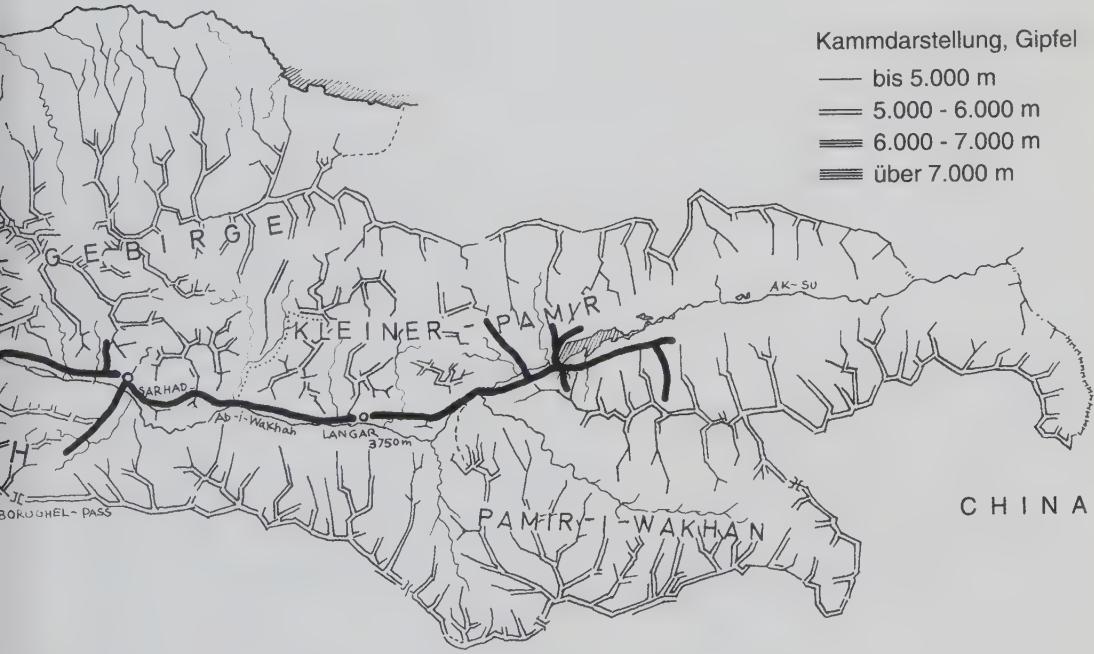




Abbildung 204. Mehrmals musste der reißende Fluss auf schmalen Hängebrücken überquert werden.

man mit dem Pferd an dieser Passschwelle sein, der früher eine nicht geringe Bedeutung zukam. Englische Reisende sind über sie hinweg in den Wakhan gelangt.

Im Reisetagebuch lesen sich die Tage vom 4. bis 6. Juli wie folgt:

„Um 7 Uhr kommen die Leute mit den Tragtieren. Herrliches Gewimmel und Geschrei beim Aufladen. Viele Fotos geschossen. Um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Abmarsch. Ich reite eine Fuchsstute. Um 11 Uhr Mittagsrast bei Ab Qadsch [andere Schreibweise: Ab Quaj. Der Name bedeutet „Kalkwasser“]. Weiter talaufwärts. Fotos von baktrischen Kamelen. Etappe in Sust Bala. Flußbaue mit Weide und Sanddorn. *Ephedra* zwischen Schotter, *Clematis* spec. mit reifen Früchten. Hase beobachtet. Nester von *E[uproctis] karghalica* an Sanddorn. Zaunkönig im Sanddorn-

gestrüpp. Zitronenstelze. – Frühzeitiger Aufbruch. Über eine Klamm. Rechts ein Felsbrocken mit eingeritzter Steinbock-Zeichnung (plus Handzeichnung). Mittagessen in Baba Tangi. Koranschule. Japaner werden überholt. Abends in Deh Ghulaman. Fotos nach beiden Seiten des Tales. Nachts wieder Regen wie schon tags zuvor, jedoch kein Sturm mehr. – Abmarsch bei aufklarendem Wetter. Aufstieg und Abstieg in das Tal. Dort *E. karghalica* als Imago an Sanddorn ruhend beobachtet. 2 Rostgänse fliegen talabwärts. Über die Brücke. Hier Fotos. Herrlicher Blick auf die Schneeberge im Osten. Mittagsrast in Neshtkhawr. Hier eine *Argynnis* aus der *napaea*-Gruppe beobachtet. Ferner *Kanetisa* spec., *Hyponphele* spec., *Pieris* spec., *Colias erate*, eine *Lycanide*. Wir sind enttäuscht über die wenigen Rhopaloceren, die wir sehen. Ritt

über ein breites, mit Schotter aufgefülltes Flusstal. Kriebelmückenplage. Flacher See auf dem Talboden mit Rotschenkel, Gänsesäger, Kolbenente. Vorher wieder Hasen beobachtet. Etappenziel Sarhad.“ (Hierzu die Abb. S. 314/207, 208)

In Sarhad finden wir, erstmals auf der Pamir-Expedition, endlich Zeit für unsere wissenschaftlichen Beobachtungen und Aufsammlungen (Abb. 209). Von hier aus war der Kotal-e-Toghuz Bash im Osten und das Ptukh-Tal im Westen leicht zu erreichen. So ging jeder vom Basislager aus seinen eigenen Weg, um die Gegend und die Beschaffenheit ihrer Biotope zu erkunden. Abends trafen wir wieder bei unseren Zelten ein und tauschten die Erlebnisse des Tages untereinander aus. Mich zog es hinauf zum Toghuz Bash, gut 200 bis 550 m oberhalb unseres Standquartiers. Natürlich spähte ich, wie gewohnt, nach Tagfaltern. Besonders interessant schien

mir ein Schmetterling aus der Gattung der Mohrenfalter (*Erebia*) zu sein, der sich hin und wieder blicken ließ. Der geografische Schwerpunkt ihres Areals liegt in den europäischen Alpen. Bei dieser Gruppe ist es gerade umgekehrt wie bei den Apollofaltern: Während diese in den zentralasiatischen Faltengebirgen am artenreichsten vorkommen, sind die Mohrenfalter im Pamir und im Hindukusch äußerst artenarm vertreten.

Eine dieser seltenen Arten hatte ich plötzlich am Toghuz Bash vor mir. Das Tier saß schräg unterhalb meines Standortes, vom dem aus ich es erspäht hatte, das heißt also äußerst ungünstig. Von unten her heranzukommen schien mir nicht ratsam. Die Falter sind sehr scheu, und wenn sie erst einmal vom Talwind, der ständig aufwärts über die steilen Geröllhänge wehte, erfasst werden, hat man sie schnell aus den Augen verloren. Ich versuchte es also mit einem Überraschungsangriff von oben. Meine Absicht



Abbildung 209. In Sarhad finden wir endlich Zeit, unsere wissenschaftlichen Beobachtungen und das bis dahin eingetragene Material aufzuarbeiten. Links im Vordergrund ESAN ARGHANDEWAL und Dr. GUNTHER NOGGE von der Universität Kabul.

war, das Netz so über das Tier zu stülpen, dass es nicht mehr entkommen konnte. Den Schlag konnte ich auch tatsächlich erfolgreich ausführen, doch was danach geschah, blieb nicht mehr in meinem Gedächtnis haften. Ich musste bei meiner gewagten Aktion gestürzt und mit dem Kopf auf einen Stein aufgeschlagen sein. Jedenfalls habe ich das Bewußtsein verloren.

Als ich wieder zu mir kam, hatte sich die Sonne bereits ein ganzes Stück nach Westen hin weiterbewegt. Ich muss also einige Zeit so gelegen haben. Außer einer Platzwunde war nichts Auffälliges zu ertasten; der Kopf saß jedenfalls noch dort, wo er hingehörte. Über meinen inneren Zustand ließ sich, von einer gewissen Benommenheit abgesehen, ebenfalls nichts Negatives aussagen. Immerhin wurde mir schnell klar, dass ich schleunigst den Rückweg antreten musste, wollte ich noch vor Einbruch der Dunkelheit in unserem Zeltlager bei Sarhad eintreffen. Der Einfachheit halber, und um den Weg abzukürzen, fuhr ich auf den Profilsohlen meiner Bergstiefel die rutschigen, mit feinem Geröll bedeckten Steilhänge hinunter. Das ging streckenweise prima, wenngleich das Schuhwerk naturgemäß stark unter dieser nicht vorgesehenen Nutzung zu leiden hatte. An einer flachen Stelle fand ich, welch ein Zufall, das noch gut erhaltene Gehörn eines ausgewachsenen Steinbocks. Es war sicherlich nicht die Hinterlassenschaft eines Jägers, der diese stattliche Trophäe gewiß mitgenommen hätte. Ich habe sie jedenfalls ohne Zögern auf beide Schultern geladen. Bepackt mit Rucksack, Netz, Kamera und *Ibex*-Gehörn eilte ich, so schnell es eben ging, bedroht von der hereinbrechenden Nacht, unserem Lager entgegen.

Dort hatte man sich um mich begreiflicherweise schon Sorgen gemacht. CLAS schickte zwei Suchmannschaften aus. Buchstäblich bei letztem Tageslicht konnte ich einen dieser beiden Trupps, angeführt von meinem hoch gewachsenen Freund, schräg unter mir erkennen. Auch er hatte mich inzwischen entdeckt und kam, heftig gestikulierend, näher. CLAS hatte eine Stinkwut,

glaubte er doch, ich hätte mich leichtsinnigerweise verspätet. Erst meine Wunde am Kopf und die Schilderung des Vorfalls, der zu meiner außerplanmäßig späten Rückkehr geführt hat, stimmte ihn wieder versöhnlich. Trotz dieses Ereignisses wurde noch am selben Abend die Mischlichtlampe in Betrieb genommen und der Nachtfalterfauna von Sarhad und Umgebung die nötige Reverenz erwiesen. Das Steinbockgehörn, zu dem sich später noch das eines kapitalen Marco-Polo-Widders gesellte, hätte ich gerne mit nach Hause genommen. Beide sollten dort einen Ehrenplatz neben dem bereits vorhandenen Kopfschmuck eines Himalaja-Thars erhalten. Die afghanische Zollbehörde hat dieses Vorhaben leider vereitelt.

Unter dem Fundort Sarhad und der bis zu 6 km im Umkreis liegenden Fundstellen finden sich in der bereits mehrfach zitierten Determinationsliste von W. ECKWEILER folgende Tagfalter-Arten aufgeführt:

Pieris brassicae ottonis, *Pieris* (*Artogeia*) *canidia palaeartica*, *Pieris* (*Artogeia*) *rapae*, *Colias alpherakii roschana*, *Argynnis* (*Mesoacidalia*) *aglaja cancellata*, *Melitaea fergana jacobsoni*, *Paralasa jordana summa*, *Satyrus pimpla schachdara*, *Pseudochazara lehana gilgitica*, *Pseudochazara panjshira badachshana*, *Karanasa pamira kafir*, *Hyponephele pulchra baroghila*, *Hyponephele tenuistigma laspura*, *Lycena* (*Thersamon*) *solskyi alpherakii*, *Plebejus* (*Lycaeides*) *christophi rogneda*, *Plebejus* (*Vacciniina*) *ashbreta neoiris*, *Plebejus* (*Vacciniina*) *devanica bellona*, *Plebejus* (*Plebejides*) *sartus sartoides*, *Polymatus* (*Aricia*) *artaxerxes transalaica*, *Polymatus* (*Aricia*) *eumedon sarykola*, *Polyommatus* (*Albulina*) *chrysopsis*, *Polyommatus* (*Agrodiaetus*) *poseidonides florenciae*, *Polyommatus erigone*, *Polyommatus icadius*.

Hinweise auf weitere Schmetterlingsarten finden sich in meinem Tagebuch: Zwischen 3400-3600 m flog an Geröllhaldden [...] *Pyrgus* spec. *Parnassius jaquemontii* flog ab 3500 m an beiden Talhängen, am späten Nachmittag vorzugsweise auf der

Paßhöhe [3700 m]. [...] *Stammodes pauperaria* flog nach Tagfalterart aus *Artemisia* auf.

*

Am 10. Juli verließen wir Sarhad, um unseren Weg in den Kleinen Pamir fortzusetzen. Das Tal des Wakhanflusses wurde immer enger und mündete schließlich in eine Schlucht, die für Mensch und Tier unpassierbar war. Es blieb uns nur der Umweg über steile Pässe und Seitentäler, die wie tief eingehauene Kerben die Landschaft durchfurchten (Abb. S. 315/210). Der erste der beiden Pässe, die jetzt vor uns lagen, war der Kotal-e-Dalez. Danach ging es hinauf zum über 4000 m hohen Kotal-e-Toghuz Bash, den ich wenige Tage zuvor in seinen tieferen Lagen bereits von Sarhad her allein erkundet und besammelt habe. Es gibt dort pflanzenreiche Habitate, die von zahlreichen zentralasiatischen Hochgebirgs-Falterarten bewohnt werden. Belege davon konnten auf dem Rückmarsch eingetragen werden.

Gegen Abend desselben Tages fanden wir uns wieder im Tal des Wakhan, todmüde nach den kräftezehrenden Auf- und Abstiegen. Wir erreichten es an einer Stelle, wo der Baharak-Fluss, der vom Shawr-Pass herunterkommt, in den Wakhan mündet. Diese Stelle, an der wir unser Lager aufschlugen, trugen wir unter dem Namen „Zemestani Baharak“ in unsere Fundortliste ein (Abb. S. 315/211). Sie lag 3300 m hoch und war unbesiedelt. Auf Sand- und Kiesbänken, die der unaufhörlich modellierende Fluss angeschwemmt hat, machten sich auffällige, vorher von uns noch nicht registrierte Pflanzen breit, wie beispielsweise eine gelb blühende *Clematis*, oder Gewächse aus der *Myricaria*-Verwandschaft, daneben aber auch mehrere Arten der Asteraceae und Lamiaceae.

Der Ort sah für die Jagd auf nachtaktive Schmetterlinge recht vielversprechend aus. Obwohl uns vom Marsch und der Kletterei über Stock und Stein noch die Müdigkeit in den Knochen steckte, bauten wir sogleich den

Leuchtturm auf und füllten die Tanks der beiden Generatoren, die zu unserer Ausrüstung gehörten, mit Treibstoff. Zuvor gab es noch den üblichen Eintopf – ein Gericht, das auf den Erfindungsreichtum unseres Expeditionsleiters CLAS NAUMANN zurückging. Er hatte an alles gedacht, vor allem an Nudeln und Hülsenfrüchte, die eine ausreichende Menge an Kohlehydraten garantierten. Gemischt waren sie mit allerhand Beigaben, die man getrost unter die Rubrik „Astronautennahrung“ einreihen konnte. Auch eine große, dunkelrote Pille als Prophylaktikum gegen Durchfälle befand sich darunter. Kurzum, ein mixtum compositum auf der Makkaroni-Erbsen-Basis – einem Hexenelexir aus dem frühen Mittelalter nicht unähnlich – das seinen Zweck, die Expeditionsteilnehmer gesund und bei Kräften zu halten, vollauf erfüllte. Nur eines blieb dabei auf der Strecke, nämlich die Befriedigung jedweden wenn auch noch so bescheidenen kulinarischen Anspruchs. Außer diesem bereits hinlänglich beschriebenen Gericht, das man nur unter Vorbehalt zu den sogenannten „Eintöpfen“ zählen konnte, war im Speiseplan unserer Expedition kein anderes enthalten. Man tat deshalb gut daran, schon bald seine Geschmacksnerven einer Art von „autogenem Training“ zu unterziehen. Das ging auch ganz gut. Man hatte nur darauf zu achten, beim Kauen und Schlucken zum richtigen Zeitpunkt mit Hilfe eines geschulten Erinnerungsvermögens und unter bewußter Ausschaltung aller störenden, in der Realität verwurzelten Nebengedanken, den Geschmack einer zarten Lammkeule oder einfach einer rustikalen „Pasta asciutta“ heraufzubeschwören. Ich hatte einen solchen Trick schon einmal mit einigem Erfolg angewandt, als ich den vom Abt des Klosters Tangpoche servierten Buttermilch rein suggestiv in eine ordentliche Fleischbrühe verwandelte.

*

Bevor die Nacht hereinbrach, genauer gesagt in der kurzen Zeitspanne der Dämmerung, kam es zu einer recht eindrucksvollen

vollen entomologischen Beobachtung. Es ging dabei ausnahmsweise einmal nicht um Schmetterlinge, sondern um Netzflügler aus der Familie der *Ascalaphidae*. Gemeint sind „Schmetterlingshafte“, von denen aus Mitteleuropa die beiden Arten *Ascalaphus libelluloides* und *Ascalaphus longicornis* näher bekannt sind. Es sind regelrechte Sonnenanbeter, „heliophil“ also, wie der Fachausdruck dafür lautet, die sich bei uns an heißen, südexponierten Hängen der Täler von Nahe, Main oder Tauber, oder im Volltrockenrasen des Kaiserstuhls, wohl fühlen. Dort segeln sie in den Mittagsstunden im Sonnenschein und täuschen mit ihren gelb- oder ockerfarbig gefleckten Flügeln einen Schmetterling vor (daher der Trivialname!), eine Imagination, die durch die Gestalt der Fühler – lang, mit kolbenförmigem Ende – noch unterstützt wird. Ihre Larven leben, frei oder verborgen, auf dem Boden räuberisch von anderen Insekten, wobei sich manche vortrefflich mit Pflanzenteilen oder Resten ihrer tierischen Nahrung tarnen. Zusammen mit den Ameisenjungfern (*Myrmeleontidae*), deren Larven in Sandtrichtern auf Ameisenbeute lauern, und den Fadenhaften (*Nemopteridae*) bilden sie eine Überfamilie der so genannten Netzflügler (*Neuroptera*).

Dieser interessanten Gruppe der Insekten begegneten wir auch an diesem Platz im weltentrückten Wakhan-Tal. Hier allerdings zeigten sie ein ganz anderes Verhalten: Sie patrouillierten unaufhörlich an den aus Konglomeraten bestehenden Felswänden entlang und zwar in einem unsichtbaren (aber fühlbaren!) Korridor, in dem die vom Gestein abstrahlende Tageshitze am stärksten vorherrschte. Ob es sich dabei um ein Rendezvousverhalten, das heißt also um einen auf die Geschlechterfindung abzielenden Flug handelte, oder ob er der Nahrungssuche diente, war nicht herauszufinden. Das ganze dauerte nur wenig mehr als eine Viertelstunde, war also eng an die zeitlich begrenzte Phase der Dämmerung gebunden und glich damit vollkommen dem Verhalten der Wurzelbohrer (*Hepialidae*), einer archaischen Schmetterlingsfamilie.

Alle Tiere, die ich erwischte, waren einträchtig grau gefärbt (eine helle oder gar bunte Flügelfärbung würde dieser Verhaltensstrategie im Schatten der Felswände vermutlich eher entgegenwirken). Als auffälliges Merkmal tragen sie einen oder mehrere lange Zapfen auf dem Rücken. Dabei handelt sich um cuticulare Auswüchse, deren Bedeutung für mich rätselhaft blieb. Einige von ihnen, aber auch andere verwandte Arten, kamen später an den Leuchtturm geflogen. Fliegen sie also nicht nur während der kurzen Zeit der Dämmerung, wie das die schon genannten Wurzelbohrer tun, sondern auch noch in der Nacht, oder wurden sie durch unser UV-Licht irritiert und in ihrem Verhalten gestört?

Dieser Lichtfang bei Zemestani Baharak war für einige Gruppen der Nachtfalter recht aufschlußreich. Das galt, wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt habe (EBERT 2005), für mehrere Arten der *Noctuidae*, deren Vorkommen offensichtlich auf das Pamirgebiet beschränkt ist. Erwähnt seien hier einige aus dem Subgenus *Euxoa* sensu stricto. Aus den benachbarten Gebirgssystemen Karakorum, zentraler Hindukusch oder Himalaya sind sie nicht bekannt. Hier im Wakhan-Tal und in seinen Seitentälern kamen sie jedoch in großer Anzahl zum Licht und erwiesen sich bei näherer Untersuchung als noch unbeschrieben (*Euxoa melanochroa*, *E. naumannii*, *E. murzini*, alle VARGA 1990). Ähnliches gilt für einige Arten der Gattungen *Dichagyris* (*Dichagyris leucographa* und *D. scotographa*, beide VARGA 1990) aus derselben Unterfamilie. Die größte Individuenzahl konnte bei einer bis dahin noch unbekannten *Oncocnemis*-Art festgestellt werden (*Oncocnemis mixta-zona* GYLAI, HREBLAY & RONKAY 1992). Die größte Abundanz unter den Geometriden erreichte eine *Eupithecia*-Art (*Eupithecia relaxata* DIETZE 1903). Von den Bärenspinnern war *Carcinopyga prosperpina* (STAUDINGER 1887) mit 230 Exemplaren die häufigste Art.

Am Morgen des folgenden Tages krochen wir schon sehr früh aus dem Schlafsack, um noch vor Aufbruch der Karawane unsere nächtliche Ausbeute präparatorisch zu versorgen. Jedes einzelne Exemplar musste aus dem Zyankaliglas geholt, mit der Pinzette an der Flügelwurzel gefasst und so gedreht werden, dass es mit nach oben geklappten Flügeln in eine Zellophantüte gesteckt werden konnte, die mit Fundort und Datum zu beschriften oder, aus Gründen der Zeitersparnis, mit einer entsprechenden Kennziffer zu versehen war. (Es gibt auch noch andere Methoden der Vorpräparation, doch auf Expeditionen mit Tragtieren scheint mir diese die einfachste und sicherste zu sein.) Das kann bei guten Lichtfängen Stunden in Anspruch nehmen und bringt dich schon zu Beginn des Tages auf Trab, weil Tiere und Treiber in der angenehmen Morgenkühle bereits ungeduldig warten und aufbrechen wollen.

Diese Ungeduld war am Morgen des 11. Juli umso verständlicher, weil auf der bevorstehenden Etappe wieder schwieriges Gelände zu bewältigen war. Insbesondere der Schlangenpass (Kotal-e-Mar Petsh) war es, dessen enger, steil aufwärts führender Pfad an einem rutschigen, mit feinem Geröll bedeckten Hang den Tragtieren alles abverlangte (Abb. S. 314/212). An Reiten war hier nicht mehr zu denken. Wir waren froh, als wir diesen Abschnitt schließlich hinter uns gebracht hatten. Dabei wäre es durchaus reizvoll und sicherlich auch lohnend gewesen, hier zu sammeln. Bemerkenswert waren einige Baumwacholder, vermutlich *Juniperus excelsa*. Sie dürften früher weitaus häufiger gewesen sein und den Hängen ein auffallendes Gepräge verliehen haben. Heute findet man sie hier als urige Relikte nur noch an ganz wenigen, kaum zugänglichen Standorten (Abb. S. 316/213). Bei den Schmetterlingen war der Bärenspinner *Carinopyga proserpina* eine besonders auffallende Erscheinung (Abb. S. 316/214), unter den Pflanzen

die filigrane, gelb blühende *Clematis orientalis* (Abb. S. 316/215). Daneben wurden weitere Pflanzen fotografiert (Abb. S. 317/216-219).

Das Ziel des neuen Tages war Langar, ein Platz, der nur im Winter besiedelt wird. Er gehört bereits zum Wohngebiet der Pamir-Kirgisen, von denen einige Familien während der kalten Jahreszeit von den hoch gelegenen Sommerweiden herabkommen, um hier in 3500 m Höhe ihre Jurten aufzustellen. Als wir diese Stelle erreichten, lag sie verlassen da. Wir waren nur noch wenige Kilometer vom 300 m höher gelegenen Bzhai Gumbaz entfernt, wo wir am nächsten Tag eintrafen. Dieser Ort zeigte sich ebenfalls unbewohnt. Auffallend waren die kuppelartigen Gräber, die an einen Kampf zwischen Kirghisen und einer räuberischen Gruppe aus dem Hunza-Tal erinnern, der vor etwa 80 Jahren stattgefunden hat. Ein Kirgisenführer namens Baza (oder Bzhai) ist mit seinen Kriegern dabei getötet und hier begraben worden (Abb. S. 318/220).

Bei Bzhai Gumbaz hatten wir unsere erste Begegnung mit Pamir-Kirgisen – zwei Reiter, die vorsichtig näher kamen (Abb. S. 318/221). Es waren zwei junge Männer, beide scheu und zurückhaltend. Auf eine Begegnung mit Europäern und ihren afghanischen Begleitern waren sie offensichtlich nicht vorbereitet. Doch ihr Blick war offen und ihre Gebärden natürlich und ohne jede Hast. Auf unsere Frage nach RAHMAN QUL KHAN antworteten sie, dass er sich gerade auf einer Inspektionsreise zu einer der Sommerweiden befand. Da wir nicht vor ihm in Tergen Qorum eintreffen wollten, wo er mit einem Teil der von ihm geführten Kirgisen lebt, erschien es uns ratsam, hier bei Bzhai Gumbaz auf ihn zu warten. Dies war wiederum Anlass für unsere Wakhi-Begleiter, mehr Geld für ihre Dienste auf diesem vorläufig letzten Abschnitt unserer Expedition in den Kleinen Pamir zu fordern. CLAS NAUMANN hat diese Begebenheit in seinem hinterlassenen Aufsatz „Auf dem Dach der Welt“, der am Anfang dieses letzten Beitrages zu meinen „Afghanistanreisen 1957 – 1971“ steht, näher beschrieben. Ich habe die betref-

fende Passage dort herausgenommen, um sie unverändert an dieser Stelle wiederzugeben:

„Kein Wunder, dass unsere Wakhis also genau an dieser Stelle sich weigerten weiter zu gehen. Es war klar, dass es um nichts anderes als um Geld ging, und – vielleicht – ein wenig um die Ehre dieser merkwürdigen europäischen Forschungsreisenden, drei Zoologen und einem Botaniker und ihrer afghanischen Begleiter. Zum Glück gelang es uns, mit Hilfe eines unserer afghanischen Begleiter Kontakt mit dem nächsten Kirghisenlager aufzunehmen, in dem sich just zu diesem Moment auch der Kirghisen-Khan höchstpersönlich befand. Im frühen Morgenlicht bewegte sich eine kleine Kirghisen-Gruppe hoch zu Pferde auf unser Lager zu. Ein Flüsschen – der Oberlauf des später so mächtigen Amu Darya – trennte uns von den Kirghisen. Die Höflichkeit gebot es, dem Khan entgegenzureiten. So kam es, dass wir uns auf einer kleinen, vom Fluss gebildeten Halbinsel die Hände reichten – der Beginn einer langen Freundschaft, aber auch der für mich, dem jungen Grünspan aus Europa, wohl prägendsten Begegnung meines Lebens.“

Wie für CLAS so war auch für mich diese denkwürdige Begegnung mit RAHMAN QUL KHAN ein absoluter Höhepunkt meines Lebens. Noch einmal wie schon vor vierzehn Jahren, als ich im vollen Galopp über die Shiva-Hochebene ritt und mich frei wie ein Vogel fühlte, spürte ich dieses unbeschreibliche Glücksgefühl, das dich gefangen nimmt, wenn ein lang gehegter Traum in Erfüllung geht. In einem solchen Augenblick geht es nicht mehr um Schmetterlinge und wissenschaftliche Neuentdeckungen, jetzt zählt nur noch die Begegnung mit dem alten, hinter hohen Gebirgsbarrieren verborgenen Asien, wie es HEDIN beschrieben und in unsere Herzen gepflanzt hat. Endlich stehen wir hier, an der Nahtstelle der Zeit, vor uns der Stammesfürst einer uralten Nomadenkultur, die es schon bald nicht mehr geben wird. Der feste Händedruck mit dem Kirgisenführer, der wache Blick aus seinen dunklen, zusammengekniffenen Augen, das Gefühl gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Achtung, auf einen Wimpernschlag reduziert, dies zu beschreiben fällt schwer, weil es erlebt sein muss.

Im Kleinen Pamir

Am Kol-e-Tshaqmaqin – Tergen Qorum

Die Begegnung mit dem Khan der Pamir-Kirgisen hat unseren Aufenthalt in seinem Reich ohne weitere Formalitäten sanktioniert. Hier waren keine Papiere und Empfehlungsschreiben mehr gefragt. Der Khan höchstpersönlich hat uns für würdig befunden und willkommen geheißen, das genügte. Nun waren wir seine Gäste und wir freuten uns schon darauf, zu ihm nach Tergen Qorum zu kommen. Bis dahin sammelten wir wieder fleißig in verschiedenen Höhenstufen nördlich der Mündung des Aq-Jelga und im Wadi-e-Kol Bashi. Natürlich besuchten wir den See Kol-e-Tshaqmaqin, der sich über eine Länge von acht Kilometern hinzieht (Abb. S. 318/222). Von Bzhai Gumbaz aus gelangt man über einen von Rinnsalen durchflossenen Talgrund über einen Teppich kleiner Rasenhügel, wie sie mir schon in Gulestan aufgefallen sind, dorthin.

Hier teilen sich die Wasser: Nach Süden zu fließen sie dem Waduj entgegen, der aus dem Tal kommt, das nach Hunza führt. Als Wakhan oder Pändsch wird er schließlich zum Oberlauf des Amu Darja, den die Griechen Oxus nannten und der in den Aralsee mündet. Nach Osten vereinigen sich die Wasser und werden zum Oberlauf des Aksu, der in das Becken von Sinkiang im Osten Chinas abfließt.

Der See selbst bot keine Besonderheiten. Allerdings soll noch einmal auf die vielen natürlichen Gräben und Bachläufe an seiner östlichen Seite hingewiesen werden, in denen sich ungezählte Fische tummelten. In größeren und kleinen Pulk schossen sie durch das glasklare Wasser. An manchen Stellen waren diese Wasserrinnen weniger als einen Meter breit. Da lag der Gedanke nahe, den Tieren

mit einem aufgespannten Schmetterlingsnetz den Weg zu versperren. Auf diesen Trick, der hier wohl noch nie zuvor angewandt wurde, sind sie auch prompt hereingefallen. Im Nu zappelten mehrere von ihnen im Netz. Natürlich war auch hier wieder der Wissenschaftler gefragt! CLAS hatte für solche und ähnliche Zwecke eine sogenannte „Alkoholkanne“ eingepackt, in der die gefangenen Exemplare vorläufig aufbewahrt werden sollten, bevor sie auf dem Labortisch des Ichthyologen landen. Tatsächlich entpuppten sie sich später als neue Spezies. Mit einer Länge um die 20 cm (so jedenfalls nach meiner Erinnerung) waren es gewiß stattliche Exemplare. Das größte davon haben wir noch am Abend mit großem Genuß verzehrt. Es war das erste und einzige Mal in meinem Leben, bei dem ich mir ein derart kostbares Exemplar, sozusagen den „Namensträger“ oder „potentiellen Holotypus“, auf eine derart unwissenschaftliche, ja geradezu profane Weise „einverleibt“ habe.

*

Endlich standen wir vor dem Ziel unserer Reise: Tergen Qorum, dem Sommerplatz des Khans (Abb. S. 319/223-225). Schon aus der Ferne gewahrten wir die weißen Jurten am Rand der großen Weidefläche. Das Vieh war am frühen Nachmittag noch über die umliegenden Seitentäler verstreut. Menschen konnten wir nirgendwo entdecken. Die Bergzüge des Kleinen Pamir lagen traumverloren vor uns, von einem strahlend blauen Himmel überspannt. Hin und wieder segelte ein kleines Wölkchen darüber hin, einem Schiffelein auf dem weiten Ozean vergleichbar. Irgendwer hat diese weißen Himmelsflo-

cken „Pamirwölkchen“ genannt. Zu unserer Rechten, nach Südosten hin, erstreckten sich schneebedeckte Kämme, die bereits auf chinesischem Boden lagen; zur Linken begrenzten niedrige, dem Großen Pamir vorgelagerte Gebirgsketten den Blick. Direkt vor uns, nicht weit hinter dem Weideland von Tergen Qorum, lag die Passschwelle gegen Sinkiang.

CLAS und ich waren unserer Karawane wieder einmal weit voraus geeilt. Auf der kleinen Anhöhe, von der aus wir diesen wunderbaren Ausblick genossen, waren wir ganz allein, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Allmählich wurden unsere Pferde unruhig. Sie mochten nicht das lange Stehen, denn viel zu aufdringlich wurden dann die Bremsen, die uns ständig umschwirrten. Ihr ungeduldiges Scharren mit den Hufen, das heftige Schnauben und ständige Umher schlagen mit dem langen Schweif erinnerte uns daran, dass es Zeit wurde für das letzte Wegstück hin zum Kirgisenlager. Als wir ihm näher kamen, sahen wir eine hohe Gestalt, die offenbar nach uns Ausschau hielt. Kein Zweifel, es war der Khan! In diesem Augenblick genügte ein kurzer Blick der Verständigung zwischen uns. Beide hatten wir dasselbe im Sinn – und mit einem kurzen Schlag der Reitpeitsche brachten wir unsere Tiere auf Trab, der sich schnell zu einem wilden Galopp steigerte. Im Handumdrehen hatten wir die Jurten erreicht. Im geziemenden Abstand zum Khan brachten wir unsere Pferde zum Stehen. Die Begrüßung war männlich zurückhaltend, aber doch auf eine sehr offene Art überaus herzlich. Wir fühlten uns sofort gastfreundlich aufgenommen, und das bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als in der Jurte RAHMAN QULS den Ehrenplatz an seiner Seite einzunehmen. Nirgendwo auf diesem fernab von allem Weltgeschehen gelegenen Fleckchen Erde konnten wir geborgener sein.

Vom Glorienschein der Erinnerung an diesen denkwürdigen 16. Juli 1971 heben sich die Eintragungen im Reisetagebuch eher nüchtern und sachlich ab:

Früh mit 6 Kirghisenpferden das Basis-

lager [Wadi-e-Kol Bashi] verlassen und ostwärts, rechts am See vorbei, an den Hängen der zum See entwässernden Seitentäler zum Sommerlager des Hadji Sahib RAHMAN QUL gezogen. Im Jurten-dorf der Schwester [RAHMAN QULS] Tee getrunken [...] Talboden am Austritt der Seitentäler sumpfig. Wasserscheide bei etwas über 4000 m sehr unmerklich flachkuppig. Marco-Polo-Gehörne von geschossenen Tieren gefunden. Auf dem Weg wenige Lepidopteren beobachtet: *Papilio machaon ladakensis*, *Colias eogene erythas*, *Colias cocandica hinducucica*, *Colias marcopolo*, *Karanasa bolorica*, *Hyponephele bilaris djalali*, *Kirinia eversmanni shiva*, *Lycaena (Thersamonia) solskyi alpherakii*, *Polyommatus (Albulina) lebanus*, *Polyommatus erigone*. (Nach der provisorischen Liste der vom 16. – 20.7.1971 im Wadi-e-Kol Bashi und Seitentälern zwischen 3950 und 4400 m Höhe gesammelten Tagfalter, det. W. ECKWEILER).

Die Frau des Khans, die wie alle Kirgisenfrauen unverschleiert ging, brachte uns den Begrüßungstee. Welch ein Unterschied im Vergleich zu anderen Ethnien im Vielvölkerstaat Afghanistan! Als ich damals bei meinem Freund AJRUDDIN WAIS eingeladen war, zeigte er mir alles, sein Haus, den Garten, vor allem jedoch, und das mit berechtigtem Stolz, seine beiden Söhne. Ich sprach mit seinen nächsten Verwandten, mit den Nachbarn ringsum, und fühlte mich auch in dieser Umgebung sicher und geborgen. Seine Frau bekam ich jedoch nie zu Gesicht. Normalerweise trägt auch sie zuhause keinen Schleier, doch dem Fremden, selbst dem Freund des Hausherrn, darf sie sich nicht zeigen. Auch die Kirgisen sind Moslems, folgen jedoch diesem Gebot nicht. Es sind freie Menschen und auch die Frauen nehmen diese persönliche Freiheit voll und ganz für sich in Anspruch. Das wunderbare ungeschriebene Gesetz der Gastfreundschaft lernten wir bei ihnen, fernab aller Dörfer, Basare und Moscheen, besonders zu schätzen.

Bei den Pamir-Kirgisen

Alltag in 4000 Meter Höhe – Zu Gast in einer Kirgisen-Jurte –
 Rahman Qul, der legendäre Stammesfürst

Die „kleine Welt“ der Kirgisen, die uns hier umgab, war noch von der Tradition vergangener Jahrhunderte geprägt. Mit Staunen nahmen wir den Alltag dieser Menschen wahr, die Gelassenheit, aber auch die Routine, mit der sie die vielen Handgriffe meisterten, die notwendig waren. Alles hatte seinen Platz und seine festen Regeln (Abb. S. 320/226-229). Das begann bereits am frühen Morgen. Die Frau, allein für die Zubereitung der Getränke und der Speisen zuständig, steht schon sehr früh auf, um Feuer zu machen und das Teewasser aufzusetzen. Dazu muss sie erst einmal einen großen Fladen aus getrocknetem Yakmist – das einzig verfügbare Brennmaterial – in handliche Stücke brechen. Mit trockenen Kräutern wird er zum Glimmen gebracht, was nicht immer einfach ist und von der Trockenheit des Materials abhängt. Mit Hilfe eines Blasebalges wird eine Glut entfacht und die vom Ruß geschwärzte eiserne Kanne darüber geschoben. Der Tee, den sie auf diese Weise zubereitet, ist sehr kräftig, wenngleich nach unserem Geschmack von eher minderer Qualität. Man trinkt ihn zumeist mit Milch vermischt. Dazu isst man ein dickes, wohlschmeckendes Fladenbrot, das in einer eisernen flachen Pfanne ebenfalls über der offenen Glut gebacken wird. In Rahm getaucht schmeckt es besonders lecker.

Wie bei anderen turkmongolischen Nomaden so bilden auch bei den Pamir-Kirgisen Milchprodukte die Grundlage ihrer Ernährung. Obst und Gemüse sind so gut wie unbekannt, sieht man einmal von getrockneten Aprikosen ab, die durchziehende Händler als Tauschware mit sich führen. Reis wird nur selten gegessen, denn er ist teuer und

muss aus den Tälern hierher transportiert werden. Fleisch wäre im Prinzip zwar reichlich vorhanden, allein schon wegen des großen Viehbestandes, doch davon wird nur an den Festtagen, oder wenn Gäste kommen, Gebrauch gemacht. Brot, ein in Butter herausgebackener Blätterteig, dazu Joghurt und Sahne bilden die Hauptnahrung, dazu noch eine fettreiche Nudelsuppe, „asch“ genannt, wie man sie auch in anderen Gebieten Afghanistans und im Iran kennt.

Noch einmal zurück zur Frau und ihrem Aufgabenbereich, der mit der Zubereitung der täglichen Nahrung natürlich noch lange nicht ausgefüllt ist. Sie ist die erste, die sich vom Nachtlager erhebt, die das Licht in die Jurte hereinläßt und für das Frühstück sorgt. Unmittelbar danach müssen die Yaks gemolken werden (am Abend werden die Yakkühe übrigens ein zweites Mal gemolken). Ist das geschehen, kümmert sie sich um die Kinder, bäckt Brot und wäscht die Wäsche. Um die Mittagszeit kommt der Mann von den Weideplätzen zurück und bringt die Schafe und Ziegen mit. Sobald die Frau ihm das Mittagessen gekocht hat, begibt sie sich erneut nach draußen, denn jetzt muss das Kleinvieh gemolken werden. Die älteren Kinder helfen dabei, indem sie die Lämmer an Stricken festbinden, damit sie nicht vor dem Melken bei den Mutterschafen trinken können. Dann muss das zu melkende Tier aus der Herde gefangen und der Melkerin zugeführt werden, die, auf einem Schemel sitzend, schon darauf wartet. Es sind die Frauen des Lagers, die sich zur Ausübung dieser Tätigkeit in einer langen Reihe niedergelassen haben.

Danach wird die gewonnene Milch in großen Kesseln gekocht. Aus dem abgeschöpften Rahm entsteht die Butter. Das geschieht jedoch nicht in einem Butterfass, sondern in einem Schafmagen, der mit den Händen solange geknetet wird, bis sein Inhalt die gewünschte Konsistenz erreicht hat. Dieser Schafmagen dient zugleich als Aufbewahrungsort der Butter. Eine besondere Spezialität, welche die Kirgisin zubereitet, ist der Trockenkäse, den man „Kurut“ (Qorut) nennt. Aus dem verfestigten Joghurt werden Kugeln geformt und zum Trocknen auf Hürden ausgelegt. Auf langen beschwerlichen Reisen ist der Kurut ein äusserst wertvolles, wenn auch für uns Europäer zunächst einmal gewöhnungsbedürftiges Nahrungsmittel. Als ich 1957 im westlichen Pamir durch den Absturz meines Packpferdes den gesamten mitgeführten Lebensmittelvorrat verlor, hätten mir einige dieser Käsekugeln sehr geholfen, die beiden schweren Tage, die danach kamen, leichter zu überstehen.

*

Als Gäste des Khans haben wir alles, was um uns herum geschah, fotografiert, gefilmt und im Notizbuch festgehalten. Wir lernten, dass verheiratete Frauen ein weißes Kopftuch tragen, während es bei den Mädchen rot ist (Abb. S. 321/231), und bewunderten die an den Jurten angebrachten Türvorhänge, die man getrost als textile Kunstwerke bezeichnen konnte (Abb. S. 321/232). RAHMAN QUL, der das alles aufmerksam beobachtete, hat unser Tun gut geheißen und uns dabei sogar nach Kräften unterstützt. Er ließ sogar für uns eine Jurte abbauen und anschließend gleich wieder aufbauen, sodass wir alle einzelnen Handgriffe aufmerksam beobachten und filmen konnten (Abb. S. 321/230).

In der Jurte unseres Gastgebers war es warm und gemütlich (Abb. S. 321/233). Kein Luftzug drang zu uns herein. Heißer Tee machte allabendlich die Runde und regte zu Gesprächen an, die hauptsächlich zwi-

schen CLAS und dem Khan auf Dari geführt wurden und an denen wir anderen uns beteiligten, soweit unsere Sprachkenntnis dies zuließ. Mich nannte der Führer der Pamir-Kirgisen schmunzelnd „sufi sahib“ – eine durchaus ehrenhafte Bezeichnung, die auf die mystische Frömmigkeit im Islam, den Sufismus, hinwies. In Gesprächen habe ich stets die Meinung vertreten, dass es zwischen Christen und Moslems keine unüberbrückbaren Hindernisse geben dürfe. Für einen sufi ist Gott „der Liebende“ und lebt so in allen Menschen dieser Erde. Darin liegt überhaupt der höchste Sinn des Lebens begründet. Ein sufi steht jedweden Fanatismus, mag er nun religiösen oder politischen Ursprungs sein, völlig ablehnend gegenüber. Sein Ziel ist es, das Trennende zwischen Mensch und Gott zu überwinden.

Der Khan berichtete über das Schicksal der ihm anvertrauten Menschen, die oft schon, wie auch er selbst und seine Familie, in großer Gefahr schwebten. Da sie sich nicht dem politischen Druck beugen wollten, der vom sowjetischen Nachbarn ausging, aber auch nicht über die nahe Grenze nach China zurückkehren konnten, führten sie als letzte freie Kirgisen ein ständig bedrohtes Leben, immer auf der Hut vor einem plötzlichen militärischen Überfall.

RAHMAN QUL machte uns mit JALAL PANG bekannt, einem Sänger, der noch die alten Lieder kannte, wie sie früher an den Lagerfeuern Innerasiens gesungen wurden. Sich selbst auf seiner „komuz“ begleitend, einem dreiseitigen Zupfinstrument, das wie eine „danbura“ aussah, trug er sie uns vor (Abb. S. 322/234).

*

In diesen Zeiten war der Kirgisenführer für seine Leute der einzige unmittelbare Garant für ihre Sicherheit. Ihm vertrauten sie blindlings. Seine Erscheinung war allerdings auch dazu angetan, ein solches Vertrauen zu rechtfertigen! Als wir ihm im Jahre

1971 begegneten, war er bereits ein gereifter Mann in den Mittfünfzigern, mit großer Lebenserfahrung, groß gewachsen und mit breiten Schultern. Noch immer saß er kerzengerade auf dem Pferd, mit allen Attributen eines Stammesfürsten, der schon unter DSCHINGIS KHAN Heerführer hätte sein können. JEAN BOWIE SHOR, die ihn zweiundzwanzig Jahre vor uns erleben durfte, hat eine trefflich Beschreibung von ihm geliefert (SHOR 1955), die ich hier in freier Übersetzung aus dem Englischen wiedergeben möchte: „... Dann kam ein Mann herein, höher gewachsen als alle anderen hier versammelten Männer. Es war ganz offensichtlich Rahman Kul, der Kirgisen-Khan. Wir standen alle auf. Er schwang den ‚Enfield‘-Karabiner von seiner Schulter und schnallte den Patronengürtel ab, an dem noch ein Pistolenhalter hing. Als er seine Karakulfellmütze in den Nacken schob, kam ein mächtiger kahler Schädel zum Vorschein. Er begrüßte uns in persischer Sprache [...] Der Khan, offensichtlich ein intelligenter, aufgeweckter Mann, war elegant gekleidet. Seine kniehohen schwarzen Stiefel waren aus feinstem Leder und auf Hochglanz poliert. Seine Militärbluse trug Pelzbesatz und wurde von einem Gürtel gehalten. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß sie einst einem russischen Offizier gehörte. Um seinen Hals war unter dem Kragen eines amerikanischen GI-Hemdes ein lavendelfarbener Schal aus feiner chinesischer Seide geschlungen. Im Widerspruch zu diesem Äußeren stand sein etwas finster dreinschauendes, flaches mongolisches Gesicht mit den mandelförmigen Augen und dem dünnen Schnurrbart, der um die Mundwinkel hing. Er sah aus wie die Hollywood-Ausgabe eines orientalischen Bösewichts, obschon die Art und Weise, wie er sich verhielt, als aufrichtig und beinahe freundlich bezeichnet werden muß.“

Doch nicht nur das äußere Bild, das RAHMAN QUL abgab, verschaffte ihm den nötigen Respekt. Hinzu kam seine außergewöhnliche Intelligenz, die Fähigkeit, die Entwicklung bestimmter Ereignisse in wei-

ser Voraussicht richtig einzuschätzen. Darüber wurde schon mehrfach berichtet, zuletzt von N. M. ADAMS in seiner Reportage „Der lange Weg der Kirghisen“. Darin kann die Geschichte des von RAHMAN QUL geführten Volkes bis hin zu seiner Flucht in die Osttürkei nachgelesen werden. Manches, was wir aus dem Mund des Khans erfuhren, stimmte nicht mit dem überein, was ADAMS geschrieben hat oder was das Ehepaar SHOR, beispielsweise über den Zwischenfall bei „Mintaka“ (= Mintake bzw. Ming Teke Dawan an der chinesisch-pakistanischen Grenze) zu Papier brachte. Uns berichtete der Khan sehr glaubhaft von einem russischen Überfall, der sich im Herbst 1943 ereignet hat. Dabei wurden 41 Kirgisen getötet, darunter JAN BAY, der Khan aus dem Großen Pamir. Einen weiteren Überfall gab es im Kleinen Pamir, nicht weit von Tergen Quorum entfernt, bei dem RAHMAN QUL nur mit knapper Not mit dem Leben davon kam. Das Lager der Kirgisen wurde dabei geplündert und danach niedergebrannt. Dieses Ereignis hat das Misstrauen und die Vorsicht des Khans gegenüber dem russischen Nachbarn nachhaltig geprägt. Die Angst vor weiteren Überfällen ist lebendig geblieben und hat das spätere Handeln des Khans und seiner Schutzbefohlenen, schweren Herzens die vertrauten Weideplätze aufzugeben und mit dem Nötigsten an Vieh und Hausrat in das benachbarte Hunzatal zu flüchten, maßgeblich beeinflusst.

Als wir mit RAHMAN QUL zusammen-saßen, konnten wir natürlich noch nicht das Ende dieser Geschichte erahnen. Im Jahr 1971 hatte der Khan noch allen Grund, dem afghanischen König zu vertrauen, der für ihn ein persönlicher Sicherheitsgarant war. Viele Jahre lang waren die Pamir-Kirgisen aus der Sicht afghanischer Politiker ein willkommen-er weil loyaler Vorposten am äußersten Ende ihres Landes. Dort, wo sich vor mehr als einhundert Jahren schon die Großmächte berührten – damals das zaristische Rußland und das Britische Imperium – standen sich heute China und die Sowjetunion gegenüber,

beide zwar kommunistisch geführte Staaten, doch mit unterschiedlichen geopolitischen Interessen. Ein Vakuum in einem derart brisanten Gebiet stellte zweifellos eine latente Gefahr dar. Die Pamir-Kirgisen, wenn auch nur eine zahlenmäßig unbedeutende Ethnie, hoben dieses Vakuum auf, solange sie sich der Unterstützung durch die afghanische Regierung sicher sein durften.

Von daher gesehen nehmen sie als afghanische Bürger in diesem Grenzgebiet allein schon durch ihre Anwesenheit eine wichtige Kontrollfunktion wahr. RAHMAN OUL hat das mit seinem wachen Verstand schnell erkannt und weiß diese Situation – wie sich das für einen echten Kirgisen gehört – auch gut zu nutzen. Er und seine Leute müssen jedenfalls keine Steuern bezahlen und auch vom Militärdienst bleiben sie verschont.

Umso mehr erheiterte es uns, einen jungen Mann aus seinem Stamm in einem grünen Uniformrock zu sehen, an dem das Wappen einer westdeutschen Polizeibehörde aufgenäht war. Der Weg von Europa nach Kabul ist inzwischen bereits auf wenige Flugstunden zusammengeschrumpft, und von der afghanischen Hauptstadt bis zu den Basaren im nördlichen Badakhschan sind es allenfalls wenige Tage. Auf dem gleichen Weg haben auch Transistorradios und andere Erzeugnisse der sogenannten zivilisierten Welt im Kleinen Pamir Einzug gehalten.

Wir können also getrost unsere beiden „Honda“-Generatoren auspacken und damit die Quecksilberdampflampen in Betrieb nehmen, die wir zur Anlockung der Nachtfalter und anderer nachtaktiver Insekten mitgebracht haben. Vor diesem Hintergrund ist der Blick durch den Sucher unserer „Bolex“-16 mm-Filmkamera für eine Kirgisin kein Wunderding mehr, sondern eher der Ausblick in eine neue Zeit, deren Wirklichkeit sie längst wahrgenommen hat. Erstaunt sind wir aber doch, als uns ein Sohn RAHMAN QULS, mit seinen etwa vierzehn Jahren noch etwas scheu und zurückhaltend, Bilder zeigte, die er in der Abgeschiedenheit seiner Heimat Ter-gen Quorum ohne jede künstlerische Anlei-

tung oder gar Ausbildung gemalt hat (Abb. S. 322/235, 236).

Die Farben, die er dabei verwendete, hat ihm wohl der Vater aus Kabul mitgebracht. Doch sie sind ja nur ein Hilfsmittel, das Geschaute festzuhalten! Die Art und Weise, wie ihm das gelang, macht deutlich, wie sehr der künstlerische Ausdruck von der genauen Beobachtung des Objektes abhängt, das gemalt werden soll. Beides, das Sehen und die künstlerische Wiedergabe des geschauten Gegenstandes, formen sich unbewusst in einem von modernen Dingen noch unbeeinflussten Menschen. Er benötigt dazu weniger die schulische oder fachliche Anleitung, als vielmehr ein natürliches Empfinden für das Gesehene und die richtige Einordnung in seine Erfahrungswelt. Diese Fähigkeit hat sich in diesem aufgeweckten Kirgisenjungen geradezu elementar entwickelt. Lehrmeister waren ihm die vertrauten Plätze im Wechsel der Jahreszeiten, auf denen er Schafe und Ziegen hütete, die Blumen im Frühsommer und ihre Samen im Herbst, wenn bereits die ersten Schneeflocken wirbelten, überhaupt die Abgeschiedenheit seines Daseins, die seinen wachen Geist schärfte und für die Erscheinungsformen der Natur um ihn herum empfänglich werden ließ. Schmetterlinge, Käfer und Hummeln sind mit solchem Einfühlungsvermögen gemalt, dass sie jederzeit als Determinationsvorlage Verwendung finden könnten. Die naturgetreue Darstellung des Schwalbenschwanzes (*Papilio machaon*) ist zeitlich eingeordnet, zugleich der erste wissenschaftliche Nachweis für das Vorkommen der Art im Kleinen Pamir. Vorher hat das noch niemand festgestellt. Wir sind ihr hier nur einmal begegnet.

Zu meinem siebzigsten Geburtstag im Frühjahr 2005 erhielt ich von meinem Freund AXEL HOFMANN ein Buch geschenkt, von dem ich bis dahin noch nichts wusste: „Afghanistan – Les Kirghizes du Pamir“ lautet sein Titel. Die Zeichnungen darin stammen von – MALIK KUTLU, dem Sohn des großen kirgisischen Führers RAHMAN QUL Khan. Ihn, den

Sohn MALIK, haben wir damals als jugendlichen unbeschwerten Maler erlebt und seine Bilder bewundert. In diesem Buch hat er die Erinnerungen an seine ferne Heimat und an das Brauchtum seines Volkes in eindrucksvollen Zeichnungen festgehalten. Vor allem ist darin auch die Erinnerung an die Flucht, zunächst nach Pakistan und später in das Exil

nach Ostanatolien, in zahlreichen bewegenden Bildern festgehalten.

MALIK, der Autor dieser Zeichnungen, arbeitet in der Abteilung der Schönen Künste an der Universität von Van in der Türkei. Man hat ihm dort ein Atelier zur Verfügung gestellt, das er mit seinem Bruder AKBAR, einem talentierten Holzschnitzer, teilt.

1880
The first part of the
present volume is devoted
to a study of the
history of the
American people
from the first
settlements to the
present time.

1880
The first part of the
present volume is devoted
to a study of the
history of the
American people
from the first
settlements to the
present time.

Im Großen Pamir

Der Rückmarsch – Unsere Traumfalter – Im Tolibai-Tal – Hochlager am Kotal-e-Wazit
– Zum Schluss noch eine Erstbesteigung

Mit dem 21. Juli war der Tag unserer Abreise gekommen. Der Abschied von RAHMAN QUL und seinen Pamir-Kirgisen fiel uns nicht leicht. Die Woche, die wir bei ihnen verbracht haben, bleibt ausgefüllt mit unvergesslichen Bildern aus einer uns zunächst fremden, jetzt aber vertraut gewordenen Welt. Die Offenheit der Menschen, ihre unaufdringliche Herzlichkeit und eine über alle Maßen gehende Gastfreundschaft haben uns diese Welt erschlossen. Nun hieß es den Rückmarsch antreten.

Noch am selben Abend trafen wir in Langar ein, dem Winterlager, das noch immer verlassen dalag. Das nächste uns bereits bekannte Etappenziel war Zemestani Baharak. Auch diesmal hatten wir dort, wie übrigens auch nahe dem fünf Kilometer westlich davon gelegenen Ort Shawr, mit dem Lichtfang großen Erfolg. Der Kotal-e-Toghuz Bash, den wir tags darauf erklommen haben, bereitete uns hingegen einen wenig erfreulichen Empfang. In den Hochlagen zwischen 3700 und 4000 m kam gegen Abend ein heftiger Wind auf. Eigentlich wollten wir hier Lichtfang betreiben. Die stellenweise dichte Vegetation mit zahlreichen Arten der Igelpolster-Gesellschaften lud dazu ein. Außerdem war der Tagfang an diesen Stellen durchaus zufriedenstellend.

Leider hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wind wurde so heftig, dass an das Aufstellen des Leuchtturmes nicht mehr zu denken war. Als sich die Böen zum Sturm aufschwangen, blieb uns nichts anderes übrig, als – im Zelt kauern – abwechselnd das Gestänge zu halten, um nicht davongeweht zu werden. An Schlaf war unter diesen

Umständen nicht mehr zu denken. Erst am nächsten Morgen war der Spuk vorüber. Mit dem Lichtfang versuchten wir es erneut in den tieferen Lagen und hatten damit endlich wieder Erfolg, der uns auch bei Sarhad und bei Neshtkhawr, dem nächsten Etappenziel auf dem Weg zum Großen Pamir, treu blieb.

Trotz teilweise widriger Umstände gelang es dennoch, auf den Pässen Qara Qabtschei und Toghuz zwischen 3400 und 4100 m einige für uns neue Tagfalter-Arten zu sammeln, zum Beispiel *Melitaea fergana jacobsoni*, *Chazara heydenreichi shandura*, *Karanasa decolorata mushketovi* und *Karanasa bolorica hodja*. Am Darrah-e-Istmodj fingen wir in 4000 m Höhe ein Männchen von *Karanasa grumi* sowie *Polyommatus stoliczkanus hunza*, außerdem *Melitaea chitralensis ishkashimika*.

Am 2. August erreichten wir schließlich Baba Tangi und bald darauf Sargaz, eine ganzjährig bewohnte Wakhi-Siedlung. Sie lag an der nördlichen Talflanke des hier tief eingeschnittenen Wakhanflusses. Von Sargaz aus, so unser Plan, wollten wir über mehrere Pässe in die Hochlagen des Großen Pamir aufsteigen. Das bedurfte jedoch neuer Vorberreitungen. Die wichtigste war, unsere Pferde gegen Yaks auszutauschen. Als Reittiere und Lastenschlepper sind sie den großen Höhen weitaus besser angepasst. Ihre Trittsicherheit an steilen Geröll- und Blockhalden ist bewundernswert. Auch an extremen Steigungen trägt der Yak noch den Reiter, was beim Pferd längst nicht mehr möglich wäre.

Als Tragtier hatten wir den Yak schon auf unserem Weg in den Kleinen Pamir dabei. Hier bekam er nun auch den Reitsattel aufgelegt, der wie ein Pferdesattel eben-

falls aus Holz gefertigt ist. Man sitzt relativ bequem in diesem vorne und hinten hochgezogenen Gestell, über das eine dicke Filzdecke gebreitet ist. Freilich muß man sich erst einmal dem etwas störrischen Verhalten des Grunzochsen anpassen. Sehr hilfreich ist dabei ein Führungsseil, das an einem durch die Nasenscheidewand des Tieres gezogenen eisernen Ring endet. Nur so ist es überhaupt lenkbar. Zum Antreiben benutzt man keine Reitpeitsche, sondern einen handfesten Knüppel, der aber auch nur dann Wirkung hervorruft, wenn man damit den hervorstehenden Beckenknochen trifft. Dabei kann es passieren, dass der Yak, in seinem Trott unliebsam gestört, plötzlich zum Galopp ansetzt und trotz Nasenring nur schwer zu stoppen ist. Als Reiter glaubt man, in einem solchen Moment auf einem Sofa zu sitzen, das sich plötzlich in ein Fluggerät verwandelt hat. Ständig muss man darauf gefasst sein, dass der Yak plötzlich aus dem Tritt heraus stehen bleibt. Der Reiter, wenn er nicht aufpasst, kann dann leicht kopfüber nach vorn heruntergeschleudert werden. Es ist also durchaus empfehlenswert, stets auf der Hut zu sein und den Ritt auf einem Grunzochsen nicht mit einer Reise ins Traumland zu verwechseln, auch wenn es eine solche war, die wir nun als letzte Etappe unserer Pamir-Expedition antraten.

*

Noch am Tag zuvor hatten wir im Zeltlager bei Sargaz unsere Begleiter entlohnt, deren Tiere uns sicher bis hierher gebracht haben (Abb. S. 323/237). Mit einer neuen Mannschaft und frischen Tieren, diesmal vorwiegend Yaks, machten wir uns am nächsten Morgen über den steilen, bis über 4000 m hoch ansteigenden Kotal-e-Sargaz auf den Weg (Abb. S. 323/238, 239). Er führte uns hinauf in den Großen Pamir, der Heimat von *Zygaena pamira*, dem Traumfalter von CLAS NAUMANN.

Von dieser Art gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts, ähnlich wie von *Parnas-*

sins autocrator, zunächst nur ein Einzelstück. Es befand sich in der Sammlung LEO SHELJUZHKO in Kiew. Weitere Exemplare steckten in der Sammlung des Britischen Museums und stammten von AVINOV, einem zaristischen Offizier, der durch seine lepidopterologischen Publikationen in den „Mémoires sur les Lépidoptères“ von M. N. ROMANOFF bekannt geworden ist. Nach diesem Material wurde die Art gleich zweimal beschrieben: einmal von SHELJUZHKO (denselben ukrainischen Grandsigneur und Schmetterlingsspezialisten, den ich im Jahr 1956 in München kennenlernte, wohin ihn das Schicksal verschlagen hatte), zum anderen von HAMPSON, dem damals führenden Lepidopterologen am British Museum of Natural History in London.

Die Geschichte von der Beschreibung einer neuen, spektakulären Schmetterlingsart nahm damit den gleichen Verlauf wie 54 Jahre später die Beschreibung von *Euapatura mirza*, einer in den Bergen des Länderdreiecks Iran-Türkei-Irak der Wissenschaft lange Zeit verborgen gebliebenen Tagfalterart aus der Verwandtschaft der Schillerfalter (*Apturini*). Ein Japaner entdeckte sie auf irakischer Seite, während ich in Teheran diejenigen Tiere vorgelegt bekam, die iranische Entomologen in der Provinz Kermanschah gesammelt hatten. Beide kamen wir bei der Bearbeitung unseres Materials zum gleichen Ergebnis, nämlich nicht nur eine neue Art vor uns zu haben, sondern sogar den Typus einer neuen Gattung. Ohne voneinander zu wissen veröffentlichte mein japanischer Kollege seine Entdeckung in Tokio, ich die meine in Karlsruhe, mit dem kleinen aber schwer wiegenden Unterschied, dass meine Publikation drei Monate früher erschien als die des Japaners, was zur Folge hatte, dass diese neue Art mit dem Namen genannt werden muss, den ich ihr verliehen habe.

Auch SHELJUZHKO lag mit seiner Publikation nur um wenige Wochen vor HAMPSON. So trägt also auch diese neu entdeckte Art den Namen desjenigen, der ihn um eine kurze Zeitspanne früher bekannt gemacht

hat. Es war also *Zygaena pamira* SHELJUZKHO 1919, der von nun an unsere ganze Aufmerksamkeit galt. Ihre Wiederentdeckung und das Gefühl, am Ziel seiner Wünsche zu sein, hat CLAS in einem Aufsatz über „Die höchste Zygaene der Welt“ wunderbar zum Ausdruck gebracht:

„Günter Ebert und ich legten also mit den beiden afghanischen Freunden und einer kleinen ausgewählten Gruppe von einheimischen Yakführern einen Sonder-spurt ein. Am 5. August 1971 schlugen wir unser Lager auf der Südseite des Wazit-Passes in ca. 4500 m Höhe auf. Eine eisigkalte Nacht mit rund -20° C im morgendlichen Minimum stand uns bevor. In diesen Höhen schläft man selbst nach ausreichender Höhenanpassung immer noch schlecht. Dennoch schlug mir eine ganze Nacht lang das Herz im Halse. Würde es gelingen, am nächsten Tag *Z. pamira* zu finden – und wenn ja, wo? Auf den fast vegetationslosen Schutthängen unter den Gletschern, oder eher auf den feuchten, gewässernahen *Kobresia*-Matten, oder vielleicht doch lieber auf den eher trockenen *Artemisia*- und *Nepeta*-haltigen Standorten in klimatisch begünstigter Lage? Die eher mangelhafte Kondition und eine Risikoabwägung ließ uns zunächst versuchen, die beiden zuletzt genannten Vegetationstypen zu untersuchen. Ein geeigneter Standort ließ sich in ca. 1,5 km Entfernung ausmachen. Nach dem nicht allzu üppigen Frühstück (warmer Pudding, Fladenbrot, Tee) ging es los. Endlich erreichten wir einen sanft geneigten *Artemisia*-Hang, hier und da etwas *Nepeta*. *Oxytropis*, *Hedysarum*, einige niedrigblühende *Cirsium*, immer wieder auch mal eine vereinzelt *Artemisia*. Unnötigerweise hatte es sich etwas eingetrübt und so gab es nur gelegentlich einmal ein kleines Sonnenfenster, das zum Insektenfang genutzt werden konnte. Lange Zeit nichts, und wieder nichts. Die Hoff-

nung sank. Befanden wir uns vielleicht doch am falschen Fundort? Eigentlich konnten wir hier nicht ganz falsch liegen, denn die zwar nicht artenreiche, aber doch immerhin vorhandene Tagfalterbiocoenose deutete darauf hin, dass hier wohl auch eine Zygaene leben konnte. Unter den nicht allzu vielen Blütenpflanzen fanden sich ja auch einige Fabaceen, die als larvale Nahrungspflanze für eine Zygaene in Frage kommen konnten. Es gibt Momente im Leben, die man nie vergisst: schoss da nicht eben ein kleiner roter Wisch durch die Luft? Mit einer Sekunde Verzögerung stieg der Blutdruck an, die Halsschlagader pochte, das Atmen wurde schlagartig schwer. Und weg war der Spuk, der da eben noch an mir vorbei gezogen war. Aber hatte er nicht auf einem Stück trockenen Bodens, neben einigen Blütenpflanzen geendet? Nichts wie hin, genau nachsuchen – und dann: da saß sie, die erste *Z. pamira* meines Lebens, die Flügel wegen der nachlassenden Sonnenintensität ein klein wenig angehoben und im Winkel so angestellt, dass das Tierchen möglichst viel Wärmeenergie aufnehmen konnte [...]. Jetzt galt es nur noch, das Netz in Aktion zu bringen, und nicht daneben zu schlagen. Auch das gelang und mit zitternden Händen konnte ich eine bereits leicht abgeflogene *Z. pamira* in Besitz nehmen. Sicherlich eine meiner entomologischen Sternstunden“ (NAUMANN 2003b).

*

Über den schon erwähnten Sargaz-Pass, der alle unsere Kräfte in Anspruch nahm, gelangten wir in ein landschaftlich sehr reizvoll gelegenes Hochtal, das unter dem Namen „Tolibai“ einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hatte (Abb. S. 324/240). Die mit der Ausrüstung von Jagdexpeditionen vertraute Afghan Tourist Organisation hat dort eine Steinhütte errichten lassen. Von hier aus wurde der Jagdgast, zum Beispiel ein Millio-

när aus Texas, an das Marco-Polo-Schaf herangeführt. Wegen der starken Schneefälle, die es hier oben gibt, kann das nur in der kurzen Zeit des Hochsommers geschehen. Solche Jagdsafaris waren limitiert; es durften, so die damalige Aussage in Afghanistan, maximal nur acht Tiere pro Jahr geschossen werden.

Als wir im Tolibai-Tal ankamen, war niemand sonst zu sehen. Wir waren allein, umgeben von den Eisriesen des Großen Pamir – und von Marco-Polo-Schafen, die uns schnell entdeckt hatten. Hin und wieder sahen wir eine Anzahl weiblicher Tiere mit ihrem Nachwuchs beim Äsen an steilen, grasigen Hängen, wohin sie gegen Abend herabgestiegen kamen. Die Distanz zu ihnen betrug mehrere hundert Meter. Selbst mit einem 400 mm-Teleobjektiv bekam man sie nur sehr klein ins Bild. Von den scheuen Männchen war zunächst weit und breit nichts zu sehen. Trotzdem fanden wir ihre Spuren. Die auffälligste Begegnung war in dieser Hinsicht der Fund des Gehörns eines ausgewachsenen Widders. Es lag plötzlich vor mir in der Sonne (Abb. S. 324/241). Wahrscheinlich wurde das Tier schon vor Monaten im hohen Schnee von Wölfen oder gar vom Irbis gerissen. Von einer solchen Trophäe kann der Jäger nur träumen. Uns fiel sie ganz unblutig zu, quasi als Geschenk und zugleich Einladung, in das Reich der Marco-Polo-Schafe, Steinböcke und Schneeleoparden einzutreten.

Zwei Tage später kam es doch noch zur erhofften Begegnung mit männlichen Tieren. Es waren zwei kapitale Widder. IBRAHIM, unser Wakhi-Führer, hat sie mit seinen scharfen Augen entdeckt – zwei winzige Punkte, die gemächlich hangaufwärts zogen. Die Entfernung betrug sicherlich mehr als vierhundert Meter. Doch wir hatten eine Chance: Zwischen uns und den Tieren lag, etwas nach links versetzt, eine steile Halde, die in einem felsigen Grat endete. Sie bot die erforderliche Deckung, um den Tieren näher zu kommen. Es musste allerdings schnell geschehen, wenn es gelingen sollte, ihnen mit diesem Manöver ein Stück des Weges abzuschneiden. Wie Indianer auf dem Kriegspfad pirschten

wir, so schnell es ging, hangaufwärts – CLAS mit der „Bolex“-Filmkamera, ich mit dem „Novoflex“-Schnellschussobjektiv bewaffnet. Bald schon ließ uns die Anstrengung nach Atem ringen. Immer öfter mussten wir innehalten. Keuchend und völlig erschöpft erreichten wir den Grat. Als wir vorsichtig darüber hinwegspähten, hatten uns die beiden Widder schon entdeckt. In schnellerer Gangart, doch keineswegs in wilden Fluchten, eilten sie bergauf. Ich versuchte noch, Aufnahmen zu machen, doch es gelang nur schlecht. Die Entfernung war schon zu groß und die Hände zitterten vor Aufregung und von der Anstrengung des schnellen Aufstiegs (Abb. S. 324/242).

Im Tolibai-Tal trennten wir uns vorübergehend von unseren beiden deutschen Kollegen. CLAS und mich zog es hinauf, dorthin, wo er die Pamir-Zygaene zu finden hoffte. Begleitet wurden wir außer von IBRAHIM noch von den Besitzern der Yaks, die wir gemietet hatten. Außerdem waren unsere beiden afghanischen Freunde von der Universität Kabul, ESAN ARGHANDEWAL und MOHAMMED NIAZ mit von der Partie. Mit *Karanasa leechi alitchura*, *Boloria sipora hunzaica* und *Polyommatus (Agrodiaetus) pulchella* sammelten wir noch einmal drei interessante Tagfalterarten, doch mit zunehmender Höhe wurde die Fauna immer ärmer.

*

Der Weg, den wir einschlugen, führte zunächst durch das obere Wazit-Tal. Über den Kotal-e-Wazit erreichten wir eine Höhe von über 4500 m. Hier schlugen wir die Zelte auf. Es war bitter kalt in dieser Höhenlage. Am frühen Morgen hat CLAS -20 Grad Celsius gemessen. Unter diesen Umständen war an einen geruhsamen Schlaf natürlich nicht mehr zu denken. Auch dem Lichtfang waren in dieser Höhe Grenzen gesetzt. Alle unsere Hoffnungen ruhten daher auf dem kommenden Tag – und sie wurden erfüllt: CLAS hatte die erste Begegnung mit seinem Traumfalter! Was er dabei empfand, habe ich soeben aus

seinem Aufsatz zitiert. Obwohl ich selbst mich noch nie intensiv mit dieser Schmetterlingsgruppe befasst habe, war auch für mich der erste Anblick einer *Zygaena pamira* ein besonderes Erlebnis. So ein unvergesslicher Augenblick erwartet dich, wenn du am Ende eines langen Weges angekommen bist, an einem Ziel, das du nicht aus den Augen verloren hast.

Am Nachmittag kam die Sonne, die sich für eine Weile hinter Wolken versteckt hielt, noch einmal mit ihrer ganzen Leuchtkraft hervor und tauchte die Felshänge rund um uns in ein zauberhaftes Licht. Ich saß vor dem Zelt, das Fernglas in der Hand. Immer öfter richtete ich es gegen einen schneebedeckten Berg ganz in der Nähe. Wenn man nur dort oben sein könnte, welch einen Ausblick würde man haben! Angestrengt tastete der Blick einen nach Süden abfallenden Hang ab, der weit hinaufführte und gar nicht einmal so unbezwinglich steil aussah. Es musste doch möglich sein, auf dieser Route den Aufstieg zu schaffen.

Nach einer weiteren halben Stunde des genauen Beobachtens und Abwägens stand mein Entschluß fest: Morgen geht es auf den Berg! Wenn überhaupt, dann gab es für einen Amateurbergsteiger, der gerade mal über einen Eispickel und gutes Schuhwerk verfügte, nur diesen einen Weg zum Gipfel, der schätzungsweise bei 5600 bis 5800 m liegen musste. Das hieß zwar, dass von unserem Lagerplatz aus mehr als 1000 Höhenmeter zu überwinden waren, doch wenn man noch vor dem ersten Morgenlicht aufbräche? Ich legte CLAS meinen Plan vor. Zunächst wollte er davon nichts wissen. Verständlich, dass er als Expeditionsleiter jedes unnötige Risiko scheute. Doch als ich ihn bat, wenigstens einen Tag anzuhängen, um hier auf mich zu warten, willigte er schließlich darin ein, dass wir, alle vier gemeinsam, den Aufstieg versuchen sollten.

*

Noch bei Dunkelheit ließen wir uns von den Yaks über einen Gletscherbach tra-

gen, der zwischen unserem Lager und dem Berg, den wir uns vorgenommen hatten, herabgurgelte. Dabei gerieten die Tiere bis zum Bauch ins Wasser. Sie quitierten es mit einem ärgerlichen Grunzen, das wir mit deftigen Flüchen begleiteten, waren doch auch wir vom eiskalten Gletscherwasser, das uns entgegenspritzte, bis zum Gürtel herauf durchnässt. Als wir eine Geröllzunge unterhalb des Steilhanges erreicht hatten, brach die Morgensonne durch den Wolkenschleier. Ein Schwarm Königshühner (*Tetraogallus himalayanus*), die hier in etwa 5000 m Höhe die Nacht verbrachten, flog mit lautem Flügelgeknatter talwärts. Dann war es wieder still – eine erhabene Stille in dieser einsamen Bergwelt (Abb. S. 325/243).

Der Hang, den wir hinauf mussten, war steiler als es von unten ausgesehen hatte. Doch er war begehbar und bot den nötigen Halt. Nach etwa zwei Stunden war es geschafft. Allerdings musste danach noch ein stark geneigtes Trümmerfeld passiert werden. Die Schwelle, die wir daraufhin überschritten, entschädigte für alle Plackerei: Ein bizarres Feld aus mannshohen Eisnadeln tat sich vor uns auf – Büßerschnee, wie aus dem Lehrbuch. Er entsteht durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf das Abschmelzen und Verdunsten von Eis und Schnee. Dieses Abtauen vollzieht sich, je nach Beschaffenheit des Altschnees oder des Eises, recht unterschiedlich und führt zur Bildung bizarrer Schmelzformen, auch „Zackenfirn“ genannt, die wegen ihrer manchmal gekrümmten oder gebückten Haltung an Pilger oder „Büßer“ erinnern. Man stößt auf sie in den tropischen Hochgebirgen, insbesondere in den Hochlagen der Anden; aber auch im Großen Pamir, wo in über 5000 m Höhe eine starke Sonneneinstrahlung mit einer relativ hohen Lufttrockenheit zusammentrifft, ist diese Erscheinung zu beobachten (Abb. S. 326/245, S. 327/246).

Glücklicherweise gab es keine versteckten Spalten, die uns hätten gefährlich werden können. Nach kurzer Zeit hatten wir dieses Eisfeld durchquert und bald darauf den

Gipfel des Berges erreicht. Als Erstbesteiger durften wir ihm einen Namen geben. Wir taufte ihn „Koh-e Hazar Kand“, den „Berg der tausend Buckel“, womit auf das gerade beschriebene imposante Büßerschneefeld hingewiesen werden sollte.

Diese Erstbesteigung fand in einer Zusammenstellung über die „bisherige Erschliessung im Grossen Pamir (1971 und 1975)“ Erwähnung (BADURA 1978). Sie geschah „anlässlich der Überschreitung des Kotal-e Wazit (4570 m) im westlichen Teil dieses Gebirges am 9. August“ [recte: 8. August] als „C. M. NAUMANN und G. EBERTH [recte: EBERT, unter Hinzufügung von E. ARGHANDEWAL und M. NIAZ] ... „den P. 5421 AK [...] betraten und ein geographisch wertvolles Panorama photographierten“ (Abb. S. 325/244).

Der Ausblick, der sich uns bot, übertraf alle Erwartungen. Nun waren wir doch noch auf dem „Bam-e Dunya“, dem „Dach der Welt“ angekommen. Die Bedeutung, die dem Pamir als Dreh- und Angelpunkt der zentralasiatischen Gebirge zukommt, wird erst von hier oben ersichtlich (Abb. S. 326-327/247, 248 Panoramaaufnahme).

Sein Name gründet sich auf zwei Wörter, nämlich „Pa“ für Berg, und „mira“ als Bezeichnung für eine plateauartige Fläche. Der Pamir, genauer gesagt der „Große Pamir“ (Pamir-e-Kalan), ist ein hohes Gebirge, das wie ein Dach emporragt. Von ihm aus nehmen andere Gebirgszüge, die sogenannten „Pamiriden“, ihren Ausgang in alle Himmelsrichtungen: Im Norden der Transalai, im Osten die Erhebung des Mustag Ata und im Süden der Hindukusch und die Achttausender des Karakorum. Im Westen fällt der Pamir in die steil zerklüfteten Seitentäler des oberen Amu Darja ab. CLAS NAUMANN, der im Jahr 2002 mit einem deutsch-tajikischen Forschungsteam nochmals im Pamir unterwegs war, geht in seinem Bericht kurz darauf ein: „Die Täler werden steil, sind tief eingeschnitten, stark wasserführend, stets nach Westen zum Amu Darya abfallend, mit unglaublicher Erosionstätigkeit. Innerhalb weniger Kilome-

ter führen sie in Talsohlen, in denen bereits Ackerbau möglich ist, wenn auch nur unter schwierigen klimatischen Bedingungen. Die einzelnen Talsysteme [...] sind durch hohe und vor allem schroffe, fast unüberquerbare Ketten voneinander getrennt. Ein enormer Gegensatz für den, der aus dem Ostpamir mit seinen sanft geneigten, trockenen Binnenbecken (den eigentlichen „Pamiren“) kommt und nun auf einmal in das tobende Chaos der reißenden Flüsse geworfen wird.“ Als ich diese Zeilen las, stand mir wieder meine Expedition im Jahr 1957 in das afghanische Shughnan vor Augen, auf der ich mich durch dieses Berglabyrinth, in dem ich mich verirrt hatte, mühsam hindurchkämpfen musste.

Hier, auf dem Gipfel des Koh-e Hazar Kand, lag sie um uns herum ausgebreitet, die grandiose Palette der Hochgebirgswelt Zentralasiens. Bis an den fernen Horizont reichte der Blick auf ihre eis- und schneebedeckten Grate. Es war ein Höhepunkt in unserem Leben, und zwar im doppelten Sinn des Wortes. Dabei spielte es keine Rolle, ob wir nun, wie CLAS es schrieb, tatsächlich die Sechstausendmeter-Grenze erreicht hatten, oder noch um einige hundert Meter darunter lagen. Für das Hochgefühl, das wir empfanden, hatte es keine Bedeutung. Wieder einmal war ein Ziel erreicht und hat einer tiefen Befriedigung Platz gemacht. Es kommt nicht von ungefähr, dass es auf dem Gipfel eines Berges lag. Der Ausdruck vom „hoch gesteckten Ziel“ fand hier seine wörtliche Bestätigung.

Als wir wieder in unserem tief unter uns nur ameisenklein erkennbaren und doch bereits in über 4500 m Höhe errichteten Zeltlager eintrafen, ging der Blick noch einmal nach oben, dorthin, wo wir erst vor wenigen Stunden gestanden hatten. Der jetzt von der Abendsonne angestrahlte „Berg der tausend Buckel“ schickte einen letzten Gruß zu uns herab. Müde aber glücklich krochen wir in unsere Schlafsäcke. Auch die eiskalte Nacht, die noch einmal folgte, konnte uns nichts mehr anhaben.

Am 9. August traten wir endgültig den Rückweg an (Abb. S. 328/249, 250). Der

Himmel blieb zunächst wolkenverhangen. Ein heftiger Wind fauchte von den Höhen auf uns herab. Es war kalt und ungemütlich auf den Rücken der Yaks. An einer halbwegs ebenen Stelle legten wir eine kurze Pause ein, ohne jedoch aus dem Sattel zu steigen. Die Zeit für den Augenblick war gekommen, den ich bereits zu Beginn dieses Buches kurz beschrieben habe: Die Begegnung mit meinem „Traumfalter“, der längst vergessen schien. An dieser Stelle ist eine kleine Korrektur nötig, denn es herrschte nicht „die größte Mittagshitze“, wie CLAS es in

seiner Laudatio auf mich ausdrückte (NAUMANN 2003a), als dieses „große, weiße Etwas durch die Luft gewirbelt“ auf mich zuflog. Es kam auch nicht „mit dem einsetzenden Abendwind“ (wie KOTZSCH es erlebt hatte), sondern ein kalter Fallwind trieb es mir entgegen. Ich musste nur noch danach greifen – und hielt ihn in der Hand, den *Parnassius autocrator*. Der Ring hatte sich geschlossen, das Unerklärliche war geschehen. Eine Geschichte, die vor zwanzig Jahren ihren Anfang nahm, war in diesem Augenblick zu Ende gegangen.

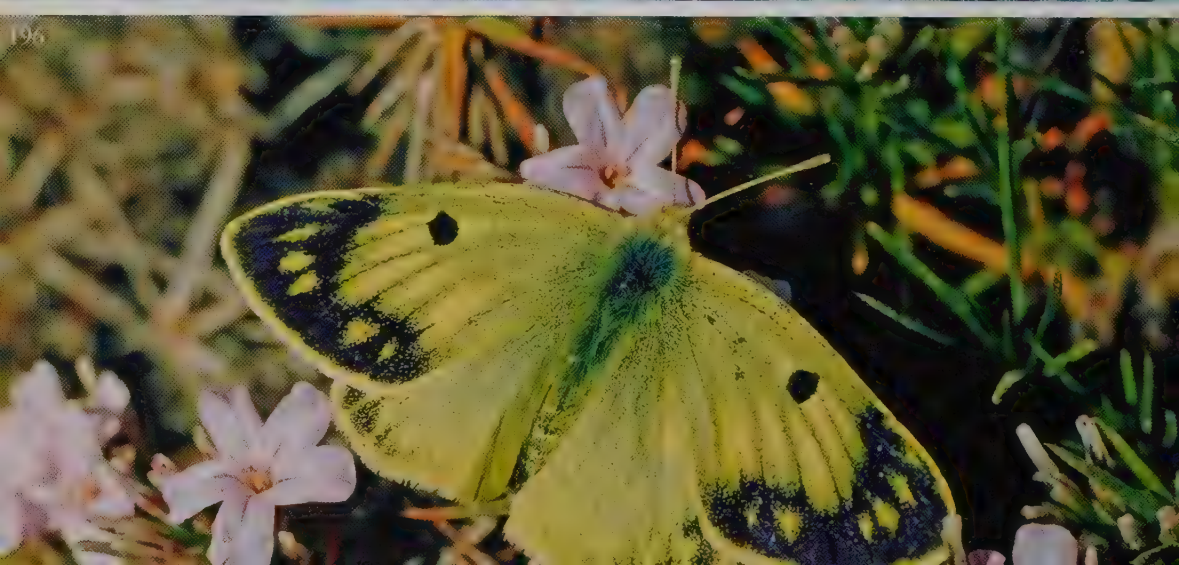
Bildtexte zu den nachfolgenden Farbseiten 309 – 328

- 309 190 – 192 An einer imposanten Felsengruppe (Abb. 190) vorbei erreichten wir auf dem Rückweg von Ali Khel nach Kabul den Kotal-e-Shinkai (mittleres Bild) und bald darauf eine Stelle, an der wir den seltenen, nur in Afghanistan vorkommenden Apollofalter *Koramius inopinatus* entdeckten (Abb. 192).
- 310 194 – 196 Am Kotal-e-Sardéu trafen wir Ende Juni 1971 auf zahlreiche Tagfalter-Arten, darunter auch *Parnassius tianschanicus* (Abb. 194). *Koramius delphius cardinalis* (Abb. 195) besticht durch seine vier großen, signalroten Augenflecken auf den Hinterflügeln. Sie werden allerdings nur sichtbar, wenn der Falter die Flügel hebt wie etwa hier beim Abflug von einer Blüte. Falter in Ruhestellung (links). Auf den Blüten der *Acantholimum*-Polsterpflanzen sah man immer wieder die Falter von *Colias alpherakii* bei der Nektaraufnahme (Abb. 196).
- 311 198 – 201 In Qala Panja stellten wir mit Hilfe der Wakhis die Karawane zusammen. Die schweren Transportkisten, die den Yaks aufgebürdet wurden, enthielten unsere gesamten Lebensmittelvorräte. Die Überquerung des Wakhanflusses mit steilem Auf- und Abstieg war für Mensch und Tier eine große Herausforderung. In der Bildmitte das purpurn blühende Weidenröschen *Epilobium latifolia*.
- 312 202 Am Unterlauf des Wakhanflusses. Die nordseitigen Talhänge sowie die mit Schnee bedeckten Berge dahinter liegen bereits auf sowjetrussischem Gebiet. Am Fluss hält sich eine Kamelherde auf (unteres Bild).
- 313 203 Die Aufnahme entstand ebenfalls noch am Unterlauf des Wakhan, im Hintergrund noch immer das bereits zur Sowjetunion gehörende Gebiet. Am Vorderrand des Bildes ist ein aus Feldsteinen errichtetes Haus zu erkennen, wie es von den Wakhis bewohnt wird (unteres Bild).
- 312/ 205/206 Die beiden Abbildungen 205 und 206 (jeweils oben) sind eine Panoramaaufnahme.
313 Sie zeigen den Talkessel von Sarhad mit Blick in Richtung des nach Chitral führenden Baroghil-Passes.
- 314 207 Eine Herde halbwilder Kamele. Im Gegensatz zum Dromedar besitzen die Tiere zwei Höcker. Sie werden „Trampeltier“ oder „Baktrisches Kamel“ (*Camelus bactrianus*) genannt. Diese Art ist von der äußeren Mongolei bis in den Nordosten von Afghanistan verbreitet.
208 Auf dem Weg in den Kleinen Pamir waren einige über 4000 m hohe Pässe zu überqueren. Sie bescherten uns wundervolle Ausblicke auf die Eisriesen des Hindukuschs und des Karakorum.
212 Der Weg nach Langar führte uns über den schwierigen „Schlangen-Pass“ (Kotal-e-Mar Petsh).
- 315 210 Ein Abschnitt des Wakhan-Tales zwischen Sarhad und Langar.
211 Unser Fundort „Zemestani Baharak“, an dem wir recht erfolgreich gesammelt haben.
- 316 213 Von den früher sicher viel weiter verbreiteten Wacholderbäumen trafen wir nur noch dieses mächtige Exemplar als Relikt an. Vermutlich handelt es sich dabei um *Juniperus excelsa*.
214 In Zemestani Baharak kam dieser etwa fünf Zentimeter große Bärenspinner (*Caranopyga proserpina*) in mehr als 200 Exemplaren an unsere UV-Lampe geflogen.
215 Unter den Pflanzen stach diese gelb blühende „Orientalische Alpenrebe“ (*Clematis orientalis*) hervor.
- 317 216 – 219 Neben *Onobrychis* spec. fanden wir dieses gelb blühende Fingerkraut (*Potentilla multifida*) (obere Reihe). Auf dem kargen Boden wuchsen Rhabarber (*Rheum* cf. *tibeticum*) und eine Edelweiß-Art (*Leontopodium nanum* oder *ochroleucum*) (untere Reihe). Alle Aufnahmen det. Prof. Dr. S. BRECKLE.

- 318 220 Bzhai Gumbaz lautet der Name für eine Ansammlung kuppelartiger Gräber. Ein Kirgisenführer mit Namen Baza (oder Bzhai) ist hier vor 80 Jahren mit seinen Kriegerern im Kampf gefallen und begraben worden.
- 221 Bei Bzhai Gumbaz hatten wir unsere erste Begegnung mit kirgisischen Reitern.
- 222 Von Bzhai Gumbaz aus gelangt man quer durch einen von Rinnsalen durchflossenen Talgrund über einen Teppich kleiner Rasenhügel zum Kol-e-Tshaqmaqtin, einem etwa 8 km langen See in 4000 m Höhe. Die Berge im Hintergrund gehören bereits zu China.
- 319 223 Endlich waren wir am östlichsten Punkt unserer Reise angelangt: Tergen Qorum. Es war der Sommerplatz des Khans.
- 224 RAHMAN QUL KHAN, der Führer der Pamir-Kirgisen.
- 225 Die Frau des Khan mit ihrem kleinen Sohn.
- 320 226 – 229 Der Alltag bei den Frauen der Pamir-Kirgisen. Dazu gehören das Melken der Schafe und Ziegen, die den Melkerinnen zugeführt werden (Abb. 226), das Melken der Yak-Kühe (Abb. 227) sowie die Zubereitung und das Trocknen eines unter dem Namen Qurut bekannten Käses (Abb. 228, 229).
- 321 230 Die zur Hälfte abgebaute Jurte. Das Gestänge, das der Behausung eine extreme Standfestigkeit verleiht, ist aus Weidenholz gefertigt.
- 231 Das Kirgisenmädchen trägt als Zeichen seiner Jungfräulichkeit ein rotes Kopftuch.
- 232 Der Türvorhang einer Jurte erfüllt nicht nur eine wichtige Aufgabe, nämlich die Innentemperatur möglichst konstant zu halten, sondern er darf auch getrost als textiles Kunstwerk angesehen werden.
- 233 Im Innern der Jurte sind an den Seiten Kisten, Koffer, Decken und Stoffballen übereinander gestapelt. An diesem Tag waren gerade Hadji TOLUBAI, ein Verwandter des Khans, mit seiner Frau zu Besuch gekommen.
- 322 234 Der Sänger JALAL PANG war wohl der Letzte des Stammes, der noch die alten Lieder kannte, die früher an den Lagerfeuern Innerasiens gesungen wurden.
- 235 – 236 Die Bilder, die MALIK, der Sohn des Khans, damals im Knabenalter gemalt hat, zeugen nicht nur von einer scharfen Beobachtungsgabe, sondern auch von einem tiefen künstlerischen Einfühlungsvermögen.
- 323 237 Blick auf unser Zeltlager bei Sargaz. Von hier aus erfolgte der Aufstieg in die Berge des Großen Pamir.
- 238 Von den hohen Pässen, die nun zu überwinden waren, sah man direkt auf den über 6500 m hohen Koh-e-Baba Tangi.
- 239 Blick vom oberen Wazit-Tal nach Süden.
- 324 240 Zwischen den beiden Pässen Sargaz und Wazit liegt Tolibai, ein blumenreiches Hochtal in 4300 m Höhe. Hier ist die Heimat des Marco-Polo-Schafes.
- 241 Das Gehörn eines ausgewachsenen Widders lag plötzlich vor mir in der Sonne.
- 242 Die Tiere sind scheu. Diese beiden Widder hatten uns schnell entdeckt und zogen bergauf. Ich versuchte noch, mit dem NOVOFLEX-Schnellschussobjektiv Aufnahmen zu machen, doch es gelang nur schlecht. Die Entfernung war schon zu groß und die Hände zitterten von der Anstrengung des schnellen Aufstiegs.
- 325 243 Unsere Erstbesteigung eines Fünftausenders. Nach der Überquerung des Schnee- und Geröllfeldes musste erst noch ein steiler Hang erklommen werden (vorn GÜNTER EBERT, im Hintergrund CLAS NAUMANN).
- 244 Als Erstbesteiger gaben wir dem Berg einen Namen: „Koh-e-Hazar Kand“, was soviel heißt wie „Berg der tausend Buckel“.

- 326 245 Als wir die oberste Kante erreicht hatten, tat sich ein bizarres Feld fast mannshoher Eisnadeln vor uns auf.
- 327 246 Solche Eisnadeln werden „Büßerschnee“ genannt. Er ist aus den Hochlagen der zentralasiatischen Gebirge und der Anden bekannt.
- 326/ 247/248 Die beiden Abbildungen 247 und 248 sind eine Panoramaaufnahme.
327 Sie entstand auf dem Gipfel des Koh-e-Hazar Kand und zeigt im Norden die über 6000 m hohen Berge des Großen Pamir.
- 328 249 – 250 Die steilen Bergpfade, die über Pässe von viereinhalbtausend Metern führten, waren nur noch mit dem Yak zu schaffen. Oberes Bild: CLAS M. NAUMANN, unteres Bild: GÜNTER EBERT.



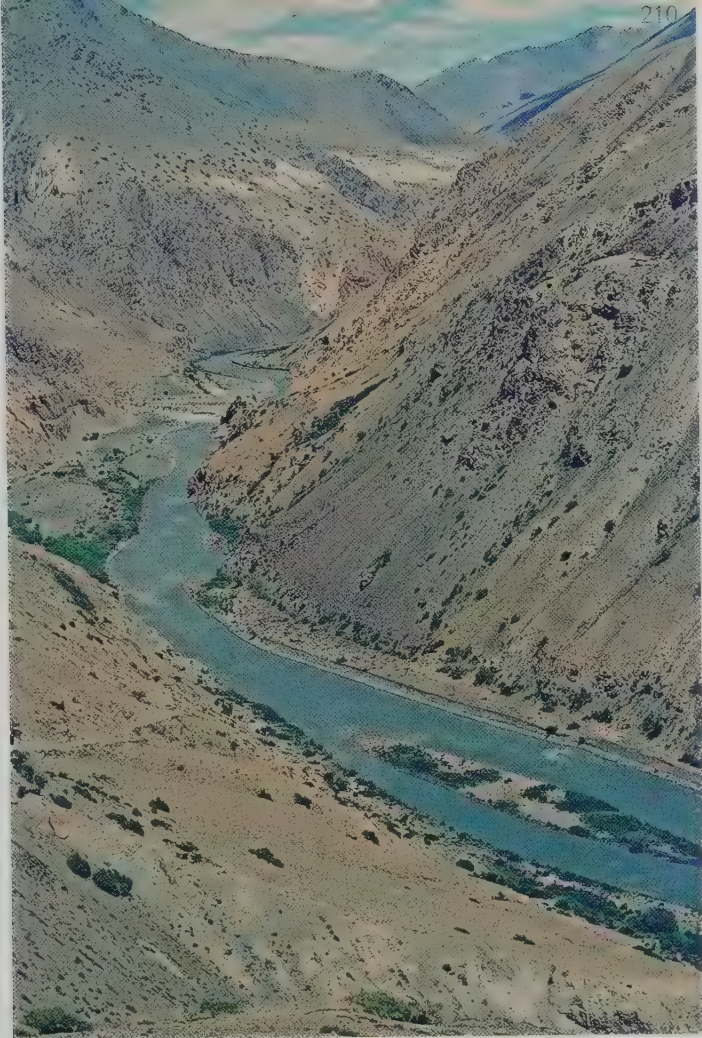














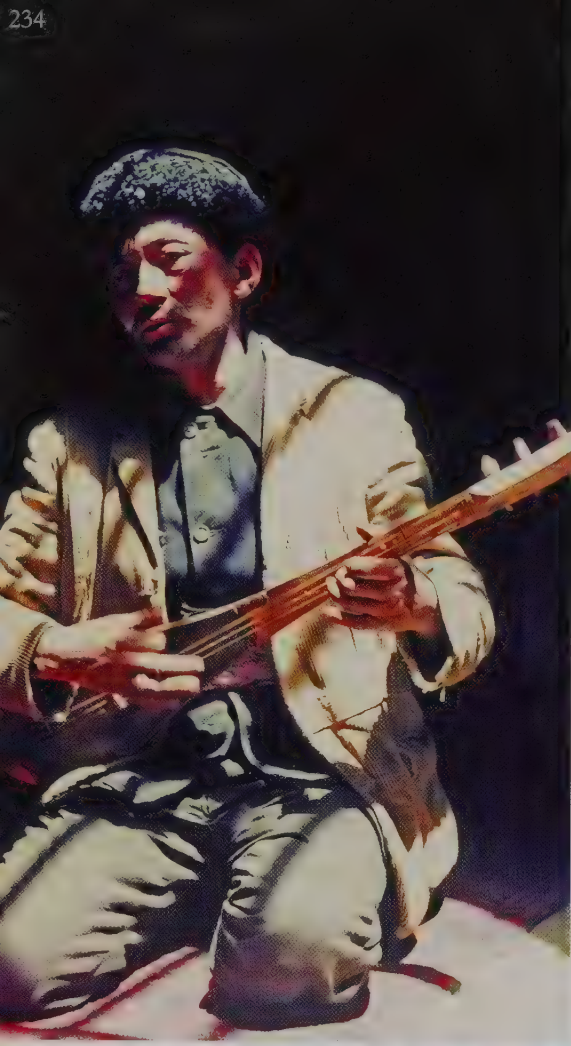
























Dank und Adresse des Autors

Allen zu danken die Anteil hatten am Gelingen meiner Afghanistan-Expeditionen ist allein schon deshalb schwierig geworden, weil viele von ihnen inzwischen nicht mehr am Leben sind. Für HANS GEORG AMSEL, WALTER FORSTER oder HEINRICH OTTO VOLK gab es keinen besonderen Anlass, einem jungen, noch völlig unbekannten Hobbyentomologen dabei zu helfen, einen ehrgeizigen und mit mancherlei Risiken behafteten Plan in die Tat umzusetzen. Sie haben es trotzdem getan. Gleiches gilt für einige hohe Politiker und Verwaltungsbeamte in Kabul, oder für deutsche und österreichische Ingenieure, Ärzte, Lehrer und Techniker auf ihren jeweiligen Außenposten in Afghanistan, die sich damals für meine Belange eingesetzt haben. Ihnen allen, dazu noch meinen afghanischen Freunden und Reisegefährten AJRUDDIN WAIS, DJALAL-UD-DIN und NUROLHAQ AZIZI, aber auch allen ungenannt gebliebenen Menschen, die mir auf den langen und beschwerlichen Wegen begegnet sind und mir geholfen haben, gilt mein respektvoller und innigster Dank.

Dieses Buch wäre nicht ohne die tatkräftige Mithilfe guter Freunde möglich geworden, zumindest nicht in dieser handlichen und reich illustrierten Ausgabe. Dafür danke ich insbesondere meinem Freund und Nachfolger im Amt, Dr. ROBERT TRUSCH, und mit ihm zugleich dem Vorstand des Naturwissenschaftlichen Vereins Karlsruhe e. V., der die Herausgeberschaft des Buches übernommen hat.

Guten Rat und wertvolle Hinweise erhielt ich von meinem Freund AXEL HOFMANN, meinem Sohn NORMAN EBERT und von Dr. PETER SNOY; die Bestimmung der auf der Deutschen Pamir-Expedition 1971 gesammelten und teilweise auch fotografierten Tagfalter verdanke ich Dr. WOLFGANG ECKWEILER, die der Pflanzen Prof. Dr. SIEGMAR W. BRECKLE.

Die Anfänge dieses Buches gehen auf die enge Zusammenarbeit mit meinem Freund ALFRED WEHNER zurück, auf dessen sachkundiges Urteil ich mich jederzeit verlassen kann. Für die Durchsicht des Manuskriptes danke ich FRANZISKA SCHREIBER, für mancherlei technische Hilfe und Ratschläge MICHAEL FALKENBERG. STEFAN SCHARF hat die elektronische Text- und Bildbearbeitung bis hin zur fertigen PDF übernommen.

Mein ganz persönlicher Dank gilt meiner Lebensgefährtin URSULA GÜNTHER. Ohne ihre unermüdliche und fortwährende Unterstützung, sei es bei der Lesung des Manuskriptes oder der Auswahl der Bilder, und ohne ihren guten Zuspruch in Zeiten nachlassender Arbeitswilligkeit wäre dieses Buch wohl nicht in den Druck gegangen.

Günter Ebert

Anschrift des Verfassers:
Markgrafenstr. 20
76133 Karlsruhe
E-Mail: ebert@smnk.de

Literaturverzeichnis

- AVINOV, A. N. (1912): Quelques formes nouvelles du genre *Parnassius* LATR. – Trudy (Horae Soc. Ent. Ross.) XL., No. 5, S. 1-21, Tab. II.
- BADURA, H. (1978): Die bisherige bergsteigerische Erschließung im „Grossen Pamir“ (1971 und 1975). In: „Grosser Pamir“. – 400 S., Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz/Austria 1978.
- BRECHNA, H. (2005): Die Geschichte Afghanistans. – 448 S., Vdf Hochschulverlag an der ETH Zürich. Zürich 2005.
- DANIEL, F. (1959): Monographie der palaearktischen Cossidae III. – Mitt. Münchn. Ent. Ges., 49: 102-160. München 1959.
- DOR, R. & C. M. NAUMANN (1978): Die Kirghisen des afghanischen Pamir. 124 S., Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz/Austria.
- DYRENFURTH, G. O. (1961): Der dritte Pol. – 263 S., Büchergilde Gutenberg. Frankfurt am Main 1961.
- EBERT, G. (1965): Afghanische Geometriden (Lep.) – Stuttg. Beitr. Naturk., 142: 1-32. Stuttgart, 1965.
- EBERT, G. (1967): Bemerkungen zur Verbreitung, Ökologie und Phänologie afghanischer Schmetterlinge. – Beitr. naturk. Forsch. Süd-wDtl., 26: 109-135. Karlsruhe 1967.
- EBERT, G. (1996): *Hyles robertsi elisabethae* nom. nov. pro *Celerio robertsi orientalis* EBERT, 1969 – Atalanta (Mai 1996), 27: 334. Würzburg 1996.
- EBERT, G. (2005): Die Deutsche Pamir-Expedition 1971 – ein Rückblick. – Ent. Z. Frankf. a. M., 115: 34-39.
- EISNER, C. & C. M. NAUMANN (1980): Beitrag zur Ökologie und Taxonomie der afghanischen Parnassiidae (Lepidoptera). – Parnassiana Nova LVII. Zool. Verhand. No. 178. E. J. Brill. Leiden 1980.
- FILCHNER, W. (1941): Bismillah! Vom Huang-ho zum Indus. – 347 S., 7. Aufl. F. A. Brockhaus. Leipzig 1941.
- FISCHER, L. & W. STEINHART (1957): Malaria und Malariaüberträger in Sarobi (Afghanistan). – Ztschr. Tropenmedizin u. Parasitologie. Bd. 8, Heft 1, 2. Stuttgart 1957.
- FOERSTER, J. (1954): Im Reich des *Morpho aega*. – Ent. Z. Frankf. a. M., 65: 217-232ff.
- FORSTER, W. & T. A. WOHLFAHRT (1955): Die Schmetterlinge Mitteleuropas. Bd. 1 und 2 (Tagfalter). – Stuttgart (Franckh) 1955.
- FREY, W. (1967): Zwischen Munjan und Bashgal. Zur Vegetation des Zentralen Afghanischen Hindukusch. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft „Klettern und Bergsteigen“ der Ortsgruppe Göppingen e. V. im TVdN; Göppingen 1967.
- GABRIEL, A. (1935): Durch Persiens Wüsten. – 272 S., Strecker & Schröder Verlag. Stuttgart 1935.
- GRÖTZBACH, E. (1966): Expeditionen im afghanischen Hindukusch. – Mitt. Dt. Alpenverein 18. Jg, Heft 2. München 1966.
- HEDIN, S. (1905): Durch Asiens Wüsten. – Bd. 1 u. 2, F. A. Brockhaus. Leipzig 1905.
- HEDIN, S. (1910): Zu Land nach Indien. – Bd. 1 u. 2, F. A. Brockhaus. Leipzig 1910.
- HEDIN, S. (1924): Von Peking nach Moskau. – 321 S., F. A. Brockhaus. Leipzig 1927.
- HEYDEMANN, F. (1954): Beitrag zur Lepidopteren-Fauna Afghanistans. – Ztschr. Wien. Ent. Ges., 39: 385-396, 412-428.
- HOANG, M. (1988): Dschingis Khan. – 448 S. (Deutsche Ausgabe). ECON Verlag GmbH. Düsseldorf 1991.
- KLAPPERICH, J. (1954): Auf Forschungsreisen in Afghanistan. – Entomolog. Blätter, 50: 107-118.
- KOTZSCH, H. (1951): Am Fundort von *Parnassius autocrator* Av. – Ent. Z. Frankf. a. M., 61: 25-31, 40.
- LAMPERT, K. (1907): Die Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas. – 308 S., Verlag von J. F. Schreiber in Esslingen und München 1907.
- NAUMANN, C. M. (2003 a): Laudatio für Herrn GÜNTER EBERT. – Mitt. Dtsch. Ges. Allg. Angew. Ent. 14: 1-2.
- NAUMANN, C. M. (2003 b): Die höchste Zygaena der Welt. – Ent. Z. Frankf. a. M., 113: 362-371.
- PACHALINA, T. N. (1969): Pamirskie Jazyki. In: Jazyki narodov Azii i Afriki. – 163 S., Izdatel'stvo „Nauka“. Moskwa 1969.

- RATHJENS, C. (1974): Die Wälder von Nuristan und Paktia. – Geogr. Ztschr. 62 (4): 295-311. Franz Steiner Verlag GmbH. Wiesbaden 1974.
- REITTER, E. (1908 - 1916): Fauna Germanica. Die Käfer des Deutschen Reiches. – Bd. I – V. K. G. Lutz' Verlag. Stuttgart 1908 – 1916.
- RINGER, K. (1986): Die Landwirtschaft. In: Bucherer-Dietschi, P. & Ch. Jentsch [Hrsg.] Afghanistan. Ländermonographie. 492 S., Stiftung Bibliotheca Afghanistanica, Liestal 1986.
- ROBERTS, LORD OF KANDAHAR (1904): Einundvierzig Jahre in Indien. – Zweiter Band, 384 S. Verlag der Hofbuchhandlung Karl Siegmund, Berlin 1904.
- ROELL, L. (1952): Sammeltage in den Süd- und Ostalpen. – Ent. Z. Frankf. a. M., 62: 73-80 ff.
- ROTHSCHILD, W. & K. JORDAN (1903): A Revision of the Lepidopterous Family Sphingidae. – Novit. zool. Vol. IX Suppl.
- SCHEIBE, A. [Hrsg.] (1937): Deutsche im Hindukusch. – Deutsche Forschung. Schriften der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Neue Folge. Bd. 1. 351 S., Karl Siegmund Verlag in Kommission. Berlin 1937.
- SCHLAGINTWEIT, E. (1890): Indien in Wort und Bild. – Bd. 1 und 2, Heinrich Schmidt & Carl Günther. Leipzig 1890.
- SCHWARZ, F. (1949): Bakschisch und Feidah. – 119 S., Friedr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung München. München 1949.
- SCHWEINFURTH, U. (1957): Die horizontale und vertikale Verbreitung der Vegetation im Himalaya. – Bonner geogr. Abhandl., 20: 1-373
- SHOR, J. B. (1955): After you, Marco Polo. – 294 S., McGraw-Hill Book Company, Inc. 2945. New York 1955.
- SNOY, P. (1975): Bagrot. Eine Dardische Tallandschaft im Karakorum. – 245 S., Akademische Druck- und Verlagsanstalt. Graz/Austria 1975.
- TICHY, H. (1937): Zum heiligsten Berg der Welt – Auf Landstrassen und Pilgerpfaden in Afghanistan, Indien und Tibet. – 192 S., Verlag Anton Schroll & Co. In Wien. Wien 1937.
- UNITED STATES BOARD ON GEOGRAPHIC NAMES GAZETTEERS: [Edit.,] (1971): Afghanistan, Official Standard Names. – 170 S., US Army Topographic Command, Washington DC.
- VOLK, O. H. (1954): Klima und Pflanzenverbreitung in Afghanistan. – Vegetatio, 5 – 6: 422-433. Den Haag 1954.
- WILTSHIRE, E. P. (1979): A revision of the Armadini (Lep. Noctuidae). – Entomograph 2: 7-78

Verzeichnis der wissenschaftlichen Tier- und Pflanzennamen

Die in den Jahren 1957 und 1961 von mir in Afghanistan gesammelten Tagfalter hat größtenteils Dr. WALTER FORSTER (Zoologische Staatssammlung München) bestimmt (siehe auch EBERT 1967). Nomenklatur und systematische Einordnung entsprechen der damaligen Interpretation und werden hier beibehalten. Die zusammen mit Dr. CLAS M. NAUMANN im Jahr 1971 gesammelten Rhopalocera wurden (mit Ausnahme der Parnassiinae, die CURT EISNER determiniert hat und die sich derzeit noch als Ausleihe im Naturkundemuseum von Leiden/Niederlande befinden, darunter auch das von mir im Großen Pamir gefangene Männchen von *Parnassius (Kailasius) autocrator*) bekam Dr. WOLFGANG ECKWEILER (Frankfurt am Main) zur Bearbeitung. Von ihm stammt eine erste Determinationsliste vom 24.4.2008. Unter dem

26.4.2010 datiert eine zweite überarbeitete Fassung, die diesem Register zugrunde liegt. Sie enthält auch die Namen von Untergattungen, die im laufenden Text in Klammern gesetzt sind. Die Bearbeitung des Tagfaltermaterials der „Deutschen Pamir-Expedition 1971“ liegt damit in seinen Händen. Mit Rücksicht darauf werden die hier benutzten Namen nur in vereinfachter Form, d. h. ohne Autor/Jahr-Angaben verwendet.

Die Determination der in diesem Buch enthaltenen fotografischen Pflanzenaufnahmen hat in dankenswerter Weise Prof. Dr. SIEGMAR W. BRECKLE (Bielefeld) übernommen. Dort, wo im Text wissenschaftliche Namen zu Pflanzengattungen und -arten ohne Abbildung vermerkt sind, stammen sie aus unterschiedlichen vom Autor genutzten Quellen, oder von ihm selbst.

- | | | |
|-------------------------|---------------------------|----------------------------|
| Acanthocinus 23 | Allium 244 | Armada 94 |
| Acantholimum 168, 305 | Alphaea 232 | armigera 122 |
| Acanthophyllum 168, 274 | alpherakii (Colias) 274, | artaxerxes 284 |
| acamas 125, 151 | 275, 284, 305 | Artemisia 270, 285, 299 |
| acanthana 147 | alpherakii (solskyi) 275, | Artogeia 275, 284 |
| achine 23 | 284, 290 | aryana 270 |
| actaea 274 | alpicola 185 | Ascalaphidae 286 |
| Actias 220, 229, 271 | alpina 147 | Ascalaphus 274, 286 |
| aedilis 23 | alta 275 | ashreta 244, 270, 275 |
| aega 23 | Amata 270 | australis 275 |
| afghana (persea) 270 | Amygdalus 107 | autocrator 14, 23, 24, 25, |
| afghana (Scopula) 147 | Anaphaeis 93 | 27, 190, 208, 215, 271, |
| afghana (Zygaena) 270 | Anchusa 274 | 298, 303 |
| afghanica 229 | ancilla 107 | avinovi 270 |
| Aglais 270 | Anopheles 181 | |
| aglaja 270, 275, 284 | Antherea 229 | babylonica 78 |
| Agriades 147, 275 | Anumeta 94 | bactrianus 305 |
| Agrodiaetus 284, 300 | Apaturini 298 | badachshana 284 |
| Akbesia 107 | Aplocera 146 | badachschanus 275 |
| Albulina 284, 290 | Aporia 274, 275 | badakhschana 147 |
| alceae 119 | argentifasciata 275 | baroghila 284 |
| alcides 151 | Argynnis 270, 275, | bellona 275, 284 |
| Alhagi 93 | 282, 284 | bengalensis 155 |
| alitchura 300 | Aricia 284 | bischoffi 125 |

- boeticus 60, 270
 Boloria 300
 bolorica 275, 290, 297
 Brachyninae 93
 brassicae 270, 275, 284
 briseis 125
 bucharica 244

 Caligula 244
 callidice 275
 Callimorpha 189
 Camelus 130, 305
 candalus 147
 canicularis 19
 canidia 275, 284
 cannelata 270, 275, 284
 Carcharodus 119
 Carcinopyga 286, 287, 305
 cardinalis 274, 275, 305
 cardui 84
 carolinianum 244
 caschmirensis 270
 cassina 46
 Cataclysmes 147
 caudata 274
 Cedrus 220
 Celerio 21
 Centaurea 270
 Cercis 75, 107
 Cerura 107
 chamanica 270
 charltonius 14
 Chazara 125, 297
 chitralensis 270, 297
 chloridice 93
 christophi 284
 chrysolopha 220
 chrysopsis 284
 chrysoptera 275
 Cigaritis 125, 151
 Cimex 103
 Cirsium 299
 Citellus 102
 Citrullus 107
 Clematis 282, 285, 287, 305
 Clossiana 275
 cocandica (Colias) 275,
 290
 cocandica (Zygaena) 274
 Cochyliidae 147
 Coenonympha 270, 275
 Colias 93, 147, 190, 270,
 274, 275, 282, 284, 290,
 305
 colocynthis 107
 cordula 274
 Cossus 78
 cossus 78
 Cousinia 168, 275
 crataegi 274, 275
 Cupido 47
 curtopedata 147
 Cuscuta 93
 cyparissias 21

 dagmara 125
 danorum 168
 Daphnis 93
 daplidice 270
 darwazica 147
 darwesthana 94
 davidi 107
 decolorata 297
 delphius 211, 243, 274,
 275, 305
 demodocus 42
 deodara 220
 deria 275
 devanica 275, 284
 diceratops 147
 digna 168
 Diceratura 147
 Dichagyris 286
 Dipsacaceae 244
 djalali 275, 290
 djamila 274
 ducalis 147
 didyma 275
 Dysauxes 107
 dysdorina 125

 eberti (Protophthora, Epischi-
 dia) 94
 eberti (selene) 244
 egea 125, 275
 elizabethae 21
 elizabethae 275
 enervata 125
 eogene 290
 Eogenes 151
 Ephedra 282
 Epilobium 305
 Epischidia 94
 Epizygaenella 272
 erate 93, 274, 275, 282
 Erebia 46, 282
 Eremurus 126, 274, 275
 Erica 46
 erigone 284, 290
 erythas 290
 Euapatura 298
 Eugnosta 147
 eumedon 284
 Euphorbia 21
 euphorbiae 21
 Eupithecia 286
 Euproctis 232, 282
 Eurema 60
 eurypilus 270
 Euxoa 286
 eversmanni (Kirinia,
 Pararge) 119, 274,
 275, 290
 eversmanni (Plebejus) 147
 excelsa 287, 305

 Fabaceae 244
 Fannia 19
 Fannidae 19
 fausta 93
 Felis 147
 fergana 284, 297
 Ferula 126, 148, 244,
 270, 274
 fieldii 270
 flavicola 270
 florenciae 284
 Foeniculum 274
 Freyeria 72
 fuciformis 147
 fulvus 102

 Gazalina 220
 Gelechiidae 190

- gerardiana 220
 gilgitica 284
 glauconome 93
 Graëllsia 229
 granatum 73
 grumi 297
 Gymnosporia 272

 Hedysarum 299
 Heliothis 122
 Hemaris 147
 Hemorrhagia 147
 Hepialidae 286
 heydenreichi 297
 hilaris 275, 290
 himalayanus 301
 himalayensis 107
 hinducucica (callidice) 275
 hinducucica (cocandica)
 275, 290
 hippa 46
 Hipparchia 98, 99, 151
 hippophaës 21
 hodja 297
 Holcocerus 94
 holosericeus 94
 honrathi 199
 hunza 297
 hunzaica 300
 Hyles 21, 99
 Hyponephele 119,
 125, 275, 282,
 284, 290
 Hyrcanana 270, 275

 Ibex 284
 icadius 284
 icarus 119, 270
 Idaea 147
 inopinatus 189, 267,
 270, 305
 interposita 125
 iranica 93
 irritans 153
 isabellae 229
 ishkashimika 297
 Issoria 270, 275
 Ixias 73, 272

 jacobsoni 284, 297
 jacquemontii 274, 284
 jaeschkeana 244
 jordana 284
 Juniperus 270, 274,
 287, 305

 kafir 284
 Kailasius 333
 Kanetisa 168, 282
 Karanasa 275, 284,
 290, 297, 300
 karghalica 232, 282
 kaschmirensis 272
 kashmirensis 107
 kauffmannii 132
 Kirinia 275, 290
 Knautia 274
 Kobresia 299
 Koramius 189, 211,
 243, 267, 274, 305
 Kretania 270

 ladakensis 290
 Lampides 60, 72, 270
 Lasiommata 275
 laspura 284
 lathonia 270, 275
 latifolia 305
 lectularius 103
 leechi 300
 lehana 284
 lehanus 275, 290
 Leontopodium 305
 Leptoneura 46
 leucodice 270
 leucographa 286
 libelluloides 286
 lindia 244
 loewii 270
 longicornis 286
 Lopinga 23
 lotrix 107
 lupinus 119
 Lycaeides 284
 Lycaena 119, 270, 274,
 275, 284, 290
 Lyela 72

 Lysandra 125

 machaon 274, 290, 294
 macmahoni 72
 Madais 93
 Malacosoma 185
 mangeri 270
 manul 147
 maracandica 125
 marcopolo 290
 Marmota 274
 marmota 274
 maureri 275
 maurorum 93
 Melanargia 275
 melanochroa 286
 melanostigma 232
 Melitaea 147, 270, 274, 275,
 284, 297
 Meloidae 78
 menava 151, 275
 Mesoacidalia 270, 275, 284
 Metaporia 270
 minerva 147, 275
 minimus 47
 mirza 298
 mixtazona 286
 mnemosyne 146, 274
 mniszechii 168
 moeonis 270
 montana 147
 moorei 270
 Morina 229, 244
 Morpho 23
 muetingi 267
 multifida 305
 murzini 286
 Muschampia 270
 Muscidae 19
 mushketovi 297
 Mylabris 93
 Myricaria 285
 Myrmeleontidae 286

 nadezhdae 275
 nanum 305
 napaea 282
 naumanni 286

- Nemopteridae 286
 neoiris 284
 Nepeta 299
 nerii 93
 nervosa 21
 nigrociliata 147
 nixa 270
 Noctuidae 94
 nolckenii 275
 nuksani 275
 Nymphalis 270

 obratzsovi 270
 Ochotona 168
 ochroleucum 305
 Oncocnemis 286
 Onobrychis 244, 305
 ophion 275
 orichalcea 107
 orientalis (robertsi) 21
 orientalis (Clematis) 287, 305
 Ornithodoros 151
 ottonis 270, 284
 oxania 275
 Oxytropis 299

 palaearctica 275
 Paliurus 62
 pamira (Karanasa) 284
 pamira (Zygaena) 298, 299, 300
 pandora 275
 Pandoriana 275
 panjshira 284
 Papilio 42, 46, 274, 290, 294
 Papilionaceae 93
 Paralasa 168, 284
 Pararge 119, 151, 274
 parce 275
 parisatis 98, 99, 151
 Parnassius 14, 23, 24, 25, 27, 146, 190, 199, 208, 215, 270, 271, 274, 275, 284, 298, 303, 305
 pauperaria 285
 perdigna 168

 perseus 270
 persica (icarus) 270
 persica (Morina) 229, 244
 personata 103
 pherecydes 275
 pheretades 147, 275
 pheretulus 274, 275
 phlaeas 119, 275
 Pieris 147, 270, 275, 282, 284
 pimpla 284
 Pinus 220
 pirithous 72
 plagiata 146
 Plebejidea 270
 Plebejides 284
 Plebejus 147, 270, 275, 284
 Plusia 107
 Plusiinae 122
 Polygonia 125, 275
 Polyommatus 119, 147, 270, 284, 290, 297, 300
 Pontia 93, 270, 275
 poseidonides 284
 Potentilla 305
 praecisaria 147
 principalis 189
 Procris 270, 274
 proserpina 286, 287, 305
 Protophora 94
 Pseudochazara 98, 168, 284
 Pseudonympha 46
 pulchella (Polyommatus) 300
 pulchella (Utetheisa) 60, 107
 pulchra 284
 Pulex 153
 Punica 73
 pyrene 73, 272
 Pyrgus 147, 270, 284

 rapae 284
 Reduvius 103
 relaxata 286
 Rheum 305
 Rhododendron 229
 Rhodostrophia 147, 270

 robertsi (Hyles) 21, 99
 robertsi (trivia) 275
 rogneda 284
 Rosa 274
 roschana 275, 284
 rubricollis 238, 270
 rufescens 168
 ruth 211

 sacer 84
 salangensis 21
 Salix 78
 Salvia 244, 274
 sartha 270, 275
 sartoides 284
 sartus 284
 sarykola 284
 sassanides 275
 Saturnidae 244, 271
 Satyridae 98, 168
 Satyrium 275
 Satyrus 274, 284
 Scarabaeus 84
 schachdara 284
 Scopula 147
 scotographa 286
 selene 220, 229, 244, 271
 shandura 297
 shirniensis 147
 shiva 275, 290
 shivacola 274, 275
 shugnana 275
 sibina 147
 sipora 300
 Scoliidae 99
 siliquastrum 75
 Sisypheus 85
 sogdiana 238, 244, 265, 270
 Solifugae 93
 solskyi 275, 284, 290
 Stamnodes 285
 Stenodes 147
 Sterrhia 147
 stoliczkanus 297
 storaia 238, 244, 265
 Strymon 275
 subnephela 275
 summa 284

Superflua 275	Thymus 274	Varanus 155
superpictus 181	tianschanicus 275, 305	venus 275
Syntharucus 72	tibeticum 305	
Syntomidae 222	Tibicen 112	watsoni 168
	transalaica 275, 284	wiskotti 147, 199, 275
tadjika 125, 147, 275	trivia 275	
tadschikistana 274	trochylus 72	Zygaena 238, 244, 265,
tancrei 94	turanica 147	266, 270, 274, 275, 298,
telephassa 98		299, 300
telicanus 72	undina 125, 275	Zygaenidae 266, 274
tenuistigma 284	Utetheisa 60, 107	
Tetraogallus 301		
Thersamonia 119, 275, 284,	Vacciniina 244, 270, 275,	
290	284	
thersamon 119	Vanessa 84	

12.10.19

1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.

1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.

1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.
1000 ft. 1000 ft. 1000 ft.

Verzeichnis geografischer Namen aus Afghanistan

Die Wiedergabe geografischer Namen aus Afghanistan, die in diesem Buch enthalten sind, stößt erwartungsgemäß auf Schwierigkeiten. Schon ihre Notierung in meinem Reisetagebuch ist nicht einheitlich, je nachdem ob ich sie aus Karten und sonstigen Unterlagen, oder direkt von Einheimischen, das heißt also phonetisch übernommen habe. Auf meinen Afghanistanreisen benutzte ich die sogenannte „Quarter-Inch-Karte“ im Maßstab 1:1.000.000, herausgegeben von der „Geographical Section. General Staff No. 4646 (Blatt „Kabul“, 1955); No. 2555 (Blatt „Samarquand“, 1951, und Blatt „Kandahar“, 1950), published bei War Office – Third and Fifth Edition. Darin sind alle Namen in englischer Schreibweise enthalten. Zum Beispiel heißt der Fluss, der vom Anjuman-Pass in südwestlicher Richtung herabführt, „Pandschir“. In der zitierten Karte steht dafür „Panjshir“. Eine neue, von „Reise Know How“, Verlag Peter Rump GmbH“ herausgebrachte Karte (1:1.000.000) gibt ihn mit „Panjscher“ an.

Solche Beispiele voneinander abweichender Schreibweisen lassen sich beliebig oft anführen. Um sie nicht unnötig zu vermehren, folge ich hier der Transliteration in „Afghanistan – Official Standard Names, approved by the United States Board on Geo-

graphic Names, prepared in the Geographic Names Division, U.S. Army Topographic Command. Washington, D. C., 20315, July 1971.“ Die in dieser „gazetteer“ verwendeten Namen stimmen gut mit denen der von mir benutzten Karten überein, Abweichungen wurden in diesem Verzeichnis in runde Klammern gestellt. Geografische Koordinaten können in der zitierten Publikation nachgeschlagen werden.

Zur besseren Orientierung habe ich Hinweise wie „Fluss“, „Tal“, „Gebirge“ usw. in eckige Klammern hinzugefügt. Namen von Städten, die in allen größeren Atlanten zu finden sind, werden mit nur einem Querverweis angegeben. Das gleiche gilt für häufig zitierte geografische Namen. Solche, die in den Karten auf den Seiten 71, 193 und 280/281 enthalten sind, werden nur mit dem Hinweis auf diese Seite zitiert.

In allen Fällen, in denen die hier aufgeführten Namen nicht eruiert werden konnten, wie beispielsweise „Khinsch-e-Andarab“ oder „Naurao“, habe ich mich um eine phonetische Wiedergabe bemüht. Die während der Pamir-Expedition von 1971 notierten geografischen Namen sind als „Fundortliste“ schon früher veröffentlicht worden (siehe EBERT 2005).

Ab-i-Istada (Istadeh-ye-Moqor) 71
Ab Qadsch (Ab Quaj) [Fluss] 282
Aq Jelga (Aq Djelgha) [Fluss] 289
Aksu (Aqsu, Darya-ye Aqsu) [Fluss] 289
Aliabad 116, 154
Ali Khel (Ali Kheyl) 220 ff.
Alingar (Alingur, Darya-ye Alingar) [Fluss] 62
Amu Darja (Amu Darya) 280
Anjuman [Ort] (Anjoman) 211, 212, 253
Anjuman [Pass] (Kotal-e-Anjuman) 207 ff.
Anjuman [Fluss] (Anjuman Rud) 208, 213
Arghandab [Fluss] (Darya-e-Arghandab) 87 ff.

Arghandab [Damm] (Band-e-Arghandab) 71
Asmar 272
Baba Tangi [Ort] 280
Baba Tangi [Berg] (Koh-i-Baba Tangi) 239, 281, 306
Baba Wali 98
Badakhshan (Badakshan, Badachschan) 66 ff.
Baghlan (Baglan) 34 ff.
Bagrami (Bagrame) 74
Baharak [Fluss] 285
Bala Hissar 74

- Bala Quran 212, 213, 216
 Balkh 104, 106, 242
 Balutchistan (Baluchistan, Belutschistan) 225
 Bamian [Ort] (Bamiyan) 157, 165, 172, 240
 Bamian [Fluss] (Darya-i-Bamian) 114, 159, 160, 161
 Band-i-Amir (Band-e-Amir) 71, 193, 240
 Barak (Baharak) 71
 Barg-e-Matal 238, 271
 Barikot (Barikowt) 272
 Baroghil [Pass] (Baroghel, Barowghil) 281
 Bashgal (Bashgul) 208
 Boghra [Kanal] 184
 Bom Darra [Pass] 126, 149
 Bzhoi Gumbaz (Basa'i Gonbad, Bzhai Gumbaz) 261, 287, 289, 306

 Chah-i-Anjeer 71
 Chakhansur 87
 Chap Kolak (Chap Kowlak) [Pass] (Kotal-e-Chap Kolak) 166
 Chara-uddin 103, 104
 Char-i-Ghorband (Chahar de-ye Ghowrband, Ghorband) 154
 Charikar 112, 158, 169, 209, 210

 Darwaz [Gebirge] 14 ff.
 Darweshan (Darvishan) 71
 Dasht-e-Margo 87, 93, 198
 Dasht-e-Nawar (Nawur) 88
 Dasht-e-Registan 93, 95
 Dasht-e-Rewat (Dasht-i-Rivat) 209
 Deh Ghulaman (Deh Golaman) 280
 Deh Mazang 151, 155
 Doab 114, 115, 154
 Doabi 128
 Doshi (Dowshi) 115
 Dschob Darra (Djob Darra) 127

 Faizabad (Feyzabad) 71
 Farah 187
 Firuskuhi (Firuz Kuh) [Gebirge] 189, 267

 Gardez (Gardeyz) 220, 221, 238, 267
 Ghazni 78 ff.
 Ghorband [Fluss, Tal] 109 ff.
 Giriskh (Gereshk) 87, 89, 97

 Gulbahar (Golbahar) 34, 69, 70, 209
 Gulestan (Gulistan, Golestan) 126, 148, 273, 275

 Hajikak [Pass] 160
 Hamun-i-Helmand (Hamuni Hilmand) 87, 91
 Hamun-i-Zaboli (Hamuni Sabari) 91
 Hazarajat 87 ff.
 Helmand [Damm] (Band-i-Kajaki, Khwaja Kai, Kaja Kai) 184
 Helmand [Fluss] (Hilmand, Hilmend) 87 ff.
 Herat 71

 Ishmurgh [Fluss] 279, 280
 Iskaser 207, 215
 Iskashem (Ishkashim, Eshkashem) 280

 Jabal us Siraj (Jabal os Saraj) 158
 Jalalabad 62 ff.
 Jurm (Jorm) 122 ff.

 Kabul [Fluss] (Darya-ye Kabul) 63 ff.
 Kabulschlucht 193
 Kabul [Stadt] (Kabul, Kaboul) 71
 Kajaki („Kadschakai“) 88
 Kalat-i-Ghilzai (Qalat-e-Ghelzai, Qalat) 85, 86
 Kandahar (Qandahar) 71
 Kandahar-Dand (Dand) 87
 Karabagh (Qara Bagh) 85
 Karez-e-Mir (Karez-i-Mir) 238, 239
 Keran (Koran va Monjan) 215
 Khanabad 116 ff.
 Khandut (Khandud) 280
 Khing 143
 Khinsch-e-Andarab 71
 Khodja Mohammed (Koh-i-Khaja Muham-mad, Khwaja Muhammad) [Gebirge] 117, 271
 Khost (Khowst) 219 ff.
 Khyber-Pass 71
 Kishm (Keshem) [Ort] 116, 152
 Kishm [Fluss] 152
 Koh-e-Hazar Kand 301, 302, 306, 307
 Koh-i-Azamai 155
 Koh-i-Baba [Gebirge] 87 ff.
 Koh-i-Baba Tangi 239, 281, 306

- Koh-i-Bandakor 208
 Koh-i-Daman 158, 169, 182, 209
 Koh-i-Sher Darwaza 75
 Kokcha [Fluss, Tal] 116 ff.
 Kotal-e-Dalez [Pass] 285
 Kotal-e-Gulestan [Pass] 126, 149
 Kotal-e- Mar Petsh [Pass] 287, 305
 Kotal-e-Mullah Yacub [Pass] (Mulayaqub Pass) 193
 Kotal-e-Peiwar [Pass] 219 ff.
 Kotal-e-Sanglich [Pass] 271
 Kotal-e- Sardéu [Pass] 126 ff.
 Kotal-e-Sargaz [Pass] 281, 298, 299, 306
 Kotal-e-Shahtu [Pass] 193
 Kotal-e-Shibar [Pass] 113, 154, 158, 273
 Kotal-e-Shinkai [Pass] (Shinkay, = Kotal-e-Sirkaj) 220, 270, 305
 Kotal-e-Shutur Gardan [Pass] 270
 Kotal-e-Toghuz Bash [Pass] 283, 285, 297
 Kotal-e-Unai [Pass] 198
 Kotal-e-Wazit [Pass] 299, 300, 302, 306
 Kotkai (Kotgay, Kotkay) 193
 Kuh-i-Ruz 200, 230
 Kunar [Fluss, Tal] 62, 270, 272
 Kunduz (Konduz, Qonduz) 154, 272
 Kuram [Fluss] (Kurram) 223, 226
 Kurbitab (Kurpetau) 207, 209, 210, 212

 La'lpur 62
 Langar 281
 Lashkar Gah 71
 Lataband [Pass] (Kotal-e-Lataband) 69 ff.
 Lindai Sin 238
 Logar [Tal] (Lowgar) 86, 220, 265

 Mahipar (Pul-i-Charchi) 195
 Maidan (Meydan, Maydan Shar) 83, 199
 Maimana (Meymaneh) 190
 Maiwand (Meivand)) 87
 Mardja (Marja) 94
 Mian Shar 212
 Mukur (Muqur) 85, 101, 102, 104
 Munjan [Fluss] 208, 213
 Munjan [Ort] 215

 Nad-i-Ali 97, 184
 Naghlu (Nagalu) 70
 Naurao 200

 Neshtkhawr 297
 Nijrao (Nijrab) 70, 74
 Noshag (Nawshakh) [Berg] 208, 239, 276
 Nuristan 210 ff.

 Paghman [Gebirge] (Koh-i-Paghman) 75 ff.
 Paghman [Ort] 81, 132
 Paktia 193
 Pamir-e-Kalan (Großer Pamir) 281
 Pamir-e-Kiçik (Kleiner Pamir) 239, 241, 281
 Pändsch [Fluss] (Ab-i-Pändsch, Panzh) 30, 145, 276
 Panjao (Panjab) 193
 Panjshir [Fluss, Tal] (Panjsheer) 158, 209
 Parian 209
 Piw 215
 Ptukh [Tal] 283
 Pul-i-Khumri (Pol-e-Khomri) 69, 114, 154, 228

 Qala Bost (Qala Bist, Qal'eh-ye Bost) 89, 90
 Qala Mirzashakh 141
 Qala Khing 142, 143
 Qala Panja (Qal'eh-ye Panjeh) 280
 Qarabagh 112, 158
 Qara Qabtschei [Pass] 297
 Qizil Qala (Qezel Qala) 154

 Rabatak (Robatak) 238
 Rahser (Razer) 213, 215

 Safed Koh [Gebirge] 207, 219, 223, 238
 Saighan 165
 Salang [Pass, Tunnel] 193
 Sanglich [Fluss, Tal] (Sang Lech) 208
 Sardab [Fluss] 122, 125, 275
 Sardéu [Ort] (Zardeu) 132, 275
 Sargaz 281, 297, 298, 306
 Sarhad 281
 Sar-i-Asp (Sar Asp) 85
 Sari Sang 208
 Sarobi (Surobi, Sorubi, Sarubi) 71
 Seistan (Sistan) 91
 Shah Fuladi [Berg] 198, 204, 205
 Shahidan 193
 Shai Darra [Pass] 119, 142, 143
 Shaikhabad (Sheykhabad) 83
 Shakh Darja [Fluss] 130

- Shanez 209, 210
 Shar-e-Now (Shahr-e-Now) 76, 210
 Shar-e-Surkh (Shahr-e-Surkh) 158, 159
 Shawr [Ort] 297
 Shawr [Pass] 285
 Sher Darwaza 75
 Shirghnan (Shighnan, Shughnan) 145
 Shiva [See, Hochebene] (Shiveh Lake) 71
 Shiva [Fluss] 130, 148
 Sikaram (Mount Sikaram, Sika Ram) 223, 226
 Sping Gawi [Pass] 223
 Spintak 102
 Suleiman [Gebirge] 87, 207, 226
 Surkhab [Fluss] 114, 116
 Sust (Suhst) 280
 Sust Bala 282

 Tagao (Tagab) 70, 74
 Takht-i-Suleiman [Berg] 226
 Taliqan (Taloqan, Talikan, Taleqan) 116, 153
 Tangi Garu 105, 116, 132
 Tarnak [Fluss] (Tarnak Rud) 85
 Tera [Pass] 220, 221
 Tergen Qorum 287, 289, 290, 293, 294, 306

 Tirich Mir [Berg] 208, 239, 276
 Tolibai 299, 300, 306
 Torkham 61, 230
 Tschaga Serai (Chaga Saray, Chagah Saray) 272
 Tshaqmaqtiin (Kol-e-Tshaqmaqtiin, Chaqmaqtiin Lake) 261, 289, 306

 Viktoria-See (Zor Kol) 239, 261

 Wadi-e-Kol Bashi 289, 290
 Waduj [Fluss] 289
 Wakhan [Fluss, Tal] (Ab-i-Wakhan, Vakhan) 281
 Wakhan-Pamir [Gebirge] 281
 Wardak (Vardak) 69, 72, 97, 228
 Warduj [Fluss] (Warduch, Varduj) 275, 276
 Wazit [Tal] 300, 306

 Yakawlang (Yakwalang) 165, 203
 Yamak 212, 213, 216

 Zabol 87
 Zebak 242, 270, 273, 275
 Zemestani Baharak 285, 286, 297, 305
 Zor Kol 261

Wir wecken Ihr Natur- Interesse ...

Im Naturwissenschaftlichen Verein Karlsruhe e.V. kommen seit über 150 Jahren Naturforscher, Freunde der Naturkunde und die interessierte Öffentlichkeit zusammen. Der Naturwissenschaftliche Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung und den Schutz der Natur zu unterstützen. Er fördert den Gedankenaustausch zwischen Menschen, die sich beruflich oder in ihrer Freizeit mit Naturwissenschaften befassen. Durch seine Arbeit will der Verein in der Öffentlichkeit die Kenntnis von Naturzusammenhängen und -phänomenen vertiefen.

Der Naturwissenschaftliche Verein wurde durch ALEXANDER BRAUN, den damaligen Direktor des „Naturalienkabinetts“, im Jahre 1840 ins Leben gerufen. Der Verein zählt damit zu den ältesten seiner Art in Deutschland. BRAUN versammelte namhafte Geologen, Biologen, Mediziner, Physiker, Chemiker und Meteorologen um sich, die im Rahmen des „Vereins für naturwissenschaftliche Mitteilungen“ monatlich ihre Forschungsergebnisse präsentierten und diskutierten. BRAUN organisierte auch die ersten populärwissenschaftlichen Vorträge und Führungen, die sich großer Beliebtheit erfreuten. 1862 trat der Verein mit neuem Statut als „Naturwissenschaftlicher Verein“ in Erscheinung und erlebte im Folgenden seine erste Glanzzeit, in der die Mitgliederzahl bald auf über 100 anstieg. In den 1880er Jahren führte HEINRICH HERTZ auf einer Sitzung des Vereins erstmals seine bahnbrechenden Versuche zur Existenz und Ausbreitung elektromagnetischer Wellen der Öffentlichkeit vor.



**Naturwissenschaftlicher
Verein KARLSRUHE E.V.**

Heute wie damals ist der Naturwissenschaftliche Verein eng mit dem Naturkundemuseum Karlsruhe verbunden und fördert die Fachgebiete der Geowissenschaften, Botanik und Zoologie sowie alle Bereiche des Naturschutzes. Der Verein pflegt die Fachgebiete in seinen Arbeitsgemeinschaften (AG), durch Vortragsveranstaltungen, Exkursionen und Veröffentlichungen.

Der Verein gibt jährlich zusammen mit dem Naturkundemuseum und dem Referat Naturschutz und Landschaftspflege am Regierungspräsidium Karlsruhe die Zeitschrift „*Carolinea – Beiträge zur naturkundlichen Forschung in Südwestdeutschland*“ heraus. Die *Carolinea* enthält aktuelle wissenschaftliche Abhandlungen aus den oben genannten Fachgebieten, in denen über neue Forschungsergebnisse aus Südwestdeutschland, aber auch über die internationale Forschung des Naturkundemuseums berichtet wird.

Herzstück des Vereins sind seine Arbeitsgemeinschaften

www.nwv-karlsruhe.de (Arbeitsgemeinschaften)

Entomologische AG

Limnologische AG

Ornithologische AG

Pilzkundliche AG

Wir bieten unseren Mitgliedern

- Ein attraktives Vortragsprogramm, Exkursionen
- Einladungen zu den Veranstaltungen des Vereins und des Naturkundemuseums
- Die Möglichkeit der aktiven Mitarbeit in den Arbeitsgemeinschaften
- Bezug der *Carolinea*, sowie 30% Rabatt beim Erwerb älterer Bände der Zeitschriften *Carolinea*, *Andrias* sowie der Beihefte *Carolinea*
- Kostenlose Benutzung der nicht öffentlichen Fachbibliothek des Naturkundemuseums
- Freien Eintritt in das Naturkundemuseum Karlsruhe

Mitglied werden

Mitgliedsbeitrag pro Jahr (Stand 2010)

Ordentliche Mitglieder: 15,00 Euro

Pensionäre, Rentner: 12,50 Euro

Schüler, Studenten: 7,50 Euro

Der Mitgliedsbeitrag ist selbstständig
auf folgendes Konto zu überweisen:

Postbank Karlsruhe
Konto-Nummer: 121 547 58
Bankleitzahl: 660 100 75

Der Naturwissenschaftliche Verein Karlsruhe e.V.
ist wegen der Förderung der Wissenschaft nach
dem aktuellen Freistellungsbescheid des Finanz-
amtes Karlsruhe-Stadt nach § 5 Abs. 1 Nr. 9
des Körperschaftssteuergesetzes von der Körper-
schaftssteuer befreit. Mitgliedsbeiträge wie auch
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Antwortkarte
Beitrittserklärung



Naturwissenschaftlicher Verein
Karlsruhe e.V.
c/o Staatliches Museum für
Naturkunde Karlsruhe
Erprinzenstr. 13
76133 Karlsruhe

Sie können diese Beitrittserklärung
auch an die Faxnummer
(0721) 175 - 2110 senden.



Antwortkarte

Beitrittserklärung

Hiermit trete ich dem Naturwissenschaftlichen Verein
Karlsruhe e.V. bei.

Vorname: _____

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Tel.: _____

E-Mail: _____

Den Jahresmitgliedsbeitrag habe ich auf das Konto:

Postbank Karlsruhe

Konto-Nummer: 121 547 58

Bankleitzahl: 660 100 75 überwiesen.

Datum: _____

Unterschrift: _____



Antwortkarte Beitrittserklärung



Naturwissenschaftlicher Verein
Karlsruhe e.V.
c/o Staatliches Museum für
Naturkunde Karlsruhe
Erbprinzenstr. 13
76133 Karlsruhe

Sie können diese Beitrittserklärung
auch an die Faxnummer
(0721) 175 - 2110 senden.



Antwortkarte Beitrittserklärung

Hiermit trete ich dem Naturwissenschaftlichen Verein
Karlsruhe e.V. bei.

Vorname: _____

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Tel.: _____

E-Mail: _____

Den Jahresmitgliedsbeitrag habe ich auf das Konto:

Postbank Karlsruhe

Konto-Nummer: 121 547 58

Bankleitzahl: 660 100 75

überwiesen.

Datum: _____

Unterschrift: _____

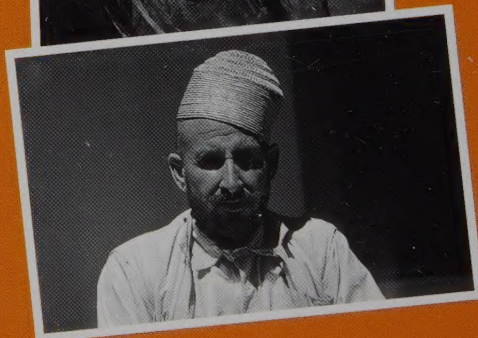
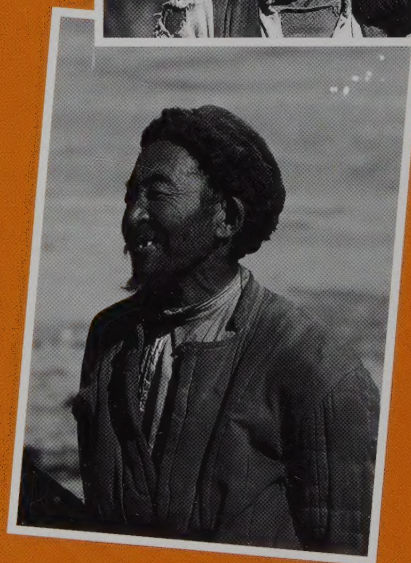
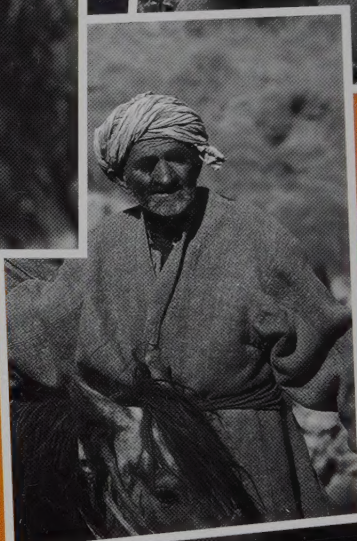
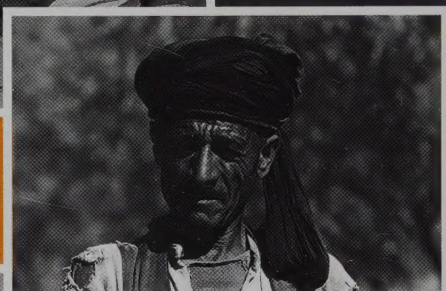
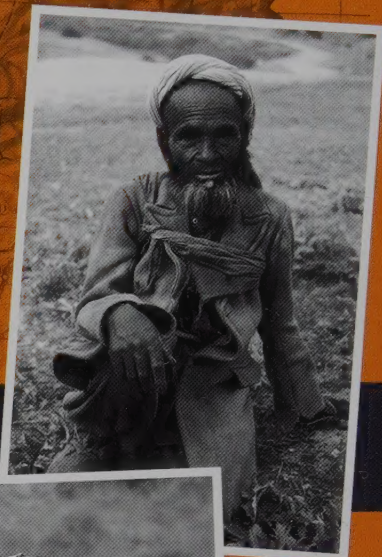
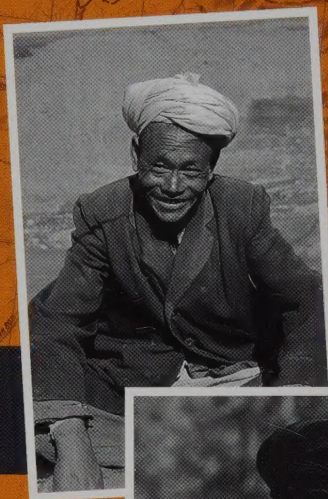
Der Naturwissenschaftliche Verein Karlsruhe e. V., der sich erstmals als Herausgeber eines Buches betätigt, hat sich die Aufgabe gestellt, zwischen Forschung und interessierter Öffentlichkeit zu vermitteln. Deshalb möchte er auch in Zukunft Bücher von Autoren veröffentlichen, die sich in den Naturwissenschaften einen Namen gemacht haben.

Günter Ebert, ehemals Kurator für Schmetterlinge (Lepidoptera) am Staatlichen Museum für Naturkunde in Karlsruhe und Vereinsmitglied seit 1965, wurde über die Landesgrenzen hinaus bekannt als Herausgeber des zehnbändigen Grundlagenwerkes „Die Schmetterlinge Baden-Württembergs“ (1991–2005). Ebert erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen für seine erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit, unter anderem im Jahr 2004 den Ernst-Jünger-Preis des Landes Baden-Württemberg, den einzigen staatlichen Preis für Entomologie in Deutschland.

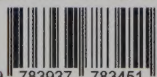
Dieses Buch, das vom Autor und Frau Ursula Günther maßgeblich gefördert wurde, soll helfen, dem Naturwissenschaftlichen Verein Karlsruhe e. V. in der Öffentlichkeit noch breitere Aufmerksamkeit zu verschaffen. Mit dem Verkaufserlös werden zukünftige Projekte gefördert.



Naturwissenschaftlicher
Verein KARLSRUHE E. V.



ISBN: 978-3-937783-45-1



9 783937 783451

€ 39,90 [D]

www.nwv-karlsruhe.de

